<36608041800014

<36608041800014

Bayer. Staatsbibliothek

H. Nat. 94.
3,13
Hist. nat. Syst. 203.
N.o 411.

Herrn von Buffon

Naturgeſchichte

der

vierfüßigen Thiere.

Dreizehnter Band.

Brünn,
gedruckt bei Joſeph Georg Traßler, und im
Verlage F. A. Schrämbls.

1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Herrn von Buffons
Naturgeſchichte
der
vierfüßigen Thiere.

Das Biſam Thier T. CCXLI.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

LXXXXIII.

Das Biſamthier. a) 1)

Pallas Spicileg. Zoolog. XIII. Tab. IV.

Um die Geſchichte der Gazellen, der Zwerg-Hirſchchen und der übrigen Thiere dieſes Geſchlechts, welche ſich alle in der alten Welt finden, ganz vollſtändig zu machen, fehlt uns nur noch die Geſchichte des Thiers, das eben ſo berühmt als wenig bekannt iſt,

 und

a) Moſchi Capreolus. Gesner, hiſt. quadrup. pag. 695. fig. pag. 696.

Capra Moſchi. Aldrovand. de quadrup. Biſſulcis. pag. 743. fig. pag. 744.

The Muſc. Deer, le Cerf du Muſc. Grews. Muſ. Reg. Societ. London. 1681. pag. 21 & ſeq.

Hiam,

und von welchem man den wahren Biſam bekömmt. Alle neuere Naturforſcher und die mehreſten Reiſebeſchreiber von Aſien haben deſ-

Hiam, animal Muſci. Michael Boym. Flora ſinenſis, 1656. fig. pag. 2.

Moſchus. Schröckii hiſtoria Moſchi. Viennæ 1682.

Animal Moſchiferum. Ray. Syn. quad. p. 127.

Tragus Moſchiferus, Moſchus. Klein de quadrup. pag. 18. deutſch pag. 59.

Tragulus ad umbilicum folliculum Moſchiferum gerens — — Moſchus, le Muſc. Briſſon Regn. animal. p. 97. n. 5. (ed. in 8. p. 67.)

Moſchiferus, Moſchus. Linn. Syſt. nat. edit. X. p. 66. n. 1. W.

1) Certains animaux qui portent le muſc. Della Valla voy. II. p. 387.

Animal Moſchiferum. Nieremb. hiſt. nat. p. 184.

Capra Moſchi. Jonſt. quadr. p. 78.

Capreolus Moſchi. Biſemthier. Jonſt. quadr. tab. 29.

Muskus. Dier. Nieuhof Geſantſchap. Amſterd. 1665. in fol. p. 154.

deſſelben gedacht, einige unter dem Namen eines Biſamhirſches, Biſamrehes oder einer Biſamziege; andere haben es als ein groſ-

 ſes

Bieſemthierlein, Xc genannt. Neuhof Geſandſch. pag. 373.

Moſchus. Schröck monogr.

Biſemthier Moſchi capreolus. Geſn. Thiere pag. 50. fig. pag. 50. 51.

Animal qui produit le muſc. Tavern. voy. II. pag. 316.

Capra Moſchi. Charlet. exerc. pag. 10.

Muscus-of Muskeljaat dier. Ysbr. Reiſ. p. 45

Cabardyn; Strahlenb. Aſ. pag. 335.

Hiang-thehang'tſe. Du Halde Chin I. pag. 33.

Moſchus. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 13. n. 1.

Animal Moſchiferum, Kabarga dictum. J. G. Gmelin Nou. comm. petrop. IV. pag. 393.

Moſchus The musk Animal. Hill. anim. p. 575.

Der Muskusbock. Halle vierf. Th. pag. 317.

Kabarga. Müller Samml. III. pag. 561.

Chevrevil de la Chine. Diction. anim. I. p. 601.

Muſc. Diction. anim. III. pag. 203.

Xc

ſes Zwerghirſchchen angeſehen; und in der That ſcheinet ſeine Natur zweideutig zu ſeyn, und von allen dieſen Thieren etwas an ſich

zu

Xe de Chinois. Diction. anim. IV. pag. 575.

Muskus-Dier. Houtt. nat. hiſt. III. pag. 29.

A creature called Kaberda. Bell trav. pag. 233. II. pag. 79.

Le Muſc. Buff. hiſt. nat. XII. pag. 361.

Xe de Chinois. Bom. Diction. IV. pag. 636.

Moſchus (Moſchiferus) folliculo umbilicali. Linn. Syſt. nat. 12. I. pag. 91. n. 1.

The Tibet Musk. Penn. ſyn. quadr. pag. 56. n. 46. tab. 10. fig. 1.

Das tartariſche Biſamthier. Müllers Naturſyſt. I. pag. 375.

Moſchus (Moſchiferus) folliculo umbilicali. Erxleben Mammalia. pag. 319. n. 1. Severin Tentam. Zool. pag. 50. Graumann Introd. pag. 53. 1. Friſch vierf. pag. 2. n. 9.

Moſchus. Pallas Spicil. Zoolog. Faſc. XIII. p. 1. bis 45 Tab. IV. V. VI. Nord. Beitr. IV. p. 277. Zimmerm. geogr. Zool. II. p. 135. n. 52. Mart. Naturlex. VII. Biſamthier. Schrebers Säugth. T. 242.

Le Muſc. Buffon hiſt. nat. quadr. (ed. in 12.) pag. 443. Suppl. Tom. X. pag. 401. pl. 29. Bomare Dict. d'hiſt. nat. ed. 3. Tom. IV. pag. 35. Rozier Abh. I. 63. Tab. 4.

zu haben, wiewohl man daneben behaupten kann, daß ſie nur in einer einzigen Gattung beſtehen, die ſich von allen andern Thierarten unterſcheidet. Es iſt ſo groß als ein kleines Reh, oder als eine Gazelle, ſein Kopf aber hat weder Hörner noch Geweihe, und in Anſehung dieſes Kennzeichens gleicht es dem Memina oder dem oſtindiſchen Zwerghirſchchen. Es hat zween große Hunds- oder Hakenzähne in dem obern Kinnbacken, und auch hierin iſt es dem Zwerghirſchchen ähnlich, welches oberhalb zween große Hundszähne in eben demſelben Kinnbacken hat. Dadurch aber unterſcheidet es ſich von allen *Thieren, daß es eine Art von Beutel von ungefähr zwei bis drei Zoll im Durchſchnitt, dicht bei dem Nabel hat, wo die Flüßigkeit, oder vielmehr die fettige Feuchtigkeit des Biſams hineingeſeiget wird, welche dem Geruch und den Beſtandtheilen nach von dem Ziebet verſchieden iſt. Weder die Grie-

 chen

* Das tartariſche Biſamthier. Borowsky Naturg. I. pag. 60. n. 2. Blumenbach. pag. 126. 1. Leske Naturg. Ausz. 2. pag. 220. n. 1. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Th. l. pag. 200. n. 102. Georgi Reiſe l. p. 163. S. G. Gmelins Reiſe III. pag. 316.

Biſamthier. Neuer Schaupl. der Natur. I. p. 774.

chen noch die Römer haben das Mindeſte von dem Biſamthier erwähnet. Die Araber ſind die erſten geweſen, welche von demſelben Nachricht gegeben haben, b) Gesner, Aldrovand, Kircher c) und Boym haben

b) Anmerkung. Abuſſeid Seraſi ſagt, daß das Biſamthier dem Reh ziemlichermaßen gleiche.

V.

Daß es eine Haut und Farbe von gleicher Art, dünne Beine, geſpaltene Klauen, gerade und nur ein wenig gekrümmte Hörner, und an jedem Backen zween weiße Gewehrzähne habe. Dieſer Schriftſteller iſt der einzige, welcher behauptet hat, daß das Biſamthier Gehörne trage; und wahrſcheinlich hat er nur nach der Analogie dafür gehalten, daß dieſes Thier, welches ſonſt dem Rehe gleich käme, ein Gehörn auf dem Kopf haben müßte. Da Aldrovand dieſen Irrthum nachgeſchrieben hat, ſo haben wir uns für verbunden gehalten, denſelben anzumerken. Avicenna meldet an dem Orte, wo er von dem Biſam redet, es ſey dieſes der Beutel oder das Säckchen eines Thiers, das dem Reh ziemlich ähnlich ſey, aber zween große umgebogene Hundeszähne habe. Man findet von dieſem Thiere auch eine Figur in des Coſanas Fragment, das in dem erſten Bande von Taverniers Reiſen abgedruckt iſt.

V.

c) Ich ſage alſo für das erſte, daß ſich in den Provinzen Xenſi und Chiamſi ein gewiſſer Hirſch findet, welcher einen ſehr guten Geruch

von demſelben umſtändlichere Nachrichten geliefert. Allein Grew d) iſt der einzige, wel-

ruch von ſich giebt, und welchem die Chineſer den Namen Xerchiam, das iſt, Biſamthier gegeben haben. Der chineſiſche Atlas redet davon folgendermaßen. Damit ich ſie nicht länger nach der Bedeutung des Namens oder des Wortes Muſchus mit Schmerzen warten laſſe; ſo will ich ihnen ſagen, was ich mehr als einmal von dieſem Thiere geſehen habe. Es hat am Nabel eine gewiſſe Erhöhung, welche einem kleinen Beutel gleichet, indem ſie von einer ſehr zarten Haut umgeben und mit einem ſehr weichen und feinen Haar bedeckt iſt. Die Chineſer nennen dieſes Thier Xe, welches Geruch heißt, und daraus machen ſie den Namen Xehiang, welches den Geruch des Thiers Xe, oder Se, Muſchus bedeutet. Es iſt vier Fuß lang, und iſt eben ſo geſchwind als ein Hirſch, der ganze Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Thieren beſteht darin, daß des erſtern ſeine Haare etwas ſchwärzer ſind, und daß es keine Hörner hat. In den Provinzen Suchuen und Juman wird eine außerordentliche Menge von dieſen Thieren gefunden, und man kann ſagen, daß in keinen von allen Landſchaften von China mehrere dergleichen Thiere, als in denen Gegenden, welche am meiſten gegen Abend liegen, gefunden werden." La Chine illuſtrée de Kircher, traduite par d'Alquie. Amſterd. 1610. p. 256.

B.

d) Der Biſamhirſch findet ſich in China und Oſtindien; in dem Muſeo des Calceolarius iſt

welcher von dieſem Thiere nach deſſen Haut, die zu ſeiner Zeit in dem Kabinette der kö- nigli-

iſt daſſelbe ziemlich gut vorgeſtellet worden. Die Figur, welche Kircher (China illuſtrata) davon geliefert hat, iſt in Anſehung des Mauls und der Füſſe fehlerhaft. Die beim Jonſton iſt ungereimt. Faſt durchgängig iſt dieſes Thier ſchlecht beſchrieben worden. Alle Schriftſteller melden nicht anders, als wenn es eine bekannte Sache wäre, daß es zwei Hörner habe, ausgenommen Simeon Sethi, welcher behauptet, daß es nur ein Horn habe. Weder dieſes noch jenes iſt wahr. Eben ſo verhält es ſich mit der Beſchreibung, welche Scaliger und nachhin Chiocer in des Calceolarius Muſeum gegeben hat; dieſe iſt überaus fehlerhaft. Die beſte Beſchreibung findet ſich in den in Deutſchland herausgekommenen Ephemeriden. Indeſſen habe ich doch bei der Vergleichung derſelben mit derjenigen, welche ich ſelbſt gemacht habe, und hier vorlegen will, einige Verſchiedenheiten gefunden.

Dieſes Thier iſt vorne von der Naſe an bis an den Schwanz ungefähr drei Fuß lang; der Kopf hat fünf bis ſechs Zoll, und der Hals ſieben bis acht Zoll in der Länge; die Stirn iſt drei Zoll und das Ende der Naſe iſt nicht einen Zoll breit; die Naſe iſt ſpitzig und der Naſe eines Windhundes ähnlich; die Ohren ſind ſo geſtaltet wie die bei einem Kaninchen, ſie ſind gerade und ungefähr drei Zoll hoch; der Schwanz iſt ebenfalls gerade und nicht über zwei Zoll lang; die Vorderbeine ſind ungefähr dreizehn, bis vierzehn Zoll hoch. Dieſes Thier gehört zu der Zahl derer,

niglichen Sozietät zu London aufbehalten wurde, eine genaue Beſchreibung geliefert hat.

derer, welche geſpaltene Klauen haben; ſein Fuß iſt tief geſpalten, und hat vorne zwo Huf⸗ oder Laufklauen, die über einen Zoll lang ſind, und hinten zwo andere faſt von eben der Größe; die Hinterfüße fehlten an dem Gegenſtand, das ich hier beſchreibe. Die Haare am Kopf und an den Beinen waren nur einen halben Zoll lang und ziemlich fein; unter dem Bauch waren die Haare ein wenig dicker, und anderthalb Zoll lang; auf dem Rücken und am Hinteren hatten ſie drei Zoll in der Länge; und waren drei⸗ bis viermal dicker als Schweinsborſten, das iſt, als bei irgend einem andern Thier. Dieſe Haare waren von der Wurzel an bis an die Spitze eines ums andere braun und weiß; auf dem Kopf und an den Beinen waren ſie braun, am Bauch und unter dem Schwanz weißlich, auf dem Kreuz und am Bauch wellenförmig, das iſt ein wenig gekräuſelt, und überhaupt waren ſie weicher anzufühlen, als bei den meiſten übrigen Thieren. Sie ſind auch außerordentlich leicht und ſehr locker: denn wenn man ſie ſpaltet und durch ein Vergröſſerungsglas betrachtet; ſo ſcheinen ſie gleichſam aus kleinen Blaſen zu beſtehen, die denjenigen ähnlich ſind, welche man in Federpoſen wahrnimmt, ſo, daß ihre Subſtanz, ſo zu ſagen, das Mittel zwiſchen der Subſtanz der Haare und der Federpoſen hat. An jeder Seite des untern Kinnbackens und zwar ein wenig unter den Winkeln des Mauls findet ſich ein kleiner ungefähr drei Viertel Zoll langer Zopf, von harten ſteifen und gleich langen Haaren, welche den Schweinsborſten ziemlicher Maßen ähnlich ſind.

hat. Dieſe Beſchreibung iſt in engländiſcher Sprache abgefaßt, und ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, ſie hier überſetzt darzuſtellen.

Ein

Die Blaſe oder der Beutel, worin der Biſam iſt, enthält ungefähr drei Zoll in der Länge, und etwa zwei Zoll in der Breite; ſie ſtehet über der Haut des Bauchs ungefähr anderthalb Zoll hervor. — Das Thier hat ſechs und zwanzig Zähne, ſechszehen in dem Unterkinnbacken, nämlich vorne acht Schneidezähne, und hinten vier Backenzähne, und eben ſo viele Backenzähne an jeder Seite in dem Oberkinnbacken; und anderthalb Zoll weit von der Spitze der Naſe iſt an jeder Seite eben dieſes Oberkinnbackens ein Gewehr= oder Hundszahn, welcher ungefähr dritthalb Zoll lang, nach hinten und nach unten gekrümmt iſt, und in einer Spitze ausgeht. Dieſe Gewehrzähne ſind nicht rund, ſondern geplättet; ſie ſind einen halben Zoll breit, nicht recht dick, und hinten ſchneidend, dergeſtalt, daß ſie einer kleinen Sichel ziemlich ähnlich ſehen. Auf dem Kopf ſind keine Hörner u. ſ. w. Dieſe Stelle habe ich aus dem Engländiſchen überſetzt, und zwar aus dem Buch, welches den Titel hat: Muſeum Reg. Societatis. By Nehemiad Grew. M. D. Lond. 1681. pag. 22. & 23.

B.

Ein Jahr nach der Herausgabe dieſes Werks von Grew, die 1681. geſchahe, ließ Lucas Schröck e) zu Wien in Oeſterreich die Geſchichte dieſes Thiers drucken, in welcher man nichts recht genaues, und nichts ganz neues findet.

Wir wollen blos die Umſtände, welche wir daraus werden nehmen können, mit denen verbinden, die bei andern Schriftſtellern und vornämlich bei den neueſten Reiſebeſchreibern zerſtreuet ſtehen, und dann werden wir wenigſtens alles, was man von dieſem

e) Schröck liefert die Figur des Thiers, aber ohne Beſchreibung; er ſagt blos, daß es einem Reh gleiche, außer daß es im Oberkinnbacken zwei Zähne als ein Gewehr habe, die nach unten hin ſtehen, und ungefähr drei Zoll lang ſind. Dies ſey das hauptſächlichſte Kennzeichen dieſes Thiers; ſonſt aber ſey auch die Farbe ſeines Haars beſchaffen, und ſein Kopf unterſcheide ſich von dem Kopf des Rehes und gleiche mehr des Wolfs ſeinem. Das Haar ſey verſchiedentlich geſprenkelt, und der Beutel, der den Biſam enthalte, ſey unter dem Bauch ein wenig unter dem Nabel. Er ſetzt hinzu, daß dieſes Thier ſich in der Tartarey, in Thibet, in China, vornämlich in der Landſchaft Xenſi, in Tunkin, in Pegu, in den Königreichen Arakan und Boutan finde. (S. 32. bis S. 57.)

B.

dieſem Thiere gemeldet, oder vielmehr das Wenige, das man davon weiß, geſammlet haben, da wir es doch nicht beſſer machen können, weil wir das Thier ſelbſt nicht geſehen, und nicht vermögend geweſen ſind, es zu bekommen.

Aus Grews Beſchreibung, welche die einzige glaubwürdige Schrift iſt, auf die wir uns verlaſſen können, iſt zu erſehen, daß dieſes Thier ein ſteifes und langes Haar, 2) ein ſpitziges Maul und Gewehrzähne faſt wie das Schwein habe, und in Abſicht dieſer Aehnlichkeiten zuvörderſt dem wilden Schweine, 3) nahe, und vielleicht noch näher dem Thier komme, das Babiruſſe heißt und

2) Pili in Moſcho, quamquam craſſi admodum & ſetarum ſimiles videantur, ſunt tamen, ut in cervis & Argalide ſ. Muſmone fragiles, tenerrima raritate ſpongioſa, medullæ ſcirpi ſimillima, repleti. At in Tajuſſu (Pecari) ſetæ corneæ, rigidæ depreſſæ, dorſo planæ, ſubtus plerumque, uti rhachis pennæ, ſulco exaratæ, ſeptem ſæpe pollicum longitudine extremo multifidæ. Id moneo, quia ill. Buffonius pilum, inter ſimilitudines Moſchi cum porcino genere, recenſuit. Pall. Spicil. XIII. pag. 28.* D.

3) Dieſe Aehnlichkeit iſt doch zu gering, da das Biſamthier ſo viele Aehnlichkeit mit den wiederkäuenden hat. D.

und dem die Naturforſcher den Namen eines indianiſchen wilden Schweines gegeben haben. Dieſes Thier hat eines Theils nicht nur verſchiedene Kennzeichen vom Schweine, ſondern auch wie das Biſamthier einen ſchmächtigen Wuchs und hohe ſchlanke Beine, wie ein Hirſch oder Reh. Andern Theils hat das amerikaniſche Schwein, welchem wir den Namen Pecari beigelegt haben, auf dem Rücken eine Höhlung oder einen Beutel, 4) der eine Menge von einer ſehr wohlriechenden Feuchtigkeit enthält, und das Biſamthier hat eben ſolchen Beutel, wiewohl nicht auf dem Rücken ſondern am Bauche. Uiberhaupt gehört keines von den Thieren, die wohlriechende Feuchtigkeiten von ſich geben, als beſonders der Dachs, der Biber, der Pecari, der Ondatra, der Desman, die Civette, das Zibetthier zum Geſchlecht der Hirſche oder Ziegen. Wir würden daher geneigter ſeyn zu glauben, daß das Biſamthier ſich mehr dem Geſchlecht der Schweine nähere f) weil es eben ſolche Gewehr-

4) Der Beutel an dem Pecari oder Tajaſſu enthält eine ſtinkende Feuchtigkeit und iſt ſehr verſchieden von dem am Biſamthiere, wie wir im Anhange von Herrn Pallas bemerkt finden werden. D.

f) Animal moſchiferum neque e cervino neque e caprino genere eſſe videtur, cornu- enim

Gewehrzähne wie dieſe hat, wenn es zugleich Schneidezähne im Oberkinnbacken hätte. Allein es hat keine Schneidezähne, und in dieſem Stück nähert es ſich den wiederkäuenden Thieren, und vornämlich dem kleinen Zwerghirſchchen, das auch wiederkäuet, ob es gleich keine Hörner hat. Aber alle dieſe äußeren Merkmale ſind nicht hinlänglich, und ſie können blos Vermuthungen veranlaßen. Die Beſichtigung der innern Theile kann allein die Natur dieſes Thiers entſcheiden, die bis auf den heutigen Tag unbekannt iſt. 5) Ich geſtehe ſo gar, daß ich, blos um den Vorurtheilen des größeſten Haufens nicht entgegen zu handeln, das Biſamthier hinter den Ziegen, Gazellen und Zwerghirſchchen geſetzt habe, ob es gleich, unſerm Bedünken nach, von dieſem Geſchlecht eben

enim non habet & an ruminet incertum eſt; dentibus tamen inciſoribus in ſuperiore mandibula caret, ruminantium in modum & dentes ibidem exſertos habet, Tuſkd (Anglice, Defenſer Gallice) velut porcus. Ray Synopſ. quad. pag. 127.

W.

5) Die genaue Zergliederung und Beſchreibung der vier Magen wie an den wiederkauenden Thieren, findet man jetzt mit deren Abbildung in Pallas Spicil. Zool. 13.

D.

eben ſo weit, als von irgend einem anderen, entfernt iſt.

Marcus Paulus, Barboſa, Thevenot, der Pater Philipp von Marini haben ſich alle in den Kennzeichen g) welche ſie von dieſem Thiere

g) Paulus beſchreibt es auf folgende Art: Es hat ein eben ſo ſtarkes Haar, als der Hirſch, Füſſe und Schwanz wie die Gazelle, und eben ſo wenig Hörner als dieſe. Es hat oben vier Zähne, welche drei Finger lang, zart und weiß wie Elfenbein ſind, zween davon ſtehen in die Höhe, und zween nach unten zu; das Thier ſelbſt ſieht ſchön aus. Im Vollmond bekömmt es ein Geſchwür am Bauch nahe bei dem Nabel, und alsdann fangen es die Jäger und öffnen das Geſchwür. Barboſa meldet, es gleiche mehr der Gazelle, aber er ſtimmt mit den andern Schriftſtellern darin nicht überein, daß er ſagt, daß es ein weißes Haar habe. Hier ſind ſeine Worte: „Der Biſam wird bei kleinen weißen Thieren angetroffen, welche den Gazellen gleichen, und Zähne wie Elephanten haben, außer daß dieſelben kleiner ſind. Es entſteht bei dieſen Thieren unter dem Bauch und der Bruſt eine Art von Geſchwür; und wann die Materie reif iſt; ſo bekommen ſie ein ſolches Jucken, daß ſie ſich an den Bäumen ſcheuren, und was alsdann in kleinen Körnern herausfällt, iſt der vortrefflichſte und vollkommenſte Biſam.“ Die Beſchreibung, welche Hr. Thevenot macht, ſtimmt noch weniger mit den andern Beſchreibungen überein.

Thiere angegeben haben, mehr oder weniger geirrt. Das einzige, ſo gegründet iſt, und worin ſie mit einander einig ſind, iſt die-ſes,

ein. Er redet folgendermaßen. „Es giebt in dieſen Ländern ein Thier, welches in Anſehung der Schnauze dem Fuchs gleicht, und von Leibe ſo groß als ein Haſe iſt. Es hat ein Haar von gleicher Farbe, wie der Hirſch, und ſolche Zähne wie der Hund; es giebt vortreſſlichen Biſam; es hat am Bauch eine Blaſe, die voll vom verdorbenem Blut iſt, und aus dieſem Blut entſteht der Biſam, oder vielmehr dieſes Blut iſt der Biſam ſelbſt; man ſchneidet ihm dieſe Blaſe ab, bedeckt die Stelle, wo ſie abgeſchnitten iſt, ſogleich mit Leder, damit der Geruch nicht verfliege, aber, wenn die Operazion geſchehen, ſo lebt das Thier nicht länger.“ Die Beſchreibung des Anton Pigafetta, welcher ſagt, daß das Biſamthier ſo groß wie eine Katze ſey, kann mit der Beſchreibung anderer Schriftſteller nicht beſtehen, des P. Philipp von Marini Beſchreibung kommt auch nicht ganz mit anderer Schriftſteller ihrer überein, indem er ſagt, daß das Thier einen ſolchen Kopf wie der Wolf habe; und der Pater Kircher ſtellet es in der Figur, welche er davon liefert, mit einem Schweinsrüſſel vor, welches vielleicht ein Fehler von dem Kupferſtecher iſt, der ihm auch Klauen beileget, da es doch einen geſpaltenen Huf hat. Simeon Sethi entfernet ſich noch mehr von der Wahrheit, indem er uns dieſes Thier ſo groß als ein Einhorn, vorſtellet, und ſo gar zu dieſer Gattung rechnet. Hier ſind ſeine Worte: „Der Biſam von geringerem Werthe iſt derjenige,

ſes, daß der Bieſam ſich in einem Beutel oder in einer Geſchwulſt erzeuge, die nahe bei dem Nabel des Thiers iſt. Es erhellet aus ihren und anderer Reiſebeſchreiber Zeugniſſen, daß blos das Männchen den guten Biſam hervorbringet, daß bei dem Weibchen zwar eben ſolcher Beutel dicht am Nabel ſey 6) aber daß die Feuchtigkeit, welche da hinein geſeiget wird, einen andern Geruch habe; es erhellet daraus überdies, daß dieſe Ge-

„nige, der aus Indien kömmt, und ins „Schwarze fällt, und der ſchlechteſte von allen kömmt aus China. Aller dieſer Biſam entſteht unter dem Nabel eines ſehr großen Thiers, das nur ein Horn hat und dem Reh gleichet. Wann es hitzig iſt; ſo ſammelt ſich um ſeinen Nabel eine Menge dickes Blut, welches eine Geſchwulſt erzeugt, und der Schmerz läßt das Thier ſodann weder freſſen noch ſaufen; es wälzet ſich auf der Erde, und entlediget ſich der Geſchwulſt der mit ſchlammigem Blut angefüllet iſt, welches lange nachher gerinnet und den guten Geruch bekömmt." Alle dieſe Schriftſteller kommen in Anſehung der Art und Weiſe mit einander überein, wie der Biſam in der Blaſe oder in den Geſchwulſt erzeugt werde, welche am Nabel des Thiers hervor kömmt, wenn es in Brunſt iſt. Anciennes Relations des Indes & de la Chine pag. 216. V.

6) Wir werden doch im Anhange bemerkt finden, daß dieſer Biſamſack dem Weibchen gänzlich fehlt. D.

ſchwulſt des Männchens blos in der Brunſt-zeit mit Biſam angefüllet wird, und daß zu andern Zeiten dieſe Feuchtigkeit nicht ſo reichlich iſt und keinen ſo ſtarken Geruch hat. 7)

Was die Materie des Biſams ſelbſt betrifft; ſo iſt vielleicht ſein Weſen, das iſt, ſeine reine Subſtanz eben ſo wenig bekannt, als die Natur des Thiers, welches ihn liefert. Alle Reiſebeſchreiber ſagen einſtimmig, daß dieſe Spezerei von denen, welche ſie verkaufen, immer verfälſchet und mit Blut oder andern Spezereien vermenget werde. Die Chineſer machen durch dieſe Vermiſchung nicht allein die Maſſe davon größer, ſondern ſuchen auch das Gewicht dadurch ſchwerer zu machen, daß ſie fein zerſtampftes Blei darunter thun. Der reinſte Biſam, welcher von den Chineſern ſelbſt am meiſten geſuchet wird, iſt der, den das Thier auf Steine oder Baumſtämme fließen läßt, an denen es ſich ſcheuret, wenn die Materie demſelben ein Jucken verurſacht, oder davon zu viel in dem Beutel iſt, worin ſie entſteht. Der Biſam, der ſich in dem Beutel ſelbſt findet, iſt ſelten ſo gut, weil er noch nicht reif iſt, oder

7) Auch hievon ſehe man das Gegentheil im Anhange. D.

oder auch, weil er blos in der Brunſtzeit ſeine ganze Stärke und ſeinen vollkommenen Geruch bekömmt und alsdann zu eben derſelben Zeit das Thier ſich dieſer gar zu ſehr brennenden Materie zu entladen ſuchet, welche ihm dann ein ſchmerzhaftes Stechen und Brennen verurſachet. 8) Chardin h) und

D 4 Taver-

8) Die Zweifel hiegegen finden wir unten vom Hrn. Pallas angeführt. D.

h) Ich glaube, daß die Meiſten zur Genüge wiſſen, daß der Biſam der Auswurf und Eiter eines Thiers ſey, welches der wilden Ziege gleichet, außer daß es einen ſchmächtigern Leib und dünnere Beine hat. Es wird in der obern Tartarei, in dem daran grenzenden nördlichen China und in Großthibet, einem Königreich zwiſchen Oſtindien und China, gefunden. Ich habe dergleichen Thiere nie lebendig, aber wohl Häute davon an vielen Orten geſehen. In den Nachrichten von der Geſandtſchaft der Holländer nach China, und in des Pater Kircher China illuſtrata findet man Abbildungen davon. Man ſagt gemeiniglich, daß der Biſam der Schweiß von dieſem Thier ſey, der in eine dünne Blaſe nahe beim Nabel hineinfließe, und ſich daſelbſt ſammle. Die Morgenländer ſagen richtiger, es entſtehe im Leibe dieſer Ziege nicht weit vom Nabel ein Geſchwür, deſſen Materie heftig ſteche und jucke, vornämlich wenn das Thier in Brunſt iſt; dann ſcheure ſich das Thier gar ſehr an Bäumen oder Felſen, davon breche das Geſchwür auf und die Materie ergieße ſich an eben derſelben Stelle zwiſchen

Tavernier haben alle beide die Kunſtgriffe ſehr gut beſchrieben, mit welchen die Mor-
gen-

ſchen den Muskeln und der Haut, und erzeuge, indem ſie ſich daſelbſt häufe, eine Art von Geſchwulſt oder Blaſe; die innerliche Hitze entzünde dieſes verdorbene Blut, und eben dieſe Hitze verurſache den ſtarken Geruch, den der Biſam von ſich gebe. Die Morgenländer nennen dieſe Blaſe den Biſamnabel, oder auch den wohlriechenden Nabel; der gute Biſam kömmt aus Thibet, die Morgenländer ſchätzen ihn höher als den aus China, entweder weil er wirklich einen ſtärkern und dauerhaftern Geruch hat, oder auch weil es ihnen nur ſo deucht, da ſie ihn friſcher bekommen, indem ihnen Thibet näher iſt, als die Provinz Xenſi, welche unter allen Gegenden von China den meiſten Biſam liefert. Der gröſte Biſamhandel wird zu Boutan, einer berühmten Stadt im Königreich Thibet, getrieben; die Pataner, welche daſelbſt ihren Biſam einkaufen, bringen ihn nach allen Handlungsſtädten von Oſtindien, und von dannen wird derſelbe nachhin durch die ganze Welt verfahren. Die Pataner ſind Nachbaren von Perſien und der obern Tatarei, und Unterthanen oder blos Zinsleute des großen Moguls. Die Indianer halten viel von dieſer Spezerei, weil er nicht nur häufig verbraucht, ſondern auch ſehr geſucht wird. Sie gebrauchen ſie zu allem ihren Räuchwerk und Konfituren, und zu allem, was ſie zu präpariren pflegen, um die verliebte Laune wieder zu erwecken, und die verlornen Kräfte wieder herzuſtellen. Die Frauenzimmer vertreiben damit die Dünſte, die aus der Bährmutter ins Gehirn ſteigen, und legen zu dem Ende eine Blaſe auf den

Na-

genländer den Biſam verfälſchen. Die Kauf-leute müſſen nothwendig die Quantität da-

Nabel; und wann die Dünſte heftig und anhaltend ſind, ſo nehmen ſie aus der Blaſe etwas Biſam, legen dieſen in einem kleinen Beutel von Leinwand, und ſtecken ihn in den Theil des Leibes, den man aus Schamhaftigkeit nicht nennen kann. — — Es iſt eine gemeine Sage, daß, indem man den kleinen Beutel, worin der Biſam iſt, abſchneidet, ein ſo ſtarker Geruch herauskömmt, daß der Jäger Mund und Naſe mit vielfach über einander gelegten Stücken Leinwand zugeſtopft haben müſſe; und daß er oft, dieſer Vorſicht ungeachtet, von dem ſtarken Geruch ein ſo heftiges Naſenbluten bekomme, daß er davon ſterbe. Ich habe mich darnach genau erkundiget; und da ich wirklich von Armenianern, welche zu Boutan geweſen waren, beinahe ein Gleiches gehöret habe; ſo glaube ich, daß es gegründet ſey. Dazu habe ich dieſen Grund: dieſe Spezerei erhält ihre Stärke nicht erſt mit der Zeit, ſondern verliert vielmehr ihren Geruch nach und nach je älter ſie wird; dieſer Geruch iſt aber in Oſtindien noch ſo ſtark, daß ich ihn nie habe ausſtehen können. Wann ich Biſam erhandelte; ſo hielt ich mich immer in freier Luft auf, mit einem Schnupftuch vor dem Geſicht, ſtand weit entfernt von denen, welche die Blaſen durch ihre Hände gehen ließen, und ließ dieſen Handel auf meinen Mäkler ankommen. Hiebei merkte ich ſchon damals, daß die Dünſte von dem Biſam den Kopf gar ſehr einnehmen, der ganz unausſtehlich iſt, wenn er friſch von dem Thier genommen wird. Ich kann auch ſagen, daß keine Spezerei in der

von dergeſtalt vermehren, daß es allen Glauben überſteigen muß, indem Taver-nier

Welt iſt, welche leichter verfälſchet werden kann, und auch wirklich mehr verfälſcht wird. Man findet viele Beutel, die blos Stücken Haut von dem Thier, und mit ſeinem Blut und etwas Biſam, um des Geruchs willen, angefüllet, aber keines Weges die Geſchwulſt ſind, den die weiſe Natur am Nabel hervor bringt, damit darin dieſe Art von wunderbarer und wohlriechender Feuchtigkeit auf behalten werde. Was die ächten Blaſen ſelbſt betrifft, ſo drückte der Jäger, wann er ſie nicht recht voll findet, den Bauch des Thiers, um Blut herauszubringen, und macht damit die Blaſen voll; denn man hält dafür, daß das Blut des Thiers und ſogar ſein Fleiſch gut riechen; nachhin miſchen die Kaufleute Blei, Ochſenblut und andere Sachen mehr darunter, die das Gewicht ſchwerer machen können, und bringen ſolche mit Gewalt hinein. Die Morgenländer ſtellen verſchiedene Proben an, wenn ſie wiſſen wollen, ob der Biſam verfälſchet ſey oder nicht, ohne die Blaſe zu öffnen. Die erſte iſt dieſe, daß ſie die Blaſe in der Hand wägen, denn die Erfahrung hat ſie gelehret, wie ſchwer eine unverfälſchte Blaſe ſeyn müſſe; ihre andere Probe beſteht im Geſchmack; daher nehmen die Indianer allemal beim Einkauf kleine Körner aus den Blaſen heraus und ſtecken dieſelben in den Mund; die dritte Probe endlich iſt die, daß ſie einen durch Knoblauchsſaft gezogenen Faden nehmen, und mit einer Nadel mitten durch die Blaſe ziehen; denn wenn ſich der Knoblauchsgeruch verliert; ſo iſt der Biſam ächt; behält der Faden aber den gedachten Geruch an

nier i) in einem einzigen Jahre ſechszehn hundert und drei und ſechszig Blaſen kaufte, welche

an ſich; ſo iſt der Biſam verfälſcht. Chadins Reiſen. Amſterdam 1711. Th. II. S. 16 und 17. B.

i) Der beſte und meiſte Biſam kömmt aus dem Königreich Boutan; von da wird er nach Patna, einer der vornehmſten Städte von Bengala gebracht und an die Leute dieſes Landes verkauft; aller Biſam, welcher in Perſien verhandelt wird, kömmt dorten her. — — Ich habe den Einfall gehabt, die Haut von dieſem Thier nach Paris mitzubringen, wovon ich hier die Figur liefere.

Wenn man das Thier getödtet hat; ſo ſchneidet man ihm die Blaſe ab, welche ſo groß als ein Ei iſt, und unter dem Bauch näher bei den Zeugungsgliedern als bei dem Nabel ſitzt; danächſt nimmt man aus der Blaſe den Biſam heraus, der darin befindlich iſt, und dann wie geronnenes Blut ausſieht. Wann die Bauren denſelben verfälſchen wollen, ſo nehmen ſie den Biſam heraus, und ſchütten ſtatt deſſen etwas von der zerhackten Leber und dem Blut des Thiers hinein. Aus dieſer Vermiſchung entſtehen in den Blaſen binnen zweien oder dreien Jahren gewiſſe Thierchen, welche den guten Biſam verzehren, ſo, daß, wenn man ſie öffnet, man darin vielen Abgang findet. Andere Bauren ſchütten, wann ſie die Blaſe abgeſchnitten, und ſo viel Biſam als möglich iſt, ohne daß es zu merklich wird, herausgenommen haben, an deſſen Stelle kleine Stücken Blei hinein, und machen dadurch die Blaſe ſchwerer. Dieſe Betrü-

welche Menge eine gleiche Anzahl von Thie-
ren vorausſetzt, denen dieſe Blaſen abge-
ſchnit-

trügerei iſt den Kaufleuten, welche den Bi-ſam kaufen und nach fremden Ländern bringen, lange nicht ſo ſehr zuwider, als der erſte Betrug, weil aus den Bleiſtückchen doch nicht die erwähnten kleinen Thiere entſtehen. Allein die Betrügerei iſt noch ſchwerer zu entdecken, wann ſie aus der Haut von dem Bauch des kleinen Thiers kleine Beutel machen, und mit Faden von eben dieſer Haut ſehr geſchickt zuſammennähen, denn dieſe Beutel ſehen eben ſo aus als die wahren Blaſen. Jene füllen ſie nicht nur mit dem, was ſie aus den ächten Blaſen genommen, ſondern auch mit ihrem betrüglichen Miſchmaſch; und dann fällt es den Kaufleuten ſchwer, das Geringſte zu unterſcheiden. Es iſt gewiß, wenn ſie die Blaſe zubänden, ſobald ſie ſie abgeſchnitten haben, ohne zu derſelben Luft hinein kommen zu laſſen, und dem ſtarken Geruch Zeit zur Verdünſtung mittlerweile zu geben, da ſie dasjenige was ſie wollen herausnehmen, ſo würde, falls man Jemanden die Blaſe vor der Naſe hielte, ihm von dem ſtarken Geruch ſogleich das Blut herausſpringen, weil derſelbe nothwendig geſchwächet werden muß, damit er dem Gehirn leidlich und unſchädlich ſey. Der Geruch des Thiers, das ich nach Paris gebracht habe, war ſo heftig, daß es mir nicht möglich war, ſelbiges in meiner Kammer länger zu laſſen; die Dünſte davon nahmen allen Leuten im Hauſe den Kopf ein, und es mußte nach dem Kornboden gebracht werden, wo ihm endlich meine Bedienten die Blaſe abſchnitten; dem ungeachtet hat die Haut noch immerfort et-
was

ſchnitten worden wären. Da dieſes Thier aber nirgends zahm iſt, und ſeine Gattung
ſich

was vom Geruch an ſich, behalten. Man trifft dieſes Thier nicht eher als ungefähr unter dem ſechs und funfzigſten Grade an; aber unter dem ſechszigſten, wo die Gegend ſehr waldig iſt, hält es ſich in großer Menge auf. Jedoch kommen dieſe Thiere, in den Monaten Februar und März, wenn ſie in den Gegenden, wo ſie ſonſt ſind, wegen des Schnees, der in Menge an die zehn bis zwölf Fuß hoch fällt, Hunger leiden müſſen, nach Süden bis zum vier oder fünf und vierzigſten Grade herunter, um Korn oder jungen Reis zu freſſen, und ſodann lauren ihnen die Bauren auf, legen ihnen, da wo ſie kommen, Schlingen und tödten ſie mit Pfeilen und Stöcken. Einige dieſer Leute haben mich verſichert, ſie wären wegen des Hungers, den ſie ausgeſtanden hätten, ſo mager und ſchwach, daß viele ſich im Laufe greifen ließen. Es muß eine erſtaunliche Menge ſolcher Thiere geben, da jedes nur eine Blaſe hat; und da die größte Blaſe die gemeiniglich nicht gröſſer als ein Hühnerei iſt, nicht einmal eine halbe Unze geben kann; ſo gehören bisweilen wohl drei bis vier Blaſen dazu, wenn eine Unze herauskommen ſoll.

Als der König von Dantan, von dem ich im folgenden Bande an dem Orte, wo ich dieſes Königreich beſchreiben werde, reden will, befürchtete, daß der Handel mit Biſam wegen der Betrügerei die man damit vornimmt, aufhören möchte, und dieſes um ſo mehr, als man auch aus Tunkin und Cochinchina Biſam bekömmt, welcher viel theu-

rer

ſich nur in einigen Provinzen des Morgen=
landes befindet; 9) ſo kann man unmöglich
an=

rer iſt, weil er da nicht in ſo großer Menge angetroffen wird, als dieſer König, ſage ich, befürchtete, daß die Verfälſchung dieſer Waare den Handel ſeiner Staaten in böſen Ruf bringen möchte; ſo ließ er vor einiger Zeit den Befehl ergehen, daß die Blaſen insgeſamt nicht zugenähet ſondern offen nach Boutan ſeinem Reſidenzorte gebracht werden ſollten. damit ſie daſelbſt beſichtiget und mit ſeinem Inſiegel verſiegelt würden. Alle, welche ich gekauft habe, waren von dieſer Gattung. Allein die Bauren öffnen, aller Vorkehrun n des Königes ungeachtet, die Blaſen auf eine unmerkliche Art, und thun, wie ich ſchon geſagt habe, kleine Stücken Blei hinein. Dieſes leiden die Kaufleute, weil, wie ich bereits angemerket, das Blei den Biſam nicht verdirbt und ſonſt keinen Schaden, als in Anſehung des Gewichts thut. Auf einer von meinen Reiſen nach Patna kaufte ich sechszehn hundert und drei und sechszig Blaſen, welche zwei tauſend fünf hundert ſieben und fünfzig und eine halbe Unze wogen, und wovon der Biſam allein vier hundert und zwei und fünfzig Unzen wog. Johann Baptiſt Tavernier ſechs Reiſen in der Türkei, Perſien und Oſtindien. Rouen 1713. Th. IV. S. 75. bis 78. B.

9) Das Vaterland des Biſamthiers iſt eigentlich der große Buckel Aſiens, der wahrſcheinlich zuerſt bewohnte Theil dieſes großen feſten Landes. Alſo gehört hiezu erſtlich ganz Thibet; hier heißt das Thier Gláa; iſt für uns, dem Gebrauch nach, dort am vorzüg=
lich=

annehmen; daß dieſelbe ſo zahlreich ſey, daß ſie eine ſo große Menge von dieſer Materie hervorbringe, und man darf es nicht bezweifeln, daß die meiſten von dieſen ſo genannten Beuteln oder Blaſen kleine nachgemachte Säcke ſind, welche aus der Haut ſelbſt von andern Theilen des Leibes dieſes Thieres gemachet, und mit deſſen Blut, worunter man ein ganz klein wenig ächten Biſam gethan hat, angefüllet worden. In der That, der Biſam hat wohl den ſtärkſten Geruch unter

lichſten; es geht von dort aus nach Oſten bis zu den chineſiſchen Provinzen Xenſi und Suchuan; wie auch bis Tunquin; nordöſtlich durch die ganze Mongalei, Daurien und die gebirgigten Theile am Amur, wie auch an der Lena bis Jakuzk und häufig am Ilga; nördlich nimmt es die untern Theile am Jeniſey, beſonders Kraßnagarsk und die Theile Sibiriens zwiſchen dem Mana und Jeniſey ein; und da von hier aus die Wälder an einander hängend nordwärts fortlaufen, ſo geht es oftmals bis zu der Tunguska, ja ſelbſt bis Mangaſea, unweit des Polarzirkels, hinauf; nordweſtlich wird es durch das altaiſche Kettengebirge eingeſchloſſen, und gegen Abend erſtreckt es ſich bis Cachemire. Südlich ſteigt es nicht leicht von den Gebirgen Thibets gegen Indien herab; da indeß auch hier einige Ketten dieſer Erhabenheit fortlaufen, ſo mag es dadurch wohl in einigen Provinzen des eigentlichen Indoſtans gefunden werden. Zimmermann u. Pallas a. a. O.

ter allen bekannten Spezereien; es bedarf nur einer ganz kleinen Doſis, um eine große Menge Sachen damit wohlriechend zu machen. Der Geruch verbreitet ſich ſehr weit, das kleinſte Stückchen läßt ſich ſchon in einer großen Entfernung riechen, und in den damit angemachten Sachen bleibt der Geruch ſo dauerhaft, daß er nach verſchiedenen Jahren nicht viel von ſeiner Kraft verloren zu haben ſcheint.

An-

Bisam oder Muskus Thier. T. CCXLIII

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

Anhang
zum
Biſamthier.

Buffon Suppl. quadr. X. pl. 29.

Vorſtehende Beſchreibung war noch ſehr unvollkommen, desfalls hat der Herr Graf von Büffon folgende Nachricht in ſeinem Supplement zur Ergänzung hinzugeſetzt. Er ſagt: Wir liefern hier (Taf. 29.) die Zeichnung eines Muskusthiers, das ich lebendig habe zeichnen laſſen. In meinem Werk fehlte dieſe Zeichnung und iſt von den übrigen Naturkündigern nur ſehr unvollkommen geliefert. Es ſcheint, daß das Thier, was ſich nur in den öſtlichen Theilen von Aſien findet, ſich an unſer Klima gewöhnen und vielleicht ſo gar in demſelben fortpflan-

zen könnte, denn es bedarf keiner ſehr genauen Pflege. Es hat drei Jahr in dem Park des Herzogs von Vrilliere zu Hermitage nahe bei Verſalies gelebt, wo es erſt im Junius 1772. ankam, nachdem es auch drei Jahre unter Weges zugebracht, und alſo in allen ſechs Jahre in der Gefangenſchaft und Ungemächlichkeit gelebt. Es hat ſich dieſe Zeit über recht gut gehalten und iſt nicht an Abzehrung, ſondern an einer zufälligen Krankheit geſtorben. Man hatte gerathen es mit Reis der im Waſſer aufgegangen, und mit Brodkrumen mit Moos von dem Stamme und den Zweigen der Eichen vermiſcht zu futtern; man hat dieſe Vorſchrift genau beobachtet und es befand ſich immer wohl dabei. Sein Tod im April 1775. rührte auch von keiner andern Urſache als von einer Aegagropila her, das iſt, von einer Haarkugel, oder von einem Mundvoll von ſeinen eignen Haaren, die er ſich bei dem Lecken ausgeriſſen und verſchluckt hatte. Herr Daubenton bei der Akademie der Wiſſenſchaften, der dies Thier aufgeſchnitten hat, fand dieſe Haarkugel in dem Magen bei der Oeffnung des Pförtners. Für die Kälte ſcheuete es ſich wenig, um es aber doch dagegen zu ſchützen, hielt man es im Winter in einem Gewächshauſe, und

dieſer

dieſe ganze Zeit über hatte es ſeinen Biſamgeruch, aber im Sommer, beſonders in den wärmſten Tagen gab es einen ſehr ſtarken Geruch von ſich. Wenn es in Freiheit war, gieng es nicht mit abgemeſſenen Schritten, ſondern lief beinahe wie der Haſe in Sprüngen.

Hier iſt die Beſchreibung dieſes Thiers, die Herr de Seve mit Sorgfalt abgefaßt hat.

Das Biſamthier hat eine ſehr artige Geſtalt. Es iſt zween Fuß drei Zoll lang, an dem Hintertheil zwanzig Zoll hoch, und an dem Vordertheil neunzehn Zoll ſechs Linien, es iſt lebhaft und leicht in ſeinem Laufe und in allen ſeinen Bewegungen. Seine Hinterfüſſe ſind beträchtlich länger und ſtärker als die vorderen. Die Natur hat es auf jeder Seite des Oberkinnbackens mit zween Hauzähnen verſehen, die breit, nach unten gerichtet und nach hinten gekrümmt ſind, an der hintern Seite ſind ſie ſcharf und endigen ſich ſpitzig. Die Länge derſelben unter der Lefze beträgt achtzehn Linien und die Breite anderthalb Linien, ſie ſind weiß und elfenbeinartig, die Augen ſind nach dem Verhältniß des Körpers groß, und der Augapfel iſt braunroth; der Rand der Augenlieder ſo

wie der Naſenlöcher iſt ſchwarz. Die Ohren ſind groß und breit von vier Zoll Höhe und zwei Zoll vier bis fünf Linien Weite, inwendig ſind ſie mit großen Haaren von weißgräulicher Farbe und außerhalb mit ſchwarzröthlichen und grauen Haaren verſehen, ſo wie an der Stirne und Naſe. Die Schwärze der Stirne wird durch einen weißen Fleck mitten auf derſelben geſchoben. Uiber und unter den Augen findet ſich ein fahles Gelb, aber der übrige Theil des Kopfs ſcheint ſchimmerndgrau, weil da ſchwarz und weißes Haar wie an dem Halſe vermiſcht iſt, wo noch überdem ein leichter Anſtrich vom Gelben iſt; die vordern Schulterblätter und Beine ſind ſo wie der Fuß ſchwarzbraun, dieſe ſchwarze Farbe aber iſt hinter den Lenden und Beinen nicht ſo dunkel wo einiges Gelbliche, dabei iſt. Die Füſſe ſind klein und an den vordern zwo Afterklauen die auf die Erde reichen und an die Ferſen liegen. Die Hufe der hinteren Füſſe ſind von ungleicher Länge, indem das Innere an Länge beträchtlicher als das äußere iſt. So verhält es ſich auch mit den Afterklauen, von denen die innre viel länger als die äußere iſt. Die Hufe zuſammengenommen, welche gleich den Ziegen geſpalten, ſind nebſt den Afterklauen ſchwarz. Das Haar unten, oben

und

und an den Seiten des Leibes iſt ſchwärzlich untermiſcht mit etwas Gelblichen und an einigen Stellen wohl Röthlichen. Dies kömmt daher, weil überhaupt die Haare, vorzüglich die längſten darunter, dem größten Theil ihrer Länge nach, weiß ſind, ihre Spitze dabei braunſchwarz oder gelblich iſt. Die Menge des Unflats von dieſem Thier iſt ſehr geringe, glänzendbraun und von länglicher Form ganz ohne Geruch, ſo daß der Duft den das Thier in ſeinem Behältniß verbreitet, kaum den Geruch des Zibetthiers übertrifft. Uibrigens ſcheint das Biſamthier ſehr zahm, obwohl zugleich ſcheu und furchtſam. In ſeinen Bewegungen iſt es unruhig und ſehr hurtig, es ſchien am Springen und am Hinanſetzen gegen die Mauer ein groß Vergnügen zu haben, die ihm zum Widerſtand diente, um ſich nach einer entgegengeſetzten Seite fortzuſtoßen.

Da der Herr Daubenton der Akademie der Wiſſenſchaften a) eine ſchöne Abhandlung über dies Thier geliefert hat, ſo glauben wir, daß ein Auszug aus derſelben hier an ſeiner rechten Stelle ſtehen wird.

 „Der

a) Memoire de l'Academie des Sciences. Année 1727. Part. II. pag. 215. & ſuiv.

„Der ſtarke und durchdringende Geruch des Biſams, ſagt er, iſt zu empfindlich, als daß man ihn nicht mit dem Thiere zugleich, welches ihn an ſich hat, bemerken ſollte, daher man auch beiden den Namen Biſam gegeben hat. Man trifft dies Thier in den Königreichen Boutan, Tunking, China, der chineſiſchen Tatarei und ſogar in einigen Gegenden der moskowitiſchen Tatarei. Ich glaube, daß es von undenklichen Zeiten her von den Landeseinwohnern aufgeſucht worden, weil ſein Fleiſch ſehr wohlſchmeckend iſt, und die ſtarkriechende Materie deſſelben jederzeit einen Handelszweig hat ausmachen müſſen, doch weiß man nicht zu welcher Zeit der Biſam zuerſt in Europa und ſelbſt in dem weſtlichen Theile Aſiens zuerſt bekannt geworden iſt. Dem Anſcheine nach haben weder die Griechen noch die Römer ſie gekannt, da ſo wenig Ariſtoteles als Plinius in ihren Schriften ihrer erwähnen. Zuerſt haben arabiſche Schriftſteller davon geredet, eine Beſchreibung dieſes Thiers hat ſchon Serapion im achten Jahrhundert gegeben. — — —

Ich ſahe dies Thier im Julius 1772. in dem Thiergarten des Herrn de la Brilliere zu Verſailles. Der Biſamgeruch der ſich

von

von Zeit zu Zeit um das Gehege in dem das Biſamthier war, nach der Richtung des Windes, verbreitete, hätte mich allein zu dem Ort, woſelbſt das Thier war, hinleiten können. Bei dem erſten Anblick bemerkte ich an ſeiner Geſtalt und ſeiner Stellung viel ähnliches mit dem Rehbock, der Gazelle und den Zwerghirſchchen. Kein einziges Thier dieſer Art iſt ſo leicht, ſchlank und lebhaft in ſeinen Bewegungen als das Biſamthier, es gleicht überdem darin den wiederkäuenden Thieren, daß es geſpaltene Füſſe hat und ihm die Schneidezähne in der obern Kinnbacke fehlen, aber man kann ihn nur mit dem Zwerghirſchchen in Abſicht der beiden Hau oder langen Hundszähne vergleichen, die in der obern Kinnlade ſtehen und anderthalb Zoll über den Lefzen hervorragen.

Die Subſtanz dieſer Zähne iſt eine Art von Elfenbein wie bei den Hauzähnen des Babiruſſa und mehrerer anderer Thierarten, doch ſind ſie von einer ganz beſonderen Geſtalt bei dem Biſamthier. Sie gleichen zwei kleinen krummen Meſſern die über dem Maule angebracht ſind, und in ſchiefer Richtung von oben nach unten und von vorne nach hinten gehen, der hintere Rand macht die Schneide aus. — Meiner Beurtheilung nach

bedient er ſich derſelben den Umſtänden nach auf verſchiedene Art, entweder Wurzeln damit abzuſchneiden, oder ſich damit an Oertern feſtzuhalten, wo er keine andere Stütze hat, oder aber auch zu ſeiner Vertheidigung und zum Angriff. ——

Das Biſamthier iſt ohne Hörner, hat lange gerade und ſehr bewegliche Ohren. Die zween weißen Zähne die aus dem Maule kommen, und die Wölbung welche ſie der obern Lefze geben, machen die Phyſiognomie des Biſamthiers, wenn man es von vorne anſieht, ſehr ſonderbar, ſo daß man es daran von allen andern Thieren außer dem Zwerghirſchchen unterſcheiden könnte.

Die Farben der Haare ſind ſehr wenig hervorſtechend, ſtatt einer reinen Farbe ſiehet man nur Schattirungen von Braunem, Gelbem und Weißlichem, welche abwechſeln, nachdem man es aus verſchiedenen Geſichtspunkten anſiehet, weil die Haare nur an den Spitzen braun oder gelb, übrigens aber weiß gefärbt ſind, und dies nach dem verſchiedenen Standpunkt mehr oder weniger hervorſcheint. —— Die Ohren des Biſamthiers ſind weiß und ſchwarz, und auf der Stirne hat es einen weißen Stern.

Der

Der Stern ſcheint mir eine Art von Liverei zu ſeyn, welcher bei höherem Alter verſchwinden wird, denn ich fand ihn auf zwoen Häuten des Biſamthiers nicht, die mir von der Frau Gräfin von Morſan durch den königlichen Arzt Herrn Monnier für das königliche Kabinet zugeſandt ſind. — — — Beide hier erwähnte Felle ſcheinen mir von erwachſenen Thieren, eins von männlichem das andere von weiblichem Geſchlecht zu ſeyn. Die Farbenſchattirungen der Haare waren dunkler als bei dem lebenden Biſamthiere das ich eben beſchrieben habe, überdem waren an der innern Fläche des Halſes zween weißliche Streifen ungefähr einen Zoll breit, welche längs dem Halſe unregelmäßig fortlaufen und ein verlängertes Oval bilden, indem ſie vorne auf der Bruſt und nach hinten zwiſchen den Vorderbeinen zuſammenlaufen.

Der Biſam iſt in einem Beutel enthalten, der unter dem Bauch an der Stelle des Nabels liegt; an einem lebendigen Biſamthier konnte ich nur mitten auf dem Bauch kleine Erhabenheiten ſehen, nahe konnte ich ſie nicht bemerken, weil das Thier ſich nicht nahe kommen läßt. — An einer von den Häuten die in das königl. Kabinet ge-

ſchickt ſind, hieng der Beutel des Biſamthiers noch feſt, war aber durchgeſchnitten. Mir ſchien es als wenn er in ſeinem natürlichen Zuſtande wenigſtens anderthalb Zoll im Durchmeſſer haben müßte, in der Mitte deſſelben iſt eine ſehr merkliche Oeffnung, woraus ich eine ſehr ſtark riechende und röthliche Biſamſubſtanz nahm. — Herr Gmelin, der die Lage dieſes Beutels an zween Männchens beobachtet hat, erzählt in dem 4ten Bande der Abhandlungen der kaiſerlichen Akademie zu Petersburg, daß ſie vorne und etwas nach der rechten Seite der Vorhaut läge.

Das Biſamthier unterſcheidet ſich von iedem andern durch den Beutel, den es unter dem Bauch hat und worin der Muskus enthalten iſt, inzwiſchen obgleich dies Kennzeichen in Abſicht der Lage nur bei ihm allein iſt — ſo trägt es doch dazu nichts bei, daß man dem Biſamthier unter den vierfüßigen Thieren ſeinen Platz beſtimmen könnte, weil es auch ſtark riechende Subſtanzen giebt, die von Thieren kommen, welche ſich vom Biſamthier ſehr unterſcheiden. — —

Die äußerlichen Kennzeichen des Biſamthiers, die ſeine Verhältniſſe mit den übrigen vierfüßigen Thieren zu erkennen geben, ſind

die

die geſpaltenen Füſſe, die beiden langen Hundszähne und die acht Schneidezähne, in dem untern Kinnbacken, ohne daß ſich in dem obern Kinnladen welche befinden. Nach dieſen Kennzeichen gleicht das Biſamthier dem Zwerghirſchchen mehr als jedem andern Thier, unterſcheidet ſich aber dadurch daß es weit gröſſer iſt, denn es iſt, wenn man unten von den Vorderfüſſen an bis oben auf die Schultern mißt, anderthalb Fuß hoch, da inzwiſchen das Zwerghirſchchen nur einen halben Fuß hoch iſt.

Die Backenzähne des Muskusthieres ſind an jeder Seite in jedem Kinnbacken ſechs an der Zahl, das Zwerghirſchchen hat nur vier. Es iſt auch zwiſchen dieſen beiden Thieren in Anſehung der Geſtalt der Mahlzähne und der Farbe der Haare ein groſſer Unterſchied. Das Kennzeichen des Beutels bei dem Muskusthier findet ſich nur bei dem männlichen, das Weibchen hat nach den von mir angeführten Bemerkungen des Hrn. Gmelin weder Beutel noch Muskus noch Hundszähne.

Das Muskusthier was ich lebendig geſehen, ſchien keinen Schwanz zu haben. Herr Gmelin hat bei drei Exemplaren dieſer Art ſtatt des Schwanzes eine kleine fleiſchigte

Ver=

Verlängerung gefunden, die ungefähr einen Zoll lang war. — —

Einige Schriftſteller haben das Biſamthier mit einem ziemlich merklichen obgleich ſehr kurzen Schwanz zeichnen laſſen. Grew ſagt, daß er zwei Zoll lang ſey, hat aber nicht bemerkt ob dieſer Theil auch Gelenke enthielte.

In der Beſchreibung, die Herr Gmelin vom Biſamthier gemacht hat, ſcheinen mir die Eingeweide denen bei den wiederkäuenden Thieren gleich, beſonders die vier Magens, wovon der erſte drei Erhabenheiten wie die wilden wiederkäuenden Thiere haben. Wenn man zu dieſen Kennzeichen noch das von den beiden Hundszähnen in dem obern Kinnbacken hinzufügt, ſo iſt das Muskusthier in dieſen beiden Kennzeichen dem Hirſch ähnlicher als jedem andern wiederkäuenden Thier, das Zwerghirſchchen ausgenommen, wenn dies anders, wie man zu glauben Urſache hat, wiederkäuet.

Ray ſagt, es ſey zweifelhaft, daß das Biſamthier wiederkäue. Die Leute, die über das von mir beſchriebene lebendige Thier die Aufſicht haben, wiſſen nicht, ob es wie-

verkäuet; um ſelbſt davon zu urtheilen, habe ich ihn nicht lange genug geſehen, aber aus des Herrn Gmelins Bemerkungen weiß ich, daß er Werkzeuge zum Wiederkäuen hat, und ich glaube, daß man künftig auch das Wiederkäuen an ihm bemerken wird u. ſ. w." Buffon. Supplem. Anim. X. pag. 401.

Die ausführlichſte und beſte Nachricht vom Biſamthiere findet man bei dem Herrn Pallas am angeführten Orte, von der ich hier nur einen Auszug liefern kann. *) Er beob-

*) In den nordiſchen Beiträgen des Herrn Pallas findet man auch einen Auszug von der Beſchreibung in den Spicilegiis XIII. und heißt daſelbſt: Von allen Thieren welche ſich in Thibet finden, iſt das Muskus- oder Biſamthier vorzüglich merkwürdig, weshalb eine weitläuftigere Nachricht von ſelbigem hier nicht unſchicklich ſeyn wird.

Das Muskus- oder Biſamthier wird in Thibet Gláa und das männliche Muskusthier noch beſonders Gloa oder Alat genannt. Die ruſſiſche Benennung, Kadapta, iſt aus dem bei den jeniſeyſchen Tatarn gewöhnlichen Namen Tabbarga entſtanden. Am Baikal und der Lena wird dieſes Thier auch, nach der tunguſiſchen Benennung Dſcheheia mit dem Namen Caula belegt. Die männlichen Muskusthiere werden auch Kacarum genannt.

Die höchſten Gebirge des öſtlichen Aſiens, und vorzüglich das hohe ganz von felſigten Bergen

beobachtete wenigſtens vierzig dieſer Thiere, von verſchiedenem Geſchlechte und Alter, und fand ſie von den Thibetiſchen und Chineſiſchen nur in Anſehung der Farbe und des ſchwächer riechenden Biſams verſchieden.

Die

Bergen eingeſchloſſene Land zwiſchen den altaiſchen Alpen, und den Gebirgen, welche Thibet von Indien trennen, ſind das Vaterland dieſes merkwürdigen Thiers. Von dieſen Gebirgen iſt es nach allen unſern Gegenden gekommen, wo es ſich ietzt findet, nämlich von dem dreißigſten bis zum vierzigſten Grade nördlicher Breite. Weiter konnte es ſich nicht verbreiten, weil jenſeit dieſer Grenzen große Ebene und waldloſe Gebirge anheben, und dieſes Thier nur auf hohen, waldigen Gebürgen, und in kalten Thälern zwiſchen hohen Bergen lebt, ſich aber niemals auf waldloſe Gebirge wagt, oder in nackte Ebenen herabſteigt. — Dieſe Thiere leben einſam, nur im Herbſt halten ſie ſich, ihrer Wanderungen wegen, oder zur Brunſtzeit, beiſammen. Sie ſind ſehr behende, beſteigen mit ihren harten, ſcharfen Klauen die höchſten Felſen, ſpringen, wenn ſie verfolgt werden, über Abgründe und Felſenklüfte weg, durchſchwimmen die tiefſten Flüſſe, und laufen im Winter ungehindert über loſen Schnee weg, der nicht leicht andere Thiere trägt. Sie ſind furchtſam, fliehen die Wohnungen der Menſchen, ſuchen einſame Wildniſſe, und leben nicht leicht in Gefangenſchaft. Zur Brunſtzeit welche im November und Dezember eintritt, ſind ſie am fetteſten. Ihr Fleiſch welches zur Brunſtzeit den ſtärkſten Geruch hat, und ſehr zäh iſt, wird gemeiniglich wegge-

Die Geſchichte dieſes Thieres iſt der Herr Pallas ebenfalls kritiſch durchgegangen; die älteſten Thierbeſchreiber der Griechen und Römer, Ariſtoteles, Plinius, Aelian, Oppian, erwähnen deſſelben gar nicht, obgleich ſie andere Thiere aus dem inneren Aſien und unter andern, den grunzenden Ochſen, aus der Gegend des ſtarkriechenden Biſamthiers deutlich bezeichnen. Es ſcheinet daher, daß das Biſamthier damals durch das Räuchwerk noch nicht außerhalb Indien berühmt gewe-

ſen,

geworfen, bisweilen aber iſt es eßbar, und bei jungen Thieren oft zart und ſchmackhaft. Auch das Fleiſch der Alten erhält durch Einlegen in Eſſig und durch Braten einen beſſern Geſchmack. — Die männlichen Muskusthiere haben unter dem Bauch einen Beutel, welcher eine ölichte ſtark riechende Materie enthält, die als Arzneimittel bekannt iſt. Dieſer Muskus oder Biſam riecht zur Brunſtzeit am ſtärkſten, und der Thibetiſche, deſſen weit ſtärkerer Geruch wahrſcheinlich von dem wärmern Klima und von den ſtarkriechenden Pflanzen, mit welchen ſich dieſe Thiere dort nähren, herrühren mag, iſt der vorzüglichſte. Die Beutel vom ſibiriſchen Muskusthier ſind ſehr wohlfeil, ehedem bezahlte man an der Lena für das Stück zehn Kopek, durch den Handel mit den Sineſen, welche den ſibiriſchen Muskus aufkaufen, ihn mit Thibetiſchen verfälſchen, und für ächten Thibetiſchen wieder an die Europäer verkaufen, iſt der Preis geſtiegen, und ein ſolcher Muskusbeutel gilt jetzt dreißig und mehrere Kopeken. Nord. Beytr. a. a. O.

ſen, und daß nur ſpäter deſſen Gebrauch als Arznei und Räuchwerk von den öſtlichern Völkern Aſiens, beſonders den Chineſen, bei denen er ſehr alt und noch allgemein iſt, in die Abendländer gebracht ſey. Es war dieſes um ſo mehr zu verwundern, da ehedem die Griechen und nachher die Römer ſehr mit den Salben ſchwelgeten, welche Sitte ſie von den Morgenländern angenommen hatten, ſo wie ſie ſolche Waaren mehrentheils aus Arabien und Indien erhielten. Die Araber haben es zuerſt in Ruf gebracht.

Avicenna nennt es dem Rehe ähnlich, mit hervorſtehenden Eckzähnen und Biſamtragenden Nabel, ohne der Hörner zu erwähnen. Damir, von Bochart angeführt; giebt das Biſamreh ſchwarz an, an Geſtalt der Gemſe ähnlich, wie in Anſehung der dünnen Schenkel und der geſpaltenen Hufe, außer daß es zween aus dem Maule hervorragende Zähne habe; welche er unrichtig in der unterſten Kinnlade ſetzt, und ſagt, daß ſie wie bei dem Hauer herausſtänden.

Uibler wird von Maſudius und Serapion das Thier, welches den Biſam giebt, in nichts von unſern Rehen verſchieden angegeben, weder in der Geſtalt, noch der Far-

be,

be, noch den Hörnern, und nur in Anſehung der mehr oder weniger als eine Spanne lang hervorragenden Zähne. Ja Simeon Antiochenus mit dem Zunamen Seth träumte, der Biſam käme dem ſehr großen einhörnigen, der Gazelle oder Dorcas ähnlichem Thiere zu; in welcher irrigen Meinung er doch keinen Nachfolger gehabt hat.

In den ſpäteren Jahrhunderten machten die Europäer nach der barbariſchen Zeit, häufigere Reiſen nach Indien, China, und fiengen an die Häute des Biſamthiers mitzubringen, deſſen Biſam im Gebrauch zugenommen hatte. Anton Muſa Braſſavolus beſchrieb das Fell, welches zu Venedig feil war, hirſchfarbig, etwas größer als am Dorcas oder Gazelle; es war aber gewiß unrichtig, obgleich er verſichert in dem Beutel ſey Biſam geweſen. Die Abbildung dieſes vermeintlichen Biſamthiers, welches der Vater der Thiergeſchichte Gesner von Braſſavolus hatte, war gewiß gar nicht natürlich, und ſcheinet einen jungen gefleckten Damhirſch vorzuſtellen. (Gesn. quadr. I. pag. 696.) Eben dieſes Fell ſcheinet bei Aldrovand unter dem Namen der männlichen Gazelle (Gazella mas) abgebildet zu ſeyn; woſelbſt deſſen von Camerarius entlehnter

ſzythiſcher Suchak das wahre Biſamthier grob und mit dem Fehler vorzuſtellen ſcheint, daß es die Zähne aus der untern Kinnlade hervorragend darſtellet, (Aldr. l. c. 19. f. 3. und 23. f. 7.) Aldrovand will es aber ſelbſt lieber als zweihörnig, mit aus der untern Kinnlade hervorragenden Zähnen, angeſehen wiſſen, und Jonſton hat zur Aufklärung dieſes Thiers nichts mehr als Gesner geleiſtet.

Hieronymus Cardanus hat ebenfalls das Fell des Biſamthiers beſchrieben, als wenn es dem Reh ähnlich wäre, dickeres und mehr weißgraues Haar, und oben und unten zween hervorragende Zähne hätte; welchen Irrthum ſchon vorher M. Paulus Venetus *) vorgetragen hatte. Gegen erſteren führt Scaliger **) als eine Nachricht aus Indien an: das Biſamthier in Pegu ſey der Gazelle ähnlich, weiß, und nur aus der untern Kinnlade rage an jeder Seite ein einzelner Zahn hervor; welches ein Irrthum iſt. Verſchiedene Aerzte vermehrten die Verwirrung des dunklen Zeitalters, von welchen viele das Zi=

*) De rebus oriental. Lib. I. c. 62.

**) Exoter. exercitat. XXI.

Zibeththier mit dem Biſamthiere verwechſelten, und dieſes ein dem Fuchſe oder Hunde ähnliches unterirdiſches Thier nannten. Andere, wie Catelanus, dachten ſich es noch anders.

Etwas mehreres, wiewohl mit vielen Irrthümern gemiſchtes, Licht verbreiteten nachher die nach China geſandten Jeſuiten über die Geſchichte dieſes Thiers: Martinus Martini und Philippus Marini, welche Kircher an benannter Stelle anführt. Kircher fügt auch die Abbildung des erſteren bei, welche aber höchſt unnatürlich iſt, da ſie das Thier faſt wollicht, mit einem abgeſtutzten Schweinsrüſſel, kleinen Ohren, zweifach gezehten Füſſen, und ganz zwiſchen den Lenden verſteckten Sacke vorſtellet, blos richtig mit hervorragenden Zähnen in der obern Kinnlade. Solche faſt erdichtete Abbildungen ſind auch des Boymius *) und Nieuhoffs **) ihre.

Rechte aber ſchlecht bereitete Felle hatte gewiß Franc. Calceolarius, ***) von welchen

*) Flor. Sinica. Litt. Z.

**) Gezandſchap der Nederland. Ooſtind. Comp. Amſt. 1693. fol. pag. 154.

***) Muſeum 1622. fol. p. 661, fig. 666.

chen Andr. Chioccus mit einer hinzugefügten Abbildung handelt, welche dem Anſehen nach vielmehr einem zottigen Hunde gleicht, und wegen des ſehr lang geſtreckten Halſes, dicker Füſſe, erdichteten Hundeſchwanzes, und Nabelſackes, der wie eine Taſche oder walzenförmig lang hervorhängt, von der Natur abweicht. Schröck hat dieſelbe doch in ſeiner erſten Abhandlung vom Moſchusthiere (Jena 1767.) aufgenommen.

Georg. Seger beſchrieb das Fell eines männlichen Biſamthiers, welches Jakob Breynius von Johann Breynius, dem Amſterdamer Kaufmann, empfangen hatte. *) Die Abbildung die er beifügt, iſt grob, beſonders in Anſehung des Kopfs, der zu kleinen Afterhufe, des rauhen Felles, und iſt ganz ſo beſchaffen, daß es in die Augen fällt, wie ſie nach einem ſchlecht ausgeſtopften Felle gemalt ſey. Aus dem ſtarken Biſamgeruche, den das Fell noch an ſich hatte, iſt zu urtheilen, daß es von einem chineſiſchen oder indianiſchen Thiere geweſen iſt. Die Farbe beſchreibt aber Seger faſt wie eine ſibiriſche Spielart, ſie hat, kaſtanienbraun und gelb gemiſcht, gefleckt wie die Gazelle Dorcas,

*) Miſcellan. Nat. Curioſ. Dec. I. Ann. 6. 7. (1675. 76.) Obſ. 128. pag. 169.

cas, unterhalb mehr aſchgrau, am Kopfe grauweißlich kaſtanienbraun mit weißen Strichen unter dem Halſe, wie die Abbildung es auch einigermaßen ausdrückt. Richtig hat er bemerkt, daß die Haare brüchig, am unteren Theile biegſam ſind; auch hat er, ſo viel ihm an dem getrockneten Sacke thunlich war, denſelben genau gezeichnet und auch durch eine beſondere Figur deutlicher gemacht.

Ungefähr zu eben der Zeit handelte Thomas Bartholin *) von einem noch nach Biſam riechenden Felle, welches von Kaufleuten aus Oſtindien gebracht war. Er ſagt: „die Haare ſind ſchwarz, warum einige ſie röthlich, andere weiß nennen, will ich den Sachkundigen zur Beurtheilung überlaſſen; welcher Unterſchied der Farbe vielleicht vom Alter oder der Gegend entſteht.“ Darauf er Scaligers und anderer Fabeln zweifelhaf anhänget.

Hierauf folgete Schröcks **) vermehrte zweite Geſchichte des Biſamthieres; welche, obgleich ſie kaum etwas neues zur Kenntniß dieſes Thieres beiträgt, und mit nichten alle Irr-

*) Actor. Hafnienſ. Vol. II. art. 19. pag. 46.
**) Hiſtoria Moſchi. Aug. Vindel. 1682. 4.

Irrthümer der vorhergehenden hebet, doch mühſam eine jede Meinung der Schriftſteller und alte Fabeln ſammlet, eine beſſere Beſchreibung des Biſambeutels als in der erſten Abhandlung liefert, und endlich eine vollſtändige zuſammengetragene Nachricht von dem Gebrauche und den damals bekannten Kräften des Biſams giebt. Sie enthält auch ziemlich genaue Abbildungen des Biſambeutels, auf welchen ein Theil der Ruthe der an dem Biſamſacke liegt, und welche der Verfaſſer für eine unbekannte Röhre hält, ausgedrückt iſt. Schröck verfertigte eine neue Abbildung des Biſamthiers nach der Segeriſchen, wie er ſelbſt geſteht, doch ſo daß ſie nach einigen Fellen, die er ſahe, etwas verändert ward, welche Abbildung bei Valentin *) mit einer kurzen aus der Schröckiſchen entlehnten Beſchreibung des Biſambeutels nachgeſtochen iſt. Und dieſe Abbildung iſt in Anſehung des Kopfs, der Zähne, des verborgenen Schwanzes, und des wellicht gefleckten Felles natürlich genug, da ſie aber, wie alle vorhergehenden, nach fehlerhaften Fellen gemacht iſt, iſt ſie lange nicht vollkommen genug, da ſie beſonders den Hals und die

*) Muſeum Muſeorum Lib. III. cap. 11. und Amphitheatr. Zottom. pag. 108.

die Füſſe mißgeſtaltet lang vorſtellet. Der gute Klein verließ ſich doch auf dieſelbe, und beſchreibt das Biſamthier langhälſig, häuft andere Irrthümer zuſammen, nennt es gehörnet, um Linneen zu widerſprechen, und läßt es ſich träumen, daß das Thier bisweilen in der obern, bisweilen in der untern Kinnlade die hervorragenden Zähne habe, und begeht, wie gewöhnlich, große Irrthümer. (Hiſt. quadr. pag. 18.) Zu eben der Zeit, da die ſchröckiſche Beſchreibung herauskam, beſchrieb Nehem. Grew (a. a. O.) ſorgfältig und genau die in der königlichen Sammlung zu London befindlichen, vielleicht chineſiſchen Felle. Einiges, welches dabei mit der Natur nicht übereinkömmt, ſcheinet der Verunſtaltung des Felles zuzuſchreiben zu ſeyn. Er giebt die Länge deſſelben von der Naſe bis zum Schwanze eine engländiſche Elle, ungefähr zween Fuß, neun Zoll, und neun Linien pariſiſch, an, welches nicht zu groß läßt; den Schwanz beſchreibt er aber zwei Zoll lang, ſo lang Herr Pallas ihn an keinem Thiere fand. Backenzähne unterſchied er nur an jeder Seite vier, welches bei getrockneten Körpern wohl trügen konnte. Endlich bemerkte er an untern Kinnlade der unter dem Mundwinkel einen beſonderen Büſchel ſteifer Haare dreiviertel Zoll lang, der bei

friſchen Thieren von dem Herrn Pallas vergeblich geſucht ward, bei getrockneten Fellen aber von den um den Mundwinkel ſtehenden Haaren gebildet wird. Uibrigens zeiget er den Sack, den beſondern Bau der Haare und die hervorragenden Zähne, die in dem beſchriebenen Thiere drittehalb Zoll betrugen, richtig an, und beurtheilt die vorhergehenden Abbildungen der Schriftſteller und verſchiedne Irrthümer, wie billig iſt.

Zur Geſchichte des Biſamthiers haben unterdeſſen auch viele und zwar berühmte Reiſende ihr Scherflein beigetragen. Nieuhoff, der außer der ſchlechten Zeichnung faſt nichts eigenes hat, iſt ſchon angeführt. Mehreres lieferte der im Orient ſo bewanderte Tavernier, der auch das Fell nach Frankreich brachte. Die Zeichnung aber iſt außer dem Kopf gar nicht getreu, nämlich zottig, anſehnlich geſchwänzt und wie an den Ziegen zweihufig. Hingegen ſpricht er von der Lage des Biſamſackes, von der Verfälſchung und dem Handel mit dem Biſam wahrhaftig und erfahrungsvoll. — Chardin (a. a. O.) erzählt beinahe daſſelbe, hat aber verſchiedene Jeſuitermärchen aus dem Kircher aufgenommen, welche der gleichzeitige Tavernier nicht geach-

geachtet hatte. Renaudot *) beurtheilt ihn kritiſch, will aber auch widerſinnig das Biſamthier lieber gehörnet halten.

E. Ysbrant Ides **) liefert eine doppelte Abbildung des Biſamthieres, welche in der Glätte des ganzen Leibes, der Länge des Rumpfes, dem zu ſehr hängendem Bauche und dem ſehr großen Höcker in der Gegend der Herzgrube fehlerhaft iſt. Seine Beſchreibung iſt kurz, fehlerhaft und aus des Martini ſeinem Atlas genommen. Nach dieſem haben Witſen ***) und Strahlenberg ****) etwas von dem ſibiriſchen Biſamthiere angeführt; und zwar der erſte ſehr flüchtig und nicht ohne Irrthümer, beſonders da er den ſtarken Geruch des beſten Biſams von der Reiſe deſſelben herleitet, und behauptet, er entſtehe aus Blut, welches ſich in den Nabelſack ergieße, und wenn er die Antilope Saiga in Anſehung des Namens mit dem Biſamthiere und in der That mit dem Thiere das den Bezoar liefert, verwechſelt. Der andere trägt mehr Wahrheit, aber nach einer

*) Adnotat. ad antiqua de Indis & Sinis. itines. p. 217.

**) Driejaar Reize naar China. Amſt. 1704. p. 45.

***) Noorden Oſt Tatar. Edit. II. T 2. p. 789.

****) Nord-und öſtliche Europa und Aſien. p. 337.

ner Gewohnheit ohne Beurtheilung zuſammengeraffete und unſchicklich beſchriebene Dinge vor, welches beſonders von dem Begriff, den er von dem Biſamſacke giebt, gilt.

Dokt. Dan. Gottl. Meſſerſchmidt aus Danzig hat unter den Reiſenden in Aſien zuerſt das Biſamthier an ſeinem Geburtsorte genauer unterſucht, in ſeiner Handſchrift eine ſorgfältige Kenntniß von deſſen äußern Theilen, die umſtändlichen Ausmeſſungen und manches aus der Zergliederung aufgezeichnet. Er berufet ſich auch auf Zeichnungen, welche verloren gegangen, ſo wie die Beſchreibung ſelbſt niemals an das Tageslicht gekommen iſt, noch kommen wird, obgleich ſie in einigen Stücken, beſonders in Erklärung des Biſamſackes der Gmeliniſchen und gewiß allen vorhergehenden vorzuziehen iſt.

Nach dieſem hat J. Georg Gmelin, *) der auch deſſelben Entdeckungen genutzt, etwas weniges von dem Biſamthier in ſeiner Reiſebeſchreibung bekannt gemacht; ſeine Beſchreibung ward aber nach ſeinem Tode in den neuen petersburgiſchen Abhandlungen **) von

*) Reiſe durch Sibirien. Th. II. p. 239. 241.

**) Nov. Commentar. Petropol. T. IV. p. 393.

von dem Herrn Müller herausgeben, welche, obgleich ſie mangelhaft, doch alle vorhergehende weit hinter ſich zurückläßt, und genauer iſt als der Verfaſſer ſonſt bei den Thieren zu ſeyn pflegte; eine Zeichnung hat er nicht beigefüget. Was er von dem Baue und Sitten anführet, kömmt faſt mit dem überein, was Herr Pallas ſelbſt in Sibirien beobachtet und erfahren hat, und desfalls iſt hier nur anzuzeigen was er zuerſt geſagt, und worin er geirret hat. Er verſichert nämlich mit Rechte, daß er bei den friſchen Thieren, den von Grew angeführten und bei todten Thieren entſtandenen Haarbüſchel nicht bemerkt habe. Er erinnert auch gegen denſelben, daß an jeder Seite in jeden Kinnladen ſechs Backen-Zähne ſind. Er nennt auch mit Recht den Schwanz an den Männchen nackt und beinahe fehlend, an dem Weibchen haarig, und ſagt der Fuß ſtehe auf allen 4 Klauen, und fünf Zoll vor dem Biſamſack ſey eine beſondere Spur des Nabels. Er ſahe, wie Schröck, die Oeffnung des Sackes und die dahin gehenden Muskeln; allein den Nutzen der andern Oeffnung kannte er nicht, er ſagt nämlich er habe gar keine Ruthe, die er doch vorſtellet, gefunden, und doch giebt er an, daß der Sack mit der Harnröhre (für welche er die ganze Ruthe gehal-

ten

ten zu haben ſcheint) zuſammenhänge. Die Drüſen, welche Schröck ganz recht um die Oeffnung des Biſamſackes geſehen hat, hat er auch nicht bemerkt. Wenn er ſagt, der Kopf ſey an den Weibchen kürzer und die Schnauze ſtumpfer, ſo iſt davon, wie auch an den Jungen das Gegentheil vom Herrn Pallas beobachtet worden. Beſonders iſt es, daß Gmelin in einen von dreien Thieren die er hatte, keine, in den andern beiden aber die zuſammengefallene leere Gallenblaſe fand. Bei der angeführten gmeliniſchen Abhandlung wird Meſſerſchmid getadelt, daß er dem allgemeinen Irrthum gefolgt ſey und den Biſamſack einen Nabelſack nenne; welches Ausdruckes er ſich zwar in der Beſchreibung der Kürze halber bedient hat, er hates aber richtig bemerkt und ausdrücklich angezeigt, daß er die wahre Lage des Biſamſackes und deſſen Verbindung mit der Vorhaut geſehen habe. Darauf wird behauptet, daß es kein Moſchusthier dieſſeits dem Jeniſey gebe, aber ſo wie alle Gebirgsſtriche dieſſeits des Jeniſey, welche nach Weſten zu an dem Irtis und Indien liegen, keinen Mangel an den Pflanzen haben, die nach Gmelin nur jenſeit des Jeniſey zu ſeyn ſcheinen, ſo fehlet es ihnen auch nicht an dem Biſamthier; es fehlt aber in den dieſſeitigen Ebenen von Sibirien.

In den neueſten Zeiten nach Gmelin iſt man wenig weiter mit der Geſchichte des Biſamthieres gekommen. Von dem weiblichen Thiere iſt eine von Peter Shelborth zu Peckin gezeichnete und von Auguſtin Hallerſtein der königlichen Geſellſchaft von Engelland geſchickte Abbildung in den Abhandlungen *) dieſer Geſellſchaft herausgekommen, und das Thier todt mit ausgeſtrecktem Leibe ſchön genug, auch in Anſehung der ruthenförmigen Streifen auf dem Felle nachgeahmt. Allein in dem beigefügten Briefe des letzten iſt außer dem chineſiſchen Namen des Thieres nichts hinzugekommen.

Die neueren Syſtematiker, Klein, Linné und Briſſon haben nichts Neues hinzugeſetzt, wie auch Ray und Pennannt. Auch durch die Zuſammentragung des Grafen Büffon, bei der er die gmeliniſchen Beobachtungen gar nicht gekannt zu haben ſcheinet, iſt kein Licht in der Geſchichte dieſes Thires verbreitet; ja er würde die Kenntniß deſſelben durch Muthmaßungen noch zweifelhafter gemacht haben, wenn man nicht ſchon ſichere Nachrichten durch Gmelin gehabt hätte. Aus

*) Philoſ. Transact. Vol. 47. pag. 321. tab. 14.

Aus den neueren franzöſiſchen Tagebüchern *) erhellt, daß ein lebendiges männliches Biſamthier von weißlicher Farbe, welches wegen des ſtarken Biſamgeruches ein Thibetiſches ſeyn muß, nach Frankreich gebracht ſey und daſelbſt im Thierhofe lebe; von welchem Herr Daubenton einige Beobachtungen, das äußere Anſehen des Thieres betreffend, der pariſiſchen Akademie eingereicht hat. Die Wildheit des Thiers, ſetzt Herr Pallas fort, ſcheinet weder eine hinreichend genaue Beſchreibung geſtattet zu haben. Es iſt aber zu bewundern das nichts von dem Futter womit das Thier unterhalten wird, angeführet iſt, noch mit verſchiedenen ihm angebotenen Zweigen von Bäumen und Kräutern Verſuche gemacht ſind, es ſey denn, daß der Verfaſſer ſich ſolches vorbehalten habe.**) Die Abbildung, welche den daubentoniſchen Beob-

acht-

*) Rozier obſerv. & Memoir. ſur la Phyſique l'hiſt. nat. (Paris 4to.) Tom. I. 1773. Jan. pag. 61. tab. 3. Journal des Sçav. 1773. I. pag. 212. La Nature conſiderée ſous ſes differents aſpects 1774. Num. 23.

P.

**) Dieſe Nachrichten, wie auch eine ausführlichere Beſchreibung iſt nachher von dem Hrn. Grafen Büffon heraus gegeben, und wir finden ſie am Anfange dieſes Anhanges. D.

achtungen beigefügt iſt, ſtellet den Kopf des Thieres zu lang, die Füſſe zu plump, den Leib zu nackt und die ganze Stellung ſo vor, als wenn ſie nach einem in Schrecken geſetzten und zitterenden Thiere gemacht ſey; ſie iſt aber mit Recht, allen vorhergehenden vorzuziehen.

Uiber den Urſprung des Biſams und deſſen Sackes, deſſen Natur und Lage, waren ſich die Schriftſteller noch uneiniger als über das Thier ſelbſt, da einige den Lügen der Reiſenden und Erzählungen glaubten, andere Erdichtungen nachhiengen, bis man ſich darin durch Augenzeugen verſicherte.

Das älteſte Märchen vom Biſam findet man bei Amatus Luſitanus.*) Dadurch wäre es das zerſtoßene und mit den Knochen zerriebene Fleiſch eines Thieres von der Größe des Haſen, welches in einem Reiche jenſeits Malacca vorher lebendig gebeitſchet, ehe es von den Jägern getödtet würde. Auf faſt eben ſolche Art haben nachher verſchiedene, auch Reiſende, den Urſprung des Biſams erkläret, wie man ſo:

*) In commentariis ad Dioſcoridem.

ſolches bei Schröck angeführet findet. Andere erzählen, es werde von dem ganzen Thiere, das ſo groß als ein junger Fuchs oder Hund ſey, auch wohl gar deſſen Geſtalt habe, oder auch den Ziegen ähnlich erdichtet wird, welches mit den Knochen zerſtoſſen, bereitet, andere behaupten, es werde nur aus dem Blute und dem hinterem Theile des Thieres gemacht, ja verſichern gar, ſolches ſelbſt geſehen zu haben. Einige ſind hiezu vielleicht durch die damalige gewöhnliche Verfälſchung dieſer zu der Zeit in Europa ſehr koſtbaren Waare verleitet worden. Dieſes wird beſonders durch Bautſchners Erzählung **) wahrſcheinlich, welcher erzählet, der Biſam werde in Portugall aus dem geronnenen Blute des Thieres, einem getrockneten Kalben und einer Pflanze mit Biſamgeruche bereitet: wie auch durch den Unterſchied, den Egtelanus unter dem wahren orientaliſchen Biſam, der aus dem Siamiſchen Reiche von den Venezianern gebracht würde, macht, und dem ſchlechteren occidentaliſchen (Moſcho di Ponento), der aus Amerika nach Portugal und von da in die Apotheken käme, welcher mit Harn beſprenget oder in Kloaken aufgehangen ſchänd-

**) Schröckii hiſt. moſchi. a. ang. D. pag. 25.

ſchändlich verfälſcht würde; ſo wie andere eben dieſes, wie Schröck anführet, mit dem Salmiakgeiſt verſuchet haben, und ſich ſogar nicht enthalten haben, dazu den Unrath der Mardern zu gebrauchen. Vielleicht hat Marini eine ähnliche Verfälſchung des Biſams bei den Chineſern geſehen und ſolche für den wahren Biſam gehalten; da er ſagt: die Säcke des Thieres würden mit dem zerſtoßenem Fleiſch entweder von dem ganzen Thiere, oder zu dem beſten Biſam von den Hintertheilen, mit dem Blute angefüllet (Kircher a. a. O.); auch werde aus Ambra und dem Fette eines gewiſſen wilden Thieres eine Art Biſam bereitet; und Martini ſagt, der Biſam werde mit Drachenblut oder dem geronnenen Blute und Fleiſche des Thieres verfälſcht.

Einige ſcheinen auch durch den Zibet von dem fleiſchfreſſenden, Zibetthiere, welches ſie von dem Biſamthiere nicht zu unterſcheiden wußten, irre geführt zu ſeyn, und was dergleichen Einbildungen mehr ſind.

So ſagt Gabriel Sionita, *) um Aleppo werde der Biſam aus einem kleinen Thiere

*) G. Sionita de monte Libano Deſcr. urb. & mor. orient. cap. 5.

Thiere von röthlicher Farbe, welches an einer Stelle mit Stöcken ſo oft geſchlagen würde, daß ſich daſelbſt Blut ſammlete, bereitet; dieſes würde denn zuſammengebunden, bis der unterbundene Sack von ſelbſt an dem lebendigen Thiere abfiele und dann mit dem reifen Biſam angefüllet wäre. Auf ähnliche Art erzählt Mandelslo in ſeinen Reiſen und Higmorus, *) das gefangene Thier werde mit Knitteln geſchlagen, damit ſich das Blut unter der Haut ergieße, welche ſie nachher mit Bändern zuſammenſchnürten, damit das geronnene Blut in den Säcken zu Biſam würde. Scaliger ſagt: die Anhäufung des Bluts unter dem Bauche werde ein Geſchwür, welches man von dem gefangenem Thiere mit dem Felle abſchneide; die Blutstropfen, die bei dem Schnitte ausflöſen, würden zu dem beſten Biſam aufgefangen, und mit dem geringſtem Theile davon das übrige Blut verbeſſert, welches auch durch Blutigel aus dem lebendigen Thiere ausgeſogen, getrocknet und mit dem Riechwerk gemiſcht, in den Säcken aufbewahrt würde.

Fal-

*) In Diſſertat. de hyſter. paſſione.

Fallopius *) meint, die Sache ſey durch Vergleichung des Biſamſackes mit einer natürlich entſtandenen Balggeſchwulſte abgemacht. Andere verſicherten endlich, der wahre Biſam ſey das Fleiſch der Nieren von dem Thiere; andere es wären deſſen Hoden; ja ſie wandten die alte Fabel von dem Biber, der ſeine Hoden oder vielmehr ſeine Kaſtorſäcke abbiſſe und von ſich werfe, um dadurch ſein Leben von den Jägern zu erkaufen, auf dieſes Thier an. Ob gleich alles dieſes gröblich erdichtet, und durch die bloße genauere Beſichtigung der Biſamſäcke zu widerlegen war, hatte es doch ſeine Anhänger und einer ſchrieb es dem andern nach.

Andere die ſich klug hielten, häufeten noch neue Irrthümer ohne allen Grund an.

So ſtreitet zwar Catelanus, der Biſamſack ſey kein kränkliches Geſchwür, noch ſtatt des monatlichen Geblüts da, fällt aber in einen neuen Irrthum, wenn er behauptet, derſelbe finde ſich auch bei dem Weibchen und ſey ein Behälter dicker Feuchtigkeiten, in welche das Thier durch die

*) De mater. medic. in Dioſcor. lib. 1. cap. 24.

Oeffnung die Zunge ſtecke und mit der Biſamfeuchtigkeit die Kniee und Füſſe beſchmiere, damit es die von dem beſtändigen Klettern auf den Felſen bekommene Erſchlaffung heile. Und wenn Chioccus dieſen widerleget, ſtellte er ſich das Biſamthier durch das beſtändige Laufen, durch das Futter, wohlriechender und trockner Pflanzen und von Natur trocken, und zur Leichtigkeit im Laufen, ohne Milz vor, und meinet, die vorſichtige Natur habe durch beſondere Bälglein den Mangel der Milz erſetzt, damit die trocknen und dicken, zum Ernähren nicht recht geſchickten Säfte dadurch ausgeleeret werden könnten, und zugleich zur Ergötzung des Menſchen das edelſte Räuchwerk bereitet würde. Mehr dergleichen Unſinn ſey hier übergangen.

Endlich fiengen die Schriftſteller zu Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts an, die aus dem Orient gebrachten Biſambeutel genauer zu betrachten und zu beſchreiben; zugleich erhellete aus den mitgebrachten Fellen die Lage und einzelne Zahl dieſer Säcke, und die Reiſenden erzählten die Sache wahrhafter. Unter dieſen ſagte Martini a. a. O. es ſey gleichſam eine gewiſſe Hervorſtehung an dem Nabel des Thieres,

die

die einen kleinen Beutel vorſtellete, aus einem feinem Häutchen beſtände, und mit den zarteſten Haaren bekleidet ſey; Serapions Meinung war dieſer ähnlich. Darauf lieferten Bartholinus, *) Dan. Ludovici, **) Seger (a. a. O.) und beſonders der fleiſſige Schröck ***) Beſchreibung dieſes Biſamſackes. Indeſſen ſind bis jetzt noch nicht alle Irrthümer und fabelhafte Erzählungen hievon überwunden und vergriffen worden.

Das Biſamthier hält ſich in ſeinem ſchon genannten ****) Vaterlande von dem fünf und dreißigſten bis ſechszigſten Grad nördlicher Breite vorzüglich auf ſteilen Klippen und in kalten zwiſchen hohen Bergen liegenden Thälern und Tannenwäldern, wie auch an den Vorgebürgen der höchſten Schneekuppen auf. Niemals ſteiget es zu den freien Bergen und flachen Gefilden herunter, auch nicht einmal im Winter, da doch die Rehe die Wälder zu verlaſſen pfle-

*) Act. Hafnienſ. mol. I. pag. 116.

**) Miſcellan. natur. curioſ. Dec. I. An. 4. 5. obſ. 205. An. 9. 10. obſ 38.

***) a. a. O. cap. 10.

****) S. Anmerk. 9.

pflegen; und es iſt auch im Sommer ſelten auf mildern Gebirgen zu ſehen. Dieſe Thiere ſtreifen beinahe einſam umher, und kommen nur bisweilen im Herbſte, gleichſam einer Wanderſchaft oder Brunſt halber haufenweiſe zuſammen. Aus der Beſchaffenheit des Augenſterns, der ſich in dem lebendigen Thiere in eine ſchmale, ſchiefe Spalte zuſammen zog, und aus der Erzählung der Jäger, daß es nur ein ſchwaches Geſicht, aber ſtarke Sinne des Gehörs und des Geruchs habe, ſcheint es vermuthlich des Nachts umher zu ſtreifen. Zu der Lebensart, die dieſes Thier führet, iſt es trefflich eingerichtet. Im Springen und Laufen iſt er ſehr ſchnell, mit den harten, ſpitzen Hufen und vermittelſt der Afterhufe läuft es mit Leichtigkeit über die ſteilen Abhänge der Gebirge und Klippen. Gejagt machte es oft Sprünge von einigen Klaftern, ſetzt über Felſenklüfte, und von einigen Klafter, hohen Anhöhen ohne Schaden herunter und läuft mit Behendigkeit über die gefährlichſten Pfade hinweg. In den dichteſten Wäldern weiß es mit äußerſter Behendigkeit die Baumſtämme zu vermeiden, den Lauf zu verändern, und ſich durch mancherlei Kunſtgriffe hindurch zu winden. Es beſteigt unzugängliche Klippen oder zur

Er-

Erde gebeugte Baumſtämme. Auch ſchwimmt es über breite und reiſende Ströme. Zur Winters- und Frühlingszeit, läuft es mit ausgebreiteten Hufen, wie die Haſen mit ausgebreiteten Zehen, kühn und kaum ohne Eindruck der Fußſpur über den Schnee weg, der weder die Hunde noch andere Thiere gut träget.

Die Furchtſamkeit des Thierchens iſt äußerſt groß, desfalls es auch die unbewegſamſten Einöden aufſucht und überall die bewohnten Gegenden verläßt. Gefangen kömmt es auch, noch ehe es ein Jahr alt wird, aus Liebe zur Freiheit, durch heftige Bewegungen und Enthaltſamkeit von Futter bald um. Doch kann es aufgezogen werden, wie das thibetiſche nach Frankreich gebrachte Biſamthier beweiſet.

Ihr Fraß ſoll, wenigſtens im Winter, nach Ausſage der Jäger vorzüglich in Flechtenmoos beſtehen. Herr Pallas fand zu Anfange des Winters in ihren Mägen gemeiniglich faſerige Wurzeln, beſonders von Sumpfpflanzen, die Blätter von Arbutus, dauriſchen Alpbalſam und Preißelbeere, in einigen doch mit haarichten Flechten gemiſchte Uiberbleibſel von Kräutern. Man

 glaubt,

glaubt, daß ſie mit ihren hervorſtehenden Zähnen die Wurzeln ausreißen, allein ſie ſcheinen dazu faſt zu loſe und ſchwach zu ſeyn, ſie fehlen ohnedem dem Weibchen und die Hufe laſſen dazu ſtärker und geſchickter; vielleicht gebraucht das Männchen dieſe Zähne zur Vertheidigung gegen kleine Thiere oder zum Kampf mit ſeines Gleichen zur Brunſtzeit.

Dieſe Brunſtzeit fällt gewiß im Anfange des Winters im November, und Dezember, zu welcher Zeit die Biſamthiere am fetteſten ſind. Alsdann verſammlen ſie ſich, ſcheinen gleichſam zu reiſen, fallen häufig in die Schlingen, und die Männchen kämpfen der Liebe wegen mit einander mit ſolchem Eifer, daß man oft welche mit groſſen Wunden im Leibe oder Narben im Felle, oder einem oder dem andern abgebrochenen Zahne fängt. Niemand hat aber in Sibirien zu dieſer Zeit eine Veränderung des Biſams in den Säcken, noch in Anſehung des ſtärkeren Geruchs deſſelben bemerket, obgleich es allen bekannt iſt, daß ihr Fleiſch zur Brunſtzeit bockiger und übler ſchmeckt. Niemand hat auch, wie einige der Alten wollen, das Biſamthier den Biſambeutel

an

an Baumſtämme oder Steine reiben geſehen, um die Brunſt zu mildern und die riechende Materie abzuführen.—

Ein aufgeſchnittenes Weibchen hatte in der Mitte des Märzmonats zwei Junge, ein männliches und ein weibliches im Leibe, und die Jungen die im Herbſt gefangen wurden, hatten ſchon über die Hälfte die Gröſſe der Ausgewachſenen. Die Jäger verſichern, ſie würden im Mai, am ſpäteſten im Junius geworfen, bisweilen folgten dann zwei bisweilen nur eines, der Mutter, und in dieſem zarten Alter wäre das Fell grauröthlich mit reihweiſen blaſſen Punkten.

Die Jungen, noch kein Jahr alten Biſamthierchen waren im Anfange des Winters ſchon vierzehn bis zwanzig Pfund ſchwer, und ſo ſchon über die Hälfte des Gewichts der Alten. Ihr Winterpelz iſt alsdann heller braun als an den Alten, und allezeit mit rothgelblichen unordentlich auf den Seiten des Leibes zerſtreueten Flecken und über den Rücken querlaufenden ſchönen Streifen gezieret, wie die Abbildung von Herrn Pallas auch zeiget. Dem Männchen fehlen alsdann noch die Eckzähne, da an deren Statt eine knöcherne Warze

kaum aus dem Zahnfleiſche hervorſtehet; ſie haben dann einen zuſammengefallenen Biſambeutel, der leer und blos mit dem eigenthümlichen Geruche begabt iſt; und ſie beſitzen noch, wie die Weibchen, keinen haarigen Schwanz; allein ſie unterſcheiden ſich ſchon durch die ſtumpfere und dickere Schnauze, wie auch durch ihre ſtärkere Größe und ihr Gewicht.

Faſt alle Jungen werden von einer fliegenden Laus oder Hippobosca, die der Schaflaus nicht ungleich, aber etwas kleiner iſt, geplaget; dieſe Thiere hängen ihnen vorzüglich am Bauche und an den Weichen an.

Bei den ältern von zwei bis drei Jahren werden die Flecken allgemach geringer und verlieren ſich, und im zweiten Winter ſtehen die Eckzähne an den Männchen ſchon ungefähr einen Zoll lang hervor; der Schwanz ſtehet aber an einer nackten ſchmierigen Stelle wie eine nackte Warze hervor, und der Biſamſack hat ſchon eine anſehnliche Kurſte der riechenden Materie erzeuget, welche mit dem Alter allgemach zunimmt, bei den ſehr alten aber wieder abzunehmen ſchei-

ſcheinet. Einige von den zweijährigen und ältern hatten unter der Haut häufig Larven von Bremſen ſitzen.

Die alten Biſamthiere ſind an der Größe und dem Gewichte von dreißig bis fünf und dreißig Pfund zu unterſcheiden, wie auch an den abgeriebenen Vorderzähnen; ſie ſind auch die mehrſte Zeit gänzlich braunſchwarz, außer die weißen Binden am Halſe, die bei ihnen doch auch nicht ſo ſchön als bei den Jungen in die Augen fallen. Dieſes iſt von dem Winterfelle zu verſtehen; im Sommer ſoll es nach Ausſage der Jäger grauröthlich ſeyn, und die Flecken der Jungen alsdann heller werden. In dem höchſten Alter werden die Zähne an drei Zoll oder einer Handbreit lang, wenn ſie nicht im Kampf abgebrochen werden, ſogar bei den Weibchen bricht alsdann an ihrer Stelle ein ſehr kleiner ſtumpfer, kaum einen halben Zoll aus dem Zahnfleiſche hervorragender Zahn hervor. Ein ſolches Weibchen war am ganzen Leibe hellweißlich; Herr Pallas hatte auch das Fell eines noch weißeren Männchens. Beide waren in der ſajaniſchen Gegend gefangen worden, woſelbſt dieſe Spielart faſt jährlich gefunden wird, und welches beweiſet: daß die ver-

ſchiedenen aus Thibet durch Indien nach Europa gebrachten Felle, nach welchen die Schriftſteller dem Thiere eine im verſchiedenem Grade weiße Farbe beilegen, und ſelbſt das von Daubenton beſchriebene lebendige Biſamthier auch in Thibet für eine ſeltenere Spielart gehalten werden könne; ja vielleicht iſt man durch die Seltenheit eben bewogen worden, vielmehr dieſe weiſſen, als die gewöhnlichen, die zu gemein ſchienen, des Aufbewahrens werth zu halten, und den europäiſchen Kaufleuten zu bringen. Herr Pallas ſahe ſelbſt ein ſolches weißes Fell in dem Apothekergarten zu Moskau, welches gar nicht an Geſtalt und Haaren von den ſibiriſchen verſchieden war, obgleich es wegen des ſtark riechenden Biſambeutels als ein thibetaniſches zu unterſcheiden war. Seger und Bartholin beſchrieben das thibetiſche Biſamthier und Hallerſtein das chineſiſche von Farbe eben ſo, als das ſibiriſche gewöhnlich zu ſeyn pflegt. Und da in verſchiedenen Gegenden von Sibirien die Biſamthiere nicht ſehr ſelten in die aſchgraue oder ſchwachbräunliche Farbe übergehen, ſo iſt zu glauben, daß das Thibetiſche gewöhnlich in der Farbe nicht von dem Sibiriſchen verſchieden ſey, ſo wie es gewiß in der äußern Geſtalt in keinem Stücke von demſelben abweicht. Die

Die Jagd des Biſamthiers wird von den öſtlichen Einwohnern Sibiriens nicht eben auf vielfache Weiſe angeſtellet. Die am Jeniſey und Baikal wohnenden, beſonders Ruſſen, umzäunen gewöhnlich die engen Thäler, laſſen nur einen kleinen Durchgang, und legen daſelbſt, wie auch an den jähen Fußſteigen, beſonders wo ſie viele Spuren von dem Thiere im Schnee finden, Schlingen, darin daſſelbe entweder mit dem Halſe oder Füſſen gefangen und von den Jägern gefunden wird. Auf dieſe Weiſe werden ſie vermiſcht von beiden Geſchlechtern und allem Alter gefangen. Andere legen an ſolchen Stellen Selbſtgeſchoſſe, ſo daß der Pfeil die Richtung nach der Höhe der Thiers hat; oder ſie legen ihnen Kniefallen von gehöriger Höhe *) und beſtreuen ſie mit Flechtenmoos zur Lockſpeiſe. Die Tunguſen, die als jagdliebende Völker immer in den Wäldern herum ziehen, verlaſſen ſich am meiſten auf den Bogen, und nähren ſich leicht gegen den Wind dem Thiere ſo, daß ſie es mit dem Pfeil erreichen können.

Sie

*) Gmelin Reiſ. II. 244. 249.

Sie verſtehen auch aus verſteckten Lagern vermöge einer zuſammengeſchlagenen anderthalb Zoll langen Oberhaut der Birken, das Geblöke der Jungen ſo geſchickt nachzuahmen, daß die Mütter und alten Männchen dadurch angelockt und dem verſtecktem Jäger nahe gebracht werden; ja auf die Weiſe kommen ihm auch verſchiedene Raubthiere zu Schuſſe, als Bären, Wölfe, Füchſe, die da, wo ſie die Stimme des ſchwachen Thieres hören, eine Beute hoffen. Die tomskiſchen Tatarn nennen das Biſamthier Gyfer oder Jufarle-Kjik; am Jeniſey heißt es, Tabbarga; bei den Gebirgstatarn Togorgo und Toorgo; bei den Kamaſchinzen Südö, den Oſtjaken am Jeneſey, Bjöß; Kalmucken, Mongolen und Buräten Küdaeri; oder bei dieſen auch Budek; bei den Tunguſen am Jeneſey Dſaanja oder Tſchanja; am Lena Dſehija; am Baikal Honde und das Männchen überall Möktſchan oder Mäktſchikan; die Jakuten gebrauchen verchiedene Namen, zu B. Daadan, Dargyak, Pyhtſchaehn und Sükaidyh; von denen die letztern verſchiedene Geſchlechter und Alter anzeigen. Chineſiſch wird das Mänchen gewöhnlich Sſehyjän, das Weiblichen Mehijän genannt; Boym, Martini und andere ſchrieben Xahiam; Hallerſtein nennt es Hiam-chamſu;

nach

nach den neueſten Berichten der Jeſuiten heißt es Hiangtſchang, welche ſo viel als wohlriechendes Reh bedeuten ſoll. Die Tanguten die Thibet bewohnen, nennen es Gläa, das Männchen beſonders Glao und Alath; die Indianer Kaſturya-Mirgae nach Meſſerſchmid. Die Rüſſen haben keinen eigenen Namen dafür, ſondern haben am Jeniſey dem tatariſchen in Kabarja verändert und am Baikal und Lena den tunguſiſchen übel in Saiga verdrehet; die Männchen pflegten ſie überhaupt Kaſatſchki, Sichler, zu nennen. Der Biſamſack heißt bei den Tatarn und Buräten Kair; daher die Ruſſen dieſen jetzt Struiki-Kabargynie nennen, den chineſiſchen Biſam aber durch einen andern Namen Mſkus unterſcheiden; da hingegen die mongoliſchen Völker ſowohl jene als die ſtarkriechenden mit dem gemeinſchaftlichen Namen Kudaerin-Sſarr belegen.

In Sibirien wird das Biſamthier von geringem Werthe gehalten und bringet den Jägern wenig Gewinn. Das Fleiſch wird oft weggeworfen, es iſt aber doch eßbar und von den Jungen wohlſchmeckend und zart; das von den alten, obgleich es immer etwas ſtinkend iſt, kann doch durch Einweichen in Eſſig und durch das Braten leicht verbeſſert werden. Es iſt aber weniger widerlich, wenn

wenn die Eingeweide aus dem Thiere da es noch warm iſt, ausgeworfen werden, in welchen die ſtarkriechende etwas ekelhafte, ſüſſe Eigenſchaft ſteckt. Dieſes wird aber von den Jägern, die es gering ſchätzen, gewöhnlich verſäumet. Das Fell wird mehr als das Fleiſch genutzt. Herr Pallas kaufte das ganze Thier ohne den Biſamſack in Krasnojar für etwa den vierten Theil eines Thalers. Die Felle werden mit den Haaren zu Mützen und Winterkleidern bereitet, die mit den Haaren auswärts getragen zu werden pflegen. Die Ruſſen gerben ſie bisweilen gelinde, ſchaben die Haare ab, waſchen die Felle, breiten ſie bei ſtarker Kälte aus, daß ſie trocknen, reiben ſie darauf mit den Händen bis ſie weich und nett, und faſt wie Seidenzeug werden, und machen ſich davon Sommerkleider. Herr Pallas ließ ſich viele derſelben wie ſämiſch Leder bereiten, welche weicher, zarter und pflegſamer als Rehfelle wurden.

Der Gebrauch der hervorſtehenden Zähne zu Pfriemen iſt unerheblich. Der hauptſächlichſte Nutzen den die Jäger aber von dieſem Thiere haben, beſteht in dem Biſamſack, welchen das Männchen allein beſitzet und der vom Herrn Pallas ausführlicher beſchrieben iſt.

Der

Der Nutzen des Biſambeutels und des darin enthaltenen Biſams ſcheinet, der Lage nach, ſich bei der Begattung zu zeigen. Bei derſelben muß er nämlich zuſammenge-druckt, vielleicht etwas ausgedruckt werden, um bei der Begattung zu reizen, wie ſolches aus dem bei den indianiſchen und ägyptiſchen Frauenzimmer nicht unbekannten Nutzen des Biſams erhellet. *) Das Weibchen wird zugleich auf eine Zeitlang ein unauslöſchliches Zeichen, das es beſprungen ſey, durch dieſen beigebrachten Geruch an ſich tragen, und bei den ſpäter kommenden Männchen vielleicht din überflüſſig werdende Bedierde mäßigen. Es wor dieſem Thiere, welches in den fürchterlichſten Einödden der Wälder und Gebirge beinahe einzeln lebt, ein ſtarker eigenthümlicher Geruch nothwendig, damit das Pärchen zur Zeit der Begattung aus der Ferne zuſammen kommen könnte. Vielleicht wirkt der Biſam auch auf die Nerven des Thieres, oder hat noch einen uns unbekannten Nutzen.

Es haben einige wie die Chineſer verſichern, der edle von den Aerzten geſuchte Biſam,

*) S. G. Gmelin Reiſe durch Rußland. III. p. 529. Proſp. Alpin. de Medic. ægypt. Lib. III. cap. 15. &c.

ſam, den wir vorzüglich aus dem tunquiniſchen Reiche und etwas ſchlechter von Agria und dem bengaliſchen Reiche erhalten, ſey darum viel ſtärker riechend als der ſibiriſche, weil die Thiere zu gewiſſen Jahrszeiten, ja an einem gewiſſen Tage des Monats von den Tanguten getödtet würden. Aber außer, daß dieſes ein Märchen zu ſeyn ſcheinet, ſo würde doch wenigſtens bisweilen auch in Sibirien der Biſam von gleicher Güte gefunden werden, wenn deſſen Vorzug von der Jahrszeit abhienge; denn die Tunguſen und Jakuten tödten dieſe Thiere zu allen Jahrszeiten, und dennoch kömmt niemals in Sibirien Biſam von beſſerer Beſchaffenheit in die Hände der Kaufleute. — Der Unterſchied beruhet auch nicht auf dem Alter des Thieres, da bei den Jungen, an denen der Biſamſack in Runzeln liegt, ganz leer und blos vom Ausdünſten feucht iſt, derſelbe doch genau eben ſolchen eigenthümlichen Geruch hat, als die geſammlete Materie der Erwachſenen und Alten. Unter dieſen iſt doch einer ſtärker riechend als der andere. Herr Pallas glaubt, der Vorzug beruhe blos in der wärmern Himmelsgegend, und den, mit wohlriechendem Harze angefüllten Pflanzen, die den ſüdlicheren Biſamthieren zum Futter dienen. So wie andere Thiere nach dem

Genuſſe

Genuſſe der Fiſche, einen Fiſchgeruch annehmen; das Fleiſch der Schafe nach dem Futter verſchieden ſchmeckt; die Milch nach gefreſſenem Knoblauch deſſen Geruch annimmt; der Harn nach den genoſſenen Zwiebeln, Spargeln u. dgl. riechet; der Bibergeil in Sibirien ſtärker riecht als der amerikaniſche, und Aehnlichkeit im Geruche mit den gefreßnen Pappelrinden hat. Avicenna und andere haben auch ſchon den Vorzug des thibetiſchen Biſams in dem Futter geſucht. Das Biſamthier beſitzt ohnedem einen anſehnlichen Grad von natürlicher Hitze, zwiſchen den Lenden ſtieg ſie nach des Herrn Pallas Beobachtung bis zum hundert und zweiten Grad des fahrenheitiſchen Wärmmeſſers und innerlich war es wahrſcheinlich noch heißer.

Der ſibiriſche oder kabardiniſche Biſam riechet nicht völlig biſamartig, ſondern iſt dem Bibergeil etwas ähnlicher, wiewohl ſchärfer und mehr ambraartig, weniger flüchtig, und ſelbſt denen die von thibetiſchen Biſam in Ohnmacht fallen, erträglich. Die Materie trocknet in den Säcken ziemlich ſchnell aus, und iſt denn zerreiblich, dem geronnenem Blute ganz ähnlich, allezeit von braunſchwärzlicher, ſchmuziger Farbe, und

harzig-biſamartigem Geſchmacke. Von ſeiner riechenden Materie wird wenig in Weingeiſt, mehr in Waſſer aufgelöſet und ſie färbet die Flüſſigkeiten ſtark braun, und giebt verdickt ein mehr nach Biſam riechendes Extrakt. Es iſt aber kaum der achte Theil deſſelben auflöslich. Abgebrannt, ſchwillt es auf, giebt zuerſt einen Biſamgeruch, darauf einen brennzlichen, ſchwitzet ein dünnes, biſamartiges, gelbliches Oel aus und läßt eine ſtarke ſchwarze Kohle nach. Dieſe Biſamſäcke ſind daher in Sibirien ſehr wohlfeil. Man kaufte einen derſelben ehedem am Lena für den zwanzigſten Theil eines ruſſiſchen Rubels. Nachher wurden ſie durch den chineſiſchen Handel mehr als dreifach theurer; die Chineſer kaufen nämlich eine große Menge derſelben auf, gewiß in der Abſicht, um ſie durch das lange Liegen bei den thibetiſchen Biſamſäcken, oder indem ſie etwas von dieſem Biſam hinzu thun, ſtark riechender zu machen und ſie alſo für ächten Biſam theurer zu verkaufen. Vielleicht iſt dieſes jetzt die einzige Art der Verfälſchung deſſelben in China, die ſchädlicher iſt, als wenn ſie, wie Kundmann und Tavernier ſagen, deſſen Gewicht mit Blei und Steinchen vermehren, ihn aber übrigens ächt laſſen. Man kann die thibetiſchen aber dadurch unterſcheiden,

daß

daß ſie gröſſer und voller ſind, der Biſam darin ſchmieriger und ſo ſtark riechend iſt, daß er den Kopf einnimmt.

Die mehreſten Jäger in Sibirien pflegen die Biſamſäcke außer den haarigen Theil an deſſen Oeffnung zu reinigen, damit ſie den thibetiſchen ähnlich werden, und hievon machen ungefähr ſechs und zwanzig ein medizìniſches Pfund aus, welches ungefähr fünf Rubel geſchätzet wird. Viele werden aber von den Tunguſen mit einem anſehnlichen Theile des Felles aufgetrocknet, und dieſe pflegten nicht nach dem Gewichte, ſondern nach der Anzahl verkauft zu werden.

Der ſibiriſche Biſam wird nie das kräftige Hilfsmittel wie der thibetiſche gegen Zuckung und dergleichen abgeben, er wird aber doch jetzt in den ruſſiſchen Apotheken gebraucht; auch bei Ausländern iſt er im Gebrauch gekommen, und iſt nach ſeinem wohlfeilen Preiſe nicht ohne Arzneikraft. Vielleicht könnte er in wäßrigen Auflöſungen verſtärkt mit mehrer Würkung gegeben werden. Die Ruſſen und einige Einwohner von Sibirien nehmen bei herrſchenden Epidemien einen Theil des gemeinen Biſams in Waſſer gerieben ein. Einige empfehlen auch zur

Abhaltung der Viehſeuchen, einen Biſambeutel über die Naſe an dem Zaume zu hängen. Bei den Kalmucken und Mongolen iſt es in konvulſiviſchen Krankheiten, die ſie für Beſeſſenheit halten, ein berühmtes Mittel; ſie wiſſen aber den thibetiſchen ſehr gut von dem ſibiriſchen zu unterſcheiden. —

Graf Büffon bemerkt ganz recht, daß die Natur von den widerkäuenden Thieren zu dem Biſamthier das amerikaniſche Schwein, Tajaſſu, und zu den nicht widerkäuenden gehufeten Thieren den Uibergang mache. Der Tajaſſu ſcheinet aber wegen ſeines vielfachen Magens mehr von ſeiner Gattung abzuweichen und mehr zu den wiederkäuenden zu kommen, als das Biſamthier zu den Schweinen. Die Rückendrüſe die dem Tajaſſu eigen iſt, und einen ſtinkenden Jchor auströpfelt, hat gar keine Aehnlichkeit mit dem Beutel an der Vorhaut des männlichen Biſamthiers. Das Biſamthier iſt überhaupt der Geſtalt, dem Haare und kurzem Schwanze nach der Hirſchgattung am ähnlichſten. Jn Anſehung der vorhandenen Gallenblaſe kömmt es zwar den Antilopen näher, von welchen auch eine mit einem ähnlichen Beutel am Bauche gefunden wird; allein die Gallenblaſe iſt bei dem Biſamthiere auch

nur

nur klein, und wenn man Gmelin glauben kann, fehlt ſie ſogar einigen einzelnen Biſamthieren eben ſo wie den Hirſchen. Hierbei iſt auch zu bemerken, daß bei den männlichen edlen Hirſchen ebenfalls in der obern Kinnlade, obgleich ſehr kleine, Eckzähne, hervorbrechen. Der größte Unterſchied zwiſchen dem Biſamthiere und der Hirſchgattung beſtehet alſo in dem Mangel der Hörner in jedem Geſchlechte und Alter, worin das Biſamthier ebenfalls, wie auch durch die anſehnliche Größe der Eckzähne in der obern Kinnlade der Männchen, und durch den Mangel der Thränenhöhlen mit den Zwerghirſchchen (Traguli) zu einer Gattung zu rechnen iſt. — Das Biſamthier iſt doch von dem kleinen Zwerghirſche durch die großen faſt bis zur Erde reichenden, Afterhufe unterſchieden; da dieſe dem Zwerghirſche gänzlich fehlen, an denen auch nicht einmal Erhabenheiten deren Stelle einnehmen. Es iſt auch durch die weniger breiten mittleren Vorderzähne unterſchieden. In beiden Stücken kömmt das Biſamthier den Hirſchen, das Zwerghirſchchen den Antilopen näher. Sie ſcheinen aber desfalls doch nicht der Gattung nach von einander zu trennen zu ſeyn.

Auf die fernere vorzügliche Beſchreibung und Zergliederung des Biſamthiers muß ich auf des Hrn. Pallas Spicilegia Zoologica Faſc. XIII. verweiſen, woraus ich hier nur noch deſſen Abbildung (Taf. IV.) herſetzen will.

D.

LXXXXIV.

Der Barbirussa. T. CCXLIII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

LXXXXIV.

Der Babiruſſa. a)1)

Buffon, Suppl. quadr. VIII. Pl. XII.

Ob wir gleich in dem königlichen Kabinet blos den Kopf von dieſem Thiere haben; ſo iſt es doch viel zu merkwürdig, als daß wir es mit Stillſchweigen übergehen könn-

 ten.

a) Babirouſſa ou Babiroeſa. Der Name dieſes Thiers in Oſtindien, welchen wir beibehalten haben.

Babiro uſſa ſeu porcus Indicus. Iconem animalis in Inſula Java novæ Bataviæ, Janu. 1650. depictum & cranii, quod Hafniæ vidi, naturæ ſtudioſorum in gratiam addendam exiſtimavi. Th. Bartholini hiſt. anat. cent. II. Hiſt. 96. fig. ibid.

Babirouſſa. Piſon. Comment. & append. in Bont. pag. 61. fig. ibid.

The horned Hog. Babirouſſa. Grews. Muſ. Reg. Soc. pag. 27. (tab. 1. Kop.)

Porcus

ten. Alle Naturforſcher haben es für eine Art von Schwein angeſehen, da es doch weder den Kopf, noch den Wuchs, noch die Vorſten, noch den Schwanz eines Schweins hat.

Porcus Indicus, Babirouſſa dictus. Ray Synopſ. animal. quad. pag. 96.

Babiroeſa Deſcription des Indes orientales par François Valentin, en Hollandois. Amſterdam 1726. Vol. III. pag. 268.

Aper Indicus orientalis, Babiroſa dictus. Seba. Vol. I. pag. 80. tab. 50. fig. 2.

Sus caudatus, dentibus caninis ſuperioribus ab origine ſurſum verſis, arcuatis, cauda floccoſa — — Aper orientalis. Le Sanglier des Indes. Briſſon. Regn. anim. p. 110. 5. (edit. in 8. p. 76.)

Babiruſſa ſus dentibus duobus caninis fronti innatis. Linn. Syſt. nat. Ed. X. pag. 70.

B.

1) Aper in India. Plin. Hiſt. nat. VIII. c. 52. (c. 78. Hard) ὑς τετρακερος Aelian. anim. XVII. c. 10.

Strange hogs. Purch. Pilgr. II. pag. 1693.

Hogges with hornes. Purch. Pilg. V. p. 566.

A certain ſtrange creature. Nieuh. Eaſt. Ind. pag. 195. fig. pag. 196. (Abbild. mittelm.)

Babyrouſſa, ſeu porcus indicus. Charlet. exercit. pag. 14.

Baby=

hat. Es hat höhere Beine und eine kürzere Schnauze; ſein Haar iſt kurz und weich wie Wolle, und aus einem Zopf ſolcher Wolle beſteht das Ende ſeines Schwanzes. Es hat auch

Babyruſſa. Jacobi muſ. reg. pag. 5, tab. 2. fig. 5. Laur. muſ. reg, tab. 3. fig 23. cranii.

Sus dentibus duobus fronti innatis Linn. Syſt. nat. 2. pag. 49.

Sus dentibus duobus fronti innatis. Linn. Syſt. nat. 6. pag 12. n. 14.

Porcus Babirouſſa. Klein quadrup. p. 25. (deutſch pag. 84.)

Sus dentibus duobus fronti innatis. The Sus, with two teeth, growing on the forehead. the Babyrouſſa. Hill. anim. pag. 573.

Das Babiroſa. Hall. vierf. 336.

Babi-Roeſa. Diction. anim. I. pag. 196.

Hoorn-Varken. Zwyn met twee Slagtanden op het Voorhoofd. Houtt. nat. hiſt. II. p. 274.

Sus caudatus. dentibus caninis ſuperioribus ab origine ſurſum verſis arcuatis, cauda floccoſa. Gronov. Zooph. I. pag. 3. n. 12.

Le Babirouſſa. Buffon hiſt. nat. XII. pag. 379. tab. 48. (Kopf.) deutſch pag. 223.

Barbi-Ronſa. Bom. Diction. I. pag. 243.

Sus (Babyruſſa) dentibus duobus caninis fronti innatis. Linn. Syſt. nat, 12. I. pag. 104. n. 5.

Eber=

auch keinen ſo plumpen und dicken Leib als das Schwein; ſein Haar iſt grau und mit unter röthlich und etwas ſchwarz; ſeine Ohren ſind kurz und ſpitzig; das merkwürdigſte Kennzeichen aber, durch welches der Babiruſſa ſich von allen anderen Thieren unterſcheidet, beſteht in vier übermäßig groſſen Hauern oder Hundszähnen, von welchen die beiden kürzeſten eben ſo, wie die Hauer der wilden Schweine aus dem Unterkinnbacken herausſtehen; die beiden andern aber, die viel größer ſind, aus dem Oberkinnbacken kommen, durch die Backen oder vielmehr

Eberhirſch, oder Hirſcheber. Knorr delic. II. tab. k. 7. (Abbild. vom Hirnſchädel.)

The indian Hog Penn. ſyn. qusdr. p. 73 n. 57. tab. 11. fig. 1. Lotenius aus Oſtindien

Der Hirſcheber. Müll. Naturſ. I. pag. 467. Babi-Buſa, Malaiiſch.

Sus Babiruſſa dentibus caninis verſus frontem reclinatis. Erxleb. Syſt. R. anim. I. Mammal. pag. 188. n. 5. Friſch vierſ. pag. 3. VI. 4. Graumann Introd. p. 40. 5. Severini Tent. Zool. pag. 49. n. 3.

Le Babirouſſe. Buffon quadr. ed. in 12. Tom. V. pag. 463. Supplem. Tom. III. pag. 91. tab. 12. edit. in 12. quadr. VIII. pag. 146. pl. 12.

Babi-rouſſa. Bomar. Diction. d' hiſt. nat. ed. 3. Tom. I. pag. 439.

Hirſch-

vielmehr durch die Oberlefzen gehen, und ſich in einer Krümmung bis unter die Augen erſtrecken. Dieſe Hundzähne ſind ein gar ſchönes Elfenbein, reiner und feiner, aber nicht ſo hart als das Elſenbein vom Elephanten.

Die Lage und Richtung dieſer beiden oberen Hauzähne, welche die Schnauze des Babiruſſa durchbohren, anfänglich gerade in die Höhe gehen, und ſich danächſt wie ein Zirkel krümmen, haben einige und ſo gar geſchickte Naturforſcher, z. B. Grew b.) auf

Hirſcheber. Borowsky Naturg. I. pag. 58. Kupf. 37.

Hirſcheber. Leske Naturg. (Ausg. 2.) pag. 232. n. 3.

Schweinhirſch. Blumenbach Naturg. (Ausgabe 2.) pag. 128. 3.

Hirſcheber. Gatterer vom Nutzen u. Schaden der Thiere. I. pag. 59. n. 55. Hamb. Magaz. XI. 198.

Babiruſſa. Neuer Schaupl. der Natur. I. pag. 467.

D.

b) Der Babiruſſa hat auf ſeinem Oberkinnbacken zwei Hörner — — Bartholin nennt es Zähne aber es ſind keine Zähne, ſondern Hörner, indem ſie nicht auf ſolche Weiſe, wie alle Zähne und ſogar wie die Stoßzähne des Elephante, inn

auf den Gedanken gebracht, daß man dieſe Hauzähne nicht für Zähne, ſondern für Hörner anſehen müßte. Sie gründeten ihre Meinung darauf, daß alle Höhlen der Zähne in Oberkinnbacken bei allen Thieren ihre Oeffnung nach unten zu haben, und daß auch bei dem Babiruſſa ſo wie bei andern Thieren alle Fecher im Oberkinnbacken, ſowohl für die Stockzähne, als für die Schneidzähne nach unten zu offen wären, dahingegen blos die Fächer dieſer beiden großen Hauer ihre Oeffnung nach oben zu hätten. Hieraus zogen ſie den Schluß, daß, da alle Zähne in Oberkinnbacken die weſentliche Eigenſchaft an ſich hätten, daß ſie nach unten hin gerichtet wären, man dieſe Hauer, welche nach oben ſtehen, nicht unter die Zähne rechnen könnte, ſondern dieſelben für Hörner halten müßte. Allein dieſe Naturforſcher haben ſich geirret. Die Lage und Richtung ſind weiter nichts als Umſtände der Sache, und machen nicht das Weſen derſelben aus. Obgleich dieſe Hauer nicht ſo wie andere Zähne,

in dem Kiefer ſitzen, ſo, daß ihre Wurzeln aufwärts und nicht niederwärts gehen; denn die Oeffnung ihrer Laden geht nicht niederwärts, in das Maul hinein, ſondern aufwärts, oben aus der Schnauze heraus. Grew's, Muſ. Reg. ſoc. pag. 28. B.

Zähne, ſondern auf eine ganz entgegenſtehende Art, ſitzen; ſo ſind ſelbige doch nichts deſtoweniger Zähne; blos ihre Richtung iſt ſonderbar; und hiedurch kann die Natur der Sache ſo wenig verändert, als aus einem wahren Hundszahn ein falſches Horn von Elfenbein gemacht werden. Dieſe ungeheuren und vierfachen Hauzähne geben dieſen Thieren ein fürchterliches Anſehen, indeſſen ſind ſie vielleicht nicht ſo gefährlich als unſre wilden Schweine, ſie gehen gleichfalls heerdenweiſe, und geben einen ſtarken Geruch von ſich, wodurch ſie verſpüret und den Hunden ihre Jagd leicht gemacht wird. Sie grunzen c) erſchrecklich, vertheidigen ſich und hauen mit ihren unteren Hauern, denn die obern ſind ihnen mehr ſchädlich als nützlich. Ob ſie gleich ſo tölpiſch und grimmig, wie die wilden Schweine ſind, ſo werden ſie doch leicht zahm. Ihr Fleiſch iſt zwar ein ſehr gutes Eſſen, es verdirbt aber in kurzer Zeit. Da ſie auch ein feines Haar und eine dünne Haut haben, ſo können ſie den Biß der Hünde nicht ausſtehen, welche dieſe Thiere daher lieber jagen, als die wilden Schweine und ſie bald bezwingen. Sie hängen

c) Muſ. Worm. pag. 340. — Piſon Append in Bont. pag. 61.

hängen ſich mit ihren obern Hauern an Zweige, d) wenn ſie ihren Kopf niederlegen oder ſtehend ſchlafen wollen. Dieſe Gewohnheit haben ſie mit dem Elephanten gemein, welcher, wenn er ſchlafen will, ohne ſich niederzulegen, den Kopf auf die Art ſtützt, daß er das Ende ſeiner Stoßzähne in Löcher ſteckt, welche er zu dem Ende in der Mauer ſeines Stalls bohret. e)

Der Babiruſſa unterſcheidet ſich auch in Anſehung ſeines natürlichen Appetits vom wilden Schwein; ſein Fraß beſteht in Gras und Baumblättern, und ſucht nicht in die Gärten zu kommen, um Hülſenfrüchte zu freſſen, da hingegen in eben dieſem Lande das wilde Schwein von wilden Früchten und Wurzeln lebt, und nicht ſelten die Gärten verwüſtet. Außerdem vermiſchen ſich dieſe Thiere nie, wiewohl ſie beiderſeits in Heerden gehen; die wilden Schweine bleiben

d) Deſcription des Indes orientales, par François Valentin, Vol. 3. pag. 268.

B.

e) Man leſe die Beſchreibung des Elephanten im 5ten Bande dieſes Werks.

W.

ben auf der einen Seite, und die Babiruſſen auf der andern; dieſe gehen flüchtiger, haben einen ſehr feinen Geruch, und richten ſich öfters an Bäumen in die Höhe, damit ſie die Hunde und Jäger von ferne entdecken können. Wenn ſie lange und ohne Unterlaß verfolget werden; ſo laufen ſie nach dem Meer, ſpringen hinein, ſchwimmen eben ſo gut als Enten, tauchen auch eben ſo unter, und auf dieſe Art entrinnen ſie ſehr oft den Jägern, denn ſie ſchwimmen ſehr lange, begeben ſich bisweilen gar weit weg und gehen von einer Inſel zur andern über.

Uibrigens findet ſich der Babiruſſa nicht allein auf der Inſel Bouro oder Boero nicht weit von Amboina, ſondern auch in verſchiedenen andern Gegenden f) in dem ſüd-

f) Man findet Babiruſſen in großer Menge auf der Inſel Boero, wie auch in Tagely, auf den Inſeln Xoelaſche und vornämlich in Xoela-Mangoli, imgleichen auf der Inſel Bangay, auf der weſtlichen Küſte von Celebes, und noch mehr in Manado. Deſcription des Indes orient. par François Valentin, tome III. pag. 369. nach der vom Herrn Marquis von Monteurail uns mitgetheilten Uiberſetzung. Anmerkung. Die meiſten Umſtände, welche wir

ſüdlichen Aſien und in Afrika, als z. B. auf Celebes, in Eſtrila g) in Senegal und auf Madagaſcar; denn die wilden Schweine auf dieſer Inſel, wovon Flaccourt h) redet und meldet, daß die Männchen vornämlich zwei Hörner neben der Naſe haben, ſind, dem Anſcheine nach, Babiruſſe. Wir ſind nicht vermögend geweſen, uns davon zu überzeugen, daß es dem Weibchen in der That an

denen

wir oben von den natürlichen Gewohnheiten des Babiruſſa angeführet haben, ſind aus eben dieſem valentiniſchen Werke genommen worden.

g) Unter verſchiedenen andern Waaren, welche die Holländer aus der Küſte von Eſtrila holen, bringen ſie auch wilde Schweinszähne daher, die ſchöner als die Elephantenzähne ſind: Voyage de Robert Lade, traduit de l'Anglois. Paris, 1744. Tome I. pag. 121.

B.

h) Ich ward endlich eines ſolchen ungeheuren wilden Schweins gewahr, dergleichen ſich beſonders in Afrika finden. — Es war ſchwarz, wie die europäiſchen wilden Schweine, aber von einem weit höheren Wuchſe. Es hatte vier große Hauzähne, wovon die beiden oberen, wie ein Halbzirkel gegen die Stirn gekrümmt waren, wo dieſelben den Hörnern anderer Thiere einigermaßen gleich kamen. Voyage au Senegal par M. Adanſon. p. 76. (deutſch Pag. 111.)

denen beiden Hauern fehlet, welche bei dem Männchen ſo merkwürdig ſind. Die meiſten Schriftſteller, welche von dieſen Thieren reden, ſcheinen über dieſen Umſtand einig zu ſeyn, wir aber können denſelben weder behaupten noch widerlegen.

Anhang.

Der Verfaſſer ſagt in ſeinem Supplement: wir haben zuvor nur eine hiſtoriſche Nachricht von dem Babiruſſa und die Beſchreibung des abgefleiſchten Kopfs gegeben. Itzt liefern wir hier auf der zwölften Kupferplatte die Abbildung des Thiers nach zwoen Zeichnungen. Die eine war uns von dem Herrn Sonnerat gegeben, worin das Thier aufgerichtet vorgeſtellet iſt, die andere iſt mir von dem Herrn Pennant aus England geſchickt worden, woſelbſt das Thier auf dem Bauche lieget. Auf dieſer letzten von dem Herrn Pennant geſchickten Zeichnung ſtand folgende Aufſchrift: ein Babiruſſa von der Inſel Banda, nach der Natur gezeichnet; die Farbe deſſelben iſt ſchwärzlich; es wird ſo groß als das größte Schwein, und das Fleiſch davon iſt ſehr wohlſchmeckend. Unſer Zeichner hat dieſe beiden Abbildungen zuſammengeſetzt, danach man dieſe zwölfte Kupfertafel geſtochen hat. Sie kann zwar nicht genau ſeyn, aber doch wenig=

wenigſtens einen ziemlich richtigen Begriff von der Geſtalt des Leibes und von dem Kopfe dieſes Thieres geben. Buffon am ang. Ort.

Der Profeſſor Bergen giebt eine Nachricht von dem Babiruſſa in dem hamburgiſchen Magazin, und die Vergleichung welche er mit dem Schedel deſſelben und dem Schweinskopfe anſtellet, wird hier im Auszuge nicht unſchicklich ſtehen. Er ſagt: der Schedel des wilden Schweins iſt nach dem Maßſtabe der Zeichnung an die fünfzehn Zoll lang, anſtatt, daß der Schedel des Babiruſſa nur eilf Zoll in die Länge hat. Dem äußerlichen Anſehen nach haben die beiden Schedel mehr Gleichheit am Hinterkopf als gegen die Schnauze, weil der Keiler viel längere Kinnladen und Naſenknochen als der Babiruſſa hat. Das Stirnbein, welches in beiden ziemlich lang, iſt bei dem Keiler ganz platt, in dem Babiruſſa aber ziemlich in die Runde erhaben, doch nicht ſo gewölbet als die Figur des Bartholins ſaget. Die Carinæ, welche in der generiſchen Beſtimmung beim Linne ein Unterſcheidungszeichen ausmachen, finden ſich in beiden Schedeln. In der Lage und Anzahl der

Zähne, woraus doch ſonſt in der Thierge-ſchichte Geſchlechtskennzeichen genommen wer-den, unterſcheiden ſich dieſe beide Thiere be-trächtlich, bei dem Keiler zählte man auf jeder Seite der beiden Kinnladen acht Backen-zähne, dahingegen der Babiruſſa nur fünf hat und der hinterſte gleichſam dreifach iſt. Außer dieſen acht Backenzähnen findet ſich bei dem Keiler in dem Abſtand eines Zolles von den Backenzähnen ein ganz freiſtehen-der Zahn, der die Geſtalt eines Schneide-zahns hat, und bei dem Babiruſſa gar nicht befindlich iſt. Die obern und untern Eck-zähne ſind bei dem Schweine mehr eckigt und ſchneidend, bei dem Babiruſſa mehr rund und gebogen, ſonderlich die oberen, die ſich gleichſam auf den Naſenknochen anle-gen, nicht aber bis an das Stirnbein rei-chen Beide Schedel haben in der untern Kinnlade vor den Eckzähnen ſechs zuſammen-laufende Schneidezähne, davon aber die zween hinterſten bei dem Keiler gleichſam ab-geſondert ſind. In der obern Kinnlade hat der Keiler ebenfalls ſechs Schneidezähne, der Babiruſſa aber nur vier dergleichen, alſo daß das Schwein zwei und fünfzig, der Babiruſſa aber nur vier und dreißig Zähne beſitzt; ferner fehlet bei dem Keiler von beiden Seiten der knocherne Höcker, woraus die

die obern Hundszähne herauswachſen, ſondern die obere Kinnlade iſt an deſſen Statt etwas weiter herausgebogen. Die obere Kinnlade im Schweine beſteht aus vier zuſammengeſetzten Knochen, davon die zween vorderſten die zwiſchen den Naſenknochen und eigentlichen oberen Backenknochen inne liegen, die Schnauze bilden, und welche bei dem Babiruſſa gar nicht zu finden. Das Thränenbein iſt viel länger und geſtreckter bei dem Schweine wegen der längern Schnauze, hat auch eine erhabene Oberfläche, anſtatt ſie bei dem Babiruſſa ausgehöhlet iſt. Die äußere Fläche des Hinterhauptbeins iſt zwar bei dem Schweine auch ausgehöhlet, aber lange ſo ſtark nicht und ungleich als bei dem Babiruſſa. In beiden habe ich nicht das geringſte Merkmal von den Scheitelbeinen gefunden. Wenn ich nun nach dieſer Vergleichung oder dem Unterſchied dieſer beiden Thiere meine Meinung ſagen, und ohne dem noch ein großer Unterſchied in Anſehung der Klauen und dem ſämtlichen äußerlichen Anſehen dieſer beiden Thiere ſeyn ſoll, ſo halte ich nicht davor, daß ſie unter ein Geſchlecht gehören, ſondern vielmehr der Babiruſſa ein Thier iſt, welches aus Mangel genugſamer Nachricht noch zur Zeit nicht nach ſeiner Art und Geſchlecht zu be-

beſtimmen iſt; wie mir denn auch die Benennung des berühmten Linnee, Sus dentibus duobus fronti inatis nicht gefallen will, da dieſe Zähne nicht einmal die Stirn berühren, ſondern nur an den Naſenknochen anliegen, und man alſo aus dieſer falſchen Benennung den falſchen Begriff bekommen kann, als wären die Zähne dem Thiere aus der Stirn herausgewachſen. Hamb. Mag. a. a. O.

Der Cabiai T. CCXLIV.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

LXXXXV.

Der Cabiai. *) 1)

Buffon. XII. Tab. 49.

Dieſes Thier hatte ſich nie in Europa ſehen laſſen, und blos der Gnade des Herzogs von Bouillon haben wir die Kenntniß deſſelben zu danken. Da dieſer Prinz ein Vergnügen an ausländiſchen Thieren findet;

*) Cabiai; ein Wort, welches von Cabionara hergeleitet worden, und der Name dieſes Thiers in Guiana iſt, den wir beibehalten haben.

Capybara Braſilienſibus. Marcgrav. hiſt. nat. Braſil. pag. 230. fig. ibidem.

Capybara. Piſon. hiſt. Braſil. pag. 99. Anmerkung. Die Figur iſt eben dieſelbe, welche ſich bei Markgrafen findet.

Capybara Braſilienſibus, porcus fluviatilis Marcgravii. Ray. Synopſ. quad. pag. 126. & 127.

Cochon d'eau. Voyage de Desmarchais par le P. Labat, Tome 3. pag. 315. & ſuivantes.

Ca-

findet; ſo hat er mir bisweilen die Ehre erzeiget, mich zu ſich kommen zu laſſen, damit ich ſie ſehen möchte, und aus Güte hat er uns verſchiedene geſchenket. Dieſes war ihm jung

Capivard. Voyage de Froger. Amſterdam 1715. pag. 127. fig. ibidem.

Sus maximus paluſtris. Porcus fluviatilis Braſilienſis. Jonſton. Capybara Braſilienſibus. Marcgrave. Der Cabiai, welchen man auch Cabionara nennt. Barrere hiſt. nat. de la Fr. Equinox. pages 160. & 161.

Hydrochærus. Le Cabiai. Briſſon. Regn. anim. pag. 117.

B.

1) Capy-bara Porcus fluviatilis Braſ. Jonſt. quadrup. Tab. 60. fig. Marcg.

Chien d'eau. Dampier. voy. 4. p. 72.
(Cuchora de agua Luſitanis.)
Irabublo. Gum. Orin. 2. pag. 311.

Sus maximus paluſtris. Cabiai. Cabionara. Barr. Fr. équ. pag. 160.

Hippopotamus acaudatus capite craſſo. The thickheaded Hippopotamus, with no tail: the Copy-bara Hill. anim. pag. 569.

Le Cabiai : Hydrochærus. Briſſ. regn. an. ed. in 8. pag. 80. 1.

Amerikaniſches Waſſerſchwein. Halle vierf. pag. 368.

Ca-

jung geſchickt worden, und war noch nicht völlig ausgewachſen, als es vor Kälte geſtorben war. Wir ſind alſo im Stande geweſen, es ſowohl von innen als von außen zu

Cabiai. Dictionn. anim. 1. pag. 364.

Capiverd ou Capivar. Dictionn. anim. 1. p. 425.

Braſilianſche Water-Zwyn. Houtt. nat. hiſt. 3. pag. 421.

Le Cabiai. Buff. hiſt. nat. 12. pag. 384. Tab. 49. Edit. in 12. Tom. 5. pag. 470. pl. 28. 11. pag. 132. Allg. Hiſt. der Nat. 6. 2. p. 225.

Cabiai ou pore de riviere. Bom. Dict. 1. p. 358.

Capiverd. Bom. Dict. 1. p. 417. Edit. 3. Tom. 2. pag. 86. und 192.

Sus (Hydrochæris) plantis tridactylis cauda nulla. Linn. Syſt. nat. 12. 1. p. 103. n. 4. 3. pag. 228.

The Laubba. Bancr. Guian. pag. 128. (deutſch pag. 76.)

Porcus fluviatilis, ſ. Sus maximus paluſtris Fermin Surin. 2. pag. 80.

The ticknoſed Tapir. Penn. Syn. quadr. pag. 83. n. 61.

Cabionara. Aleſſ. quadr. 3. Tab. 138. fig. Buff.

Das

zu betrachten, und zu beſchreiben. Es iſt kein Schwein, wie die Naturforſcher und Reiſebeſchreiber vorgegeben haben. Es gleichet demſelben auch nur in Anſehung geringer Aehnlichkeiten und unterſcheidet ſich von ihm durch große Merkmale. Es wird nie ſo groß, und der gröſte Cabiai iſt kaum von der Größe eines Schweines von anderthalb Jahren. Er hat einen kürzern Kopf, einen nicht ſo weiten Rachen, und Zähne und Füſſe

Das Sumpfſchwein. Müller Naturſ. 1. p. 467.

Die amerikaniſche Maus. Müller Naturſ. Suppl. pag. 40.

Hydrochærus (Capybara) dentibus primoribus utrinque duobus. Erxleb. Mammal. pag. 193, 2. Graum. Intr. pag. 40.

Die Szavia, Capibara. Zimmermann geogr. Zool. 2. pag. 323. n. 219. Cavia (Capibara) plantis palmatis (tridactilis) cauda nulla.

Der Kapibara. Leske Naturg. (Ausg. II.) pag. 203. n. 5.

Cabiai. Neuer Schaupl. d. Nat. 2. pag. 4. Onomat. hiſt. nat. 2. pag. 381. 7. p. 377.

Amerikaniſche Waſſerſchwein. Borowsky Naturg. 1. pag. 70. n. 2.

Der Capibara. Schrebers Säugthiere. 4. pag. 620. Taf. 174.

D.

Füſſe, *) die ganz anders beſchaffen ſind; er hat Häute zwiſchen den Zehen, keinen Schwanz, keine Hauzähne, größere Augen, kürzere Ohren; und er iſt auch noch vom Schwein in Anſehung des Naturells und der Sitten, als der Bildung nach verſchieden. Er hält ſich oft im Waſſer auf, worin er, wie eine Fiſchotter, ſchwimmt, hier ſucht er ebenfalls ſeinen Raub, und frißt am Ufer ſeinen gefangenen Fiſch, welchen er mit dem Rachen und den Klauen erhaſchet hat; er frißt auch Korn, Früchte und Zuckerrohr. Da ſeine Füſſe lang und platt ſind; ſo ſetzt er ſich oft auf ſeine Hinterfüſſe. Seine Stimme gleichet mehr dem Geſchrei eines Eſels, als dem Grunzen eines Schweines; er geht gemeiniglich nur des Nachts, und faſt immer in Geſellſchaft, und entfernet ſich nie recht von dem Ufer der Flüſſe. Denn da er wegen ſeiner langen Füſſe und kurzen Beine nicht gut laufen kann; ſo würde er ſich durch die Flucht nicht retten können; und wenn er ſeinen Jägern entrinnen will, ſo ſpringt er ins Waſſer, taucht unter und kömmt erſt in einer großen Ferne wieder her-

*) Linne ſagt doch von ſeinem Sus Hydrochærus. Animal a me deſcriptum eſt pedibus ungulatis, nec unguiculatis; ergo Bellua, nec Glis, videndus in Muſeo Upſalienſi. Syſt. nat. 12. Tom. III. pag. 228.

hervor, oder er bleibt auch ſo lange unter dem Waſſer, daß man die Hoffnung verliert, ihn wieder zu ſehen. Sein Fleiſch iſt fett und zart, aber es hat, wie das von der Fiſchotter, eher einen Geſchmack von einem ſchlechten Fiſch, als den Geſchmack von gutem Fleiſch; jedoch hat man bemerket, daß ſein Kopf nicht übel ſchmeckt; und dies verhält ſich eben ſo wie bei dem Biber, wovon bekanntlich die Vordertheile einen Fleiſchgeſchmack haben, dahingegen die Hintertheile nach Fiſch ſchmecken. Der Cabiai iſt von einem ſtillen und frommen Naturell; er thut andern Thieren weder Schaden noch Leides; man macht ihn leicht zahm; wenn man ihn ruft, kömmt er, und geht gar gerne denen nach, welche er kennet, und die ihm gut begegnet haben. Man futterte ihn zu Paris blos mit Gerſten und Früchten; er befand ſich wohl, ſo lange es warm war. Aus ſeinen Warzen iſt abzunehmen, daß das Weibchen viele Junge auf einmal wirft. Wir wiſſen nicht, wie lange dieſes Thier trächtig geht und wächſt, und mithin auch nicht, wie lange es lebt. Unſere Koloniſten in Cayenne werden uns hievon unterrichten können; denn es wird häufig in Braſilien, im Amazonenlande und in allen niedrigen Landſchaften von Südamerika gefunden.

Anhang.

Nach Daubenton iſt der Kopf des Cabiai länglich und zuſammengedrückt, die Schnauze ſchmal, die Naſe rund und ſchwärzlich, die Naſenlöcher rundlich, die Oberlippe geſpaltet, ſo daß die Vorderzähne zu ſehen ſind, welche vorn nach der Länge eine Furche haben; ſie ſind übrigens wie bei den Nagethieren beſchaffen; die Bartborſten ſchwarz, die Augen groß und ſchwarz, die Ohren kurz, gerade, kahl, an der Spitze leicht ausgeſchnitten, von ſchwarzer Farbe; der Hals kurz und dicke, der Leib hinterwärts gewölbt; der Schwanz fehlt gänzlich; die Beine ſind kurz, die Füſſe kahl und ſchwärzlich; die vordern vierzehig, ſo daß die zweite Zehe von außen die gröſte; die hintern in drei Zehen getheilt, wovon die mittelſte etwas länger, und welche durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden ſind. Das Haar iſt undicht und borſtenartig, aber feiner als Schweineborſten; auf dem Rücken am längſten; auf dem Kopfe, Rücken und der Außenſeite der Beine ſchwarz mit gelblich vermengt, um die Augen, unter

ter dem Kopfe, an den Seiten des Leibes, und auf der innern Seite der Beine gelbſlich. Die Länge beträgt über drittehalb Fuß. Das Weibchen war ſechs und vierzig und ein halbes Pfund ſchwer.

Graf Buffon ſagt in ſeinem Supplement a. a. O. "Wir haben zu den hiſtoriſchen Nachrichten nur wenig, und nichts zu der Beſchreibung die wir im fünften Bande von dieſem amerikaniſchen Thiere geliefert haben, und das wir daſelbſt auf der acht und zwanzigſten Kupferplatte vorgeſtellet haben, hinzuzuſetzen."

Herr de la Borde hat uns blos geſchrieben, daß daſſelbe in Guiana ſehr gemein ſey und noch mehr an dem Amazonenfluſſe angrenze, woſelbſt die Fiſche ſehr überflüſſig ſind: er ſagt, daß von dieſem Thiere beſtändig ein Männchen und Weibchen, paarweiſe gehen, und daß die größeſten ungefähr hundert Pfund wiegen. Sie fliehen die bewohnten Oerter, verlaſſen nicht die Ufer der Flüſſe, und wenn ſie Jemand gewahr werden, werfen ſie ſich ins Waſſer ohne wie der Otter unterzutauchen, ſondern ſchwimmen beſtändig wie die Schweine, bisweilen

laſſen

laſſen ſie ſich demungeachtet auf den Grund des Waſſers nieder, und verweilen daſelbſt ſogar eine ziemlich lange Zeit. Man fängt davon bisweilen Junge, die man im Hauſe aufzieht, woſelbſt ſie ſich leicht gewöhnen Brod, Hirſe, und Hülſenfrüchte zu freſſen, obgleich ſie in ihrem natürlichen Zuſtande hauptſächlich von Fiſchen leben. Sie werfen nur ein Junges; (*) ſie ſind gar nicht gefährlich, und fallen niemals weder den Menſchen, noch die Hunde an. Ihr Fleiſch iſt weiß, zart, und ſehr wohlſchmeckend. Letzterer Umſtand ſcheinet dem zu widerſprechen, was die andern Schriftſteller ſagen, daß nämlich ihr Fleiſch mehr den Geſchmack von ſchlechten Fiſchen, als vom guten Fleiſche habe. Indeſſen könnte es ſeyn, daß das Fleiſch vom Cabiai, der von Fiſchen lebt, dieſen üblen Geſchmack habe, und daß das vom Brode und Körnern ſich ernährende wirklich wohlſchmeckend ſey.

Da wir dieſes Thier lebendig in Paris gehabt, und daſſelbe lange Zeit gewartet haben, ſo bin ich überzeugt, daß es in unſerm Klima leben könnte; es war ein Irrthum, wenn

(*) Dieſes ſcheinet doch ihren vielen Zitzen zu widerſprechen.

wenn ich im fünften Bande S. 47 ſagte, daß es für Kälte geſtorben ſey. Ich habe nachher erfahren, daß es ſehr gut die Kälte des Winters ertragen hatte; daß es aber, da man es auf einem Kornboden eingeſchloſſen hatte, ſich durch das Fenſter ſtürzte und in einen Waſſerbehälter fiel, darin es ertrank, welches nicht geſchehen ſeyn würde, wenn es bei dem Falle auf den Rand des Waſſerhalters nicht beſchädigt wäre. Buffon a. a. O.

Wahrſcheinlich iſt Bankrofts Laubba einerlei Thier mit dieſem Cabiai. Er ſagt: die Laubba, wie ſie von den Eingebornen in Guiana ſowohl, als den Europäern genennet wird, iſt ein Land- und Waſſerthier, welches Guiana eigen, und wovon noch keine Beſchreibung nach Europa gekommen iſt. Der Körper dieſes Thiers iſt rund, kurz und dick, an Größe einem vier Monat alten Spanferkel gleich. Der Hals iſt ſtark und kurz, und der Kopf an Geſtalt einem holländiſchen Bauerhunde ziemlich ähnlich, aber ſowohl Augen als Ohren viel kleiner. Es hat keinen Schwanz; die Lenden ſind kurz und die Füſſe gleichen den Hundefüſſen.

Der Laukba hat ein feines kurzes Haar, von kaſtanienbrauner Farbe, außer unter dem Bauche, wo ſie weiß iſt. Allein dieſes kaſtanienbraune Haar iſt mit runden weißen Flecken ungefähr drei Zoll im Umfange gezeichnet. Dieſe Thiere freſſen Gras, Korn und Früchte. Wenn man ſie verfolgt, ſo flüchten ſie gemeiniglich in die Kriecken und ſchwimmen eine große Strecke unter dem Waſſer fort, ob ſie gleich ſelten ſo weit untertauchen, daß ſie den Indianern unſichtbar werden, die ſie gemeiniglich mit Pfeilen erſchießen, wenn ſie unter dem Waſſer ſind. Ihr Fleiſch iſt außerordentlich ſchmackhaft und zart, und wird von den Europäern allen übrigen Arten von Fleiſchwerk vorgezogen, ſo gar das Wildpret des Wirrebocerra nicht ausgenommen. Bankroft am ang. Ort.

LXXXXVI.

Das Stachelſchwein. a) 1)

Büffon Allg. Hiſt. der Nat. XII. Tab. 51. u. 52.

Der Name Stachelſchwein, den man dieſem Thiere faſt in allen europäiſchen Sprachen giebt, muß uns nicht zu dem Irrthum

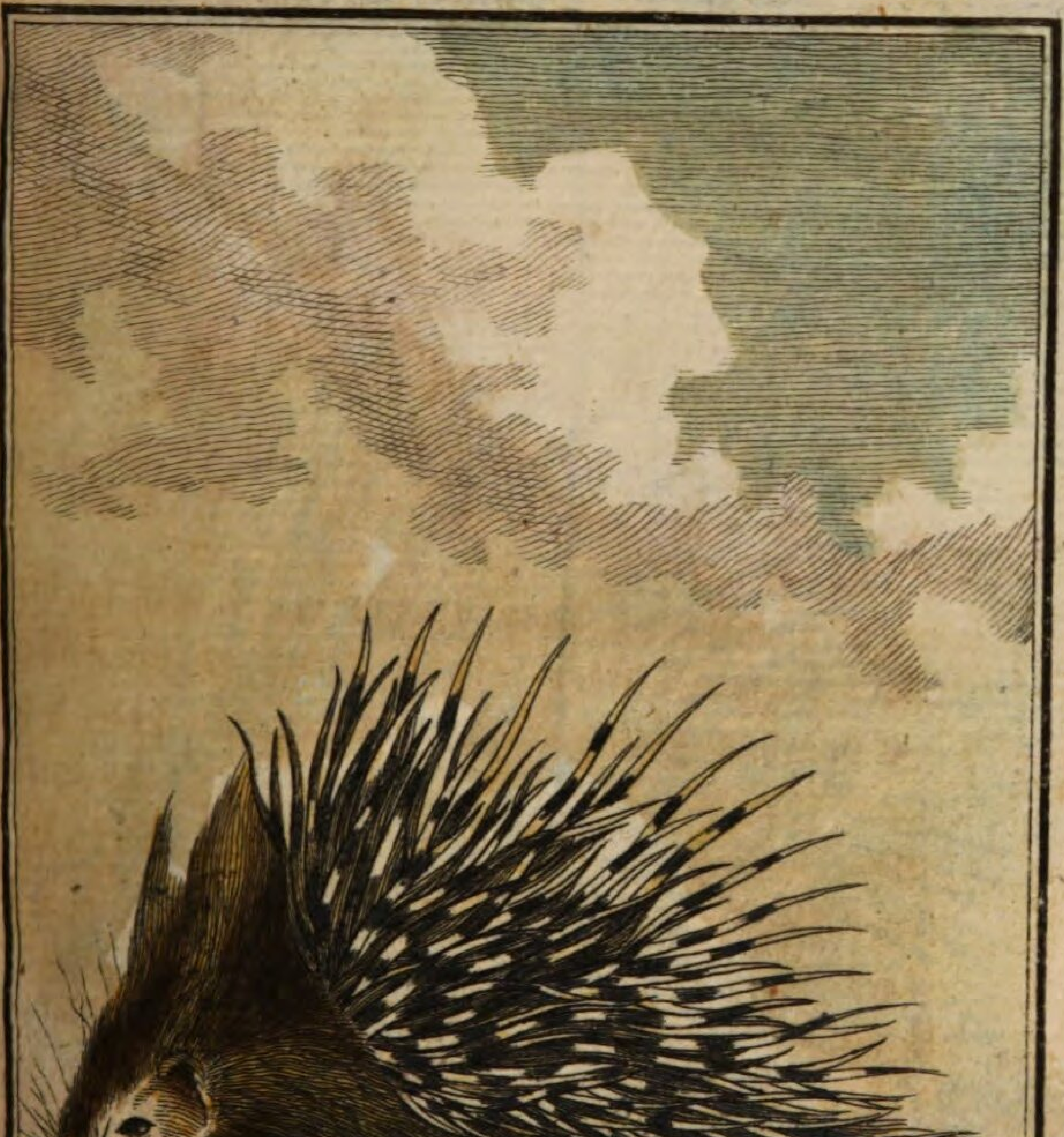
a) Das Stachelſchwein heißt im Griechiſchen und Lateiniſchen, Hyſtrix; im Arabiſchen, Tzerban, nach Doktor Shaw; im Engliſchen, Porcupine; im Deutſchen, Stachelſchwein; im Italiäniſchen, Porco ſpinoſo, und im Spaniſchen, Puerco-eſpino (Eſpin) Portug. (Iſtrice) Porco-Eſpinho; Franz. Porc-epic; Holländ. Stekelvarken; Ruß. Dikobraz; in Guinea, Queen-ja.)

Hyſtrix. Gesner, hiſt. quad. fig. pag. 563.

Nota. Ob Gesner gleich ſagt, daß die Abbildung, die er vom Stachelſchwein giebt, nach dem Leben gemacht ſey, ſo iſt ſie doch in verſchiedenen Stücken, und ſonderlich in Rückſicht der Zähne fehlerhaft. Das Stachelſchwein hat nur zween Schneidezähne in jeder Kinnlade, und gar keine Hundezähne, und in Gesners Abbildung hat es acht Schneidezähne.

Hyſtrix the Porcupine. Ray. Syn. quad. pag. 206.

Das Stachel Schwein. T. CCXLV.



Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

Ein anderes Stachel Schwein. T. CCXLVI.

Buff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

thum und zu dem Wahne verleiten, als wenn das Stachelſchwein wirklich ein mit Stacheln

Porc-epic. Memoires pour ſervir a l'hiſt. des anim. Partie II. pag. 33. fig. pl. XLI.

Hyſtrix orientalis criſtata. Seba, Vol. I. pag. 79. fig. I. Taf. 1. Nota 1. Das Beiwort: orientaliſch, iſt hier ſehr übel angebracht, denn das Stachelſchwein findet ſich in Afrika, und in allen heiſſen europäiſchen und aſiatiſchen Ländern. Nota 2. Sebas Abbildung und Beſchreibung fehlt darin, daß ſie an den Hinterfüſſen nur drei Nägel angiebt, — da dies Thier doch fünfe hat. Herr Linne, in deſſen erſten Ausgaben ſich dieſer Fehler auch eingeſchlichen, hat ihn in dem letztern eingeſehen, und verbeſſert.

Hyſtrix capite criſtato. . . . Hyſtrix, das Stachelſchwein. Briſſon, Regn. anim. pag. 125. n. 1.

Criſtata. Hyſtrix palmis tetradactilys, plantis pentadactylis, capite criſtato, cauda abbreviata. Linn. Syſt. nat. edit. X. pag. 56.

B.

1) ὕστριξ Ariſtot. hiſt. animal. I. c. 7. n. 62. VIII. c. 22. n. 181.

Hyſtrices. Plin. hiſt. nat. VIII. c. 35. (c. 53. Hard.

ὕστριξ. Aelian. anim. I. c. 31.

ὕστριξ Oppian. cyneg. III. 391.

beſetztes Schwein ſey, denn das Grunzen ausgenommen, hat es mit einem Schweine gar

Hyſtrix. Aldrov. digit. pag. 471. fig. pag. 474. (mittelm.)

Hyſtrix. Jonſt. quadr. pag. 173.

Hyſtrix. Dornſchwein, Stachelſchwein. Jonſt. quadrup. Tab. 68.

Hyſtrix. Muſ. Wormian. pag. 335.

Dornſchwein. Gesn. Thierb. pag. 67. (mittelm. Abbild.)

Porc-Epys. Tavern. voy I. pag. 344.

Hyſtrix. Charlet exerc. pag. 19.

Queen-ja. Barbot Guin. pag. 114.

Stachelſchweine. Kolbe, Vorgeb. pag. 166. Tab. 6. fig. 6. (mittelm.

The Porcupine. Shaw trav. pag. 249.

Hyſtrix manibus tetradactylis, plantis tridactylis, capite criſtato. Linn. Syſt. nat. II. p. 46.

Hyſtrix manibus tetradactylis, plantis pentadactylis, capite criſtato. Linn. Syſt. nat. VI. pag. 9. n. 1.

Hyſtrix manibus tetradactylis, capite criſtato. The creſted Hyſtrix, with four toes on the fore-feet, and five on the hinder; the Porcupine. Hill. anim. pag. 528. Tab. 25. (Abbildung gut.)

gar keine Aehnlichkeit; in allen übrigen Stücken, ſowohl in ſeiner Figur als innerlichem

Hyſtrix manibus tetradactylis, plantis pentadactylis, capite criſtato. Kram. Auſtr. pag. 314.

Hyſtrix ſubcinereus nitens, aculeis longiſſimis: the Porcupine. Brown. Jam. pag. 487.

Das Stachelſchwein mit dem Buſche am Kopfe. Hall. vierf. pag. 465. Klein, vierf. pag. 200.

Porc-epic. Diction. anim. III. pag. 540.

Gekuifd Stekelvarken: Stekelvarken met de voorpooten vier-de Agterpooten vyf-vingerig, een Kuif op den Kop, de Staart kort. Houtt. nat. hiſt. II. p. 354.

Le Porc-epic. Buff. hiſt. nat. XI. pag. 402. tab. 51.

Autre Porc-epic. Buff. hiſt. nat. XI. tab. 52.

Stachelſchwein. Allg. Hiſt. der Nat. VI. 2. pag. 236. tab. 51. 52.

Porc-epic. Bom. Diction. III. pag. 627.

Hyſtrix (criſtata) palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, capite criſtato, cauda abbreviata. Linn. Syſt. nat. 12. I. pag. 76. n. 1.

Stachelſchwein, mit dem Kopfbuſch aus Afrika. Knorr Delic. II. tab. K. 2. fig. 2. (mala.)

The crested Porcupine. Penn. Syn. quadrup. pag. 262. n. 193.

Bau iſt es eben ſo ſehr vom Schwein verſchieden, als irgend ein anderes Thier. 2) Statt

Spinoſo. Aleſſ. quad. II. tab. 87. 88. (Büff. Abbild.)

Das gehaupte Stachelſchwein. S. G. Gmelin Reiſ. III. pag. 107.* tab. 21.

Das afrikaniſche Stachelſchwein. Müll. Naturforſcher. I. pag. 312. Briſſon, quadr. Edit. in 8. Tom. I. pag. 85.

Hyſtrix (criſtata) palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, capite criſtato, cauda abbreviata. Erxleb. mammal. pag. 340. n. 1. Friſch vierf. pag. 10. Graumann Introd. pag. 56, n. 1. Severini Tentam. Zool. p. 81.

Porc-epic. Bomare Dictionn. d'hiſt. nat. Ed. 3. Tom. VII. pag. 292.

Meerſchwein, Dornſchwein, Stachelſchwein. Onomatol. hiſt. nat. IV. pag. 442.

Stachelthier. N. Schaupl. d. Nat. VIII. p. 434.

Gehaupte Stachelſchwein. Borowsky Naturgeſch. I. 3. pag. 5.

Stachelſchwein. Zimmermann geogr. Zool. 2. pag. 22. und 395. n. 333.

Stachelſchwein. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. 1. pag. 212. n. 111. Schrebers Säugth. 4. pag. 599. tab. 167.

Das afrikaniſche Stachelſchwein. Sparrmann Reiſen. pag. 146. D.

Statt eines langen mit Hauzähnen bewaffneten und in einen Rüſſel ſich endenden Kopfes,

2) Das Stachelſchwein (Pl. LI.) hat nicht wenig Aehnlichkeit mit dem Igel, weil dieſe beiden Thiere mit Stacheln bekleidet ſind; aber ſie gehen wiederum weit von einander ab, ſowohl was die Bildung verſchiedener Leibestheile, als auch was die Stacheln ſelbſt betrifft.

Der Kopf des Stachelſchweins iſt lang, und an den Seiten platt; die Schnauze iſt dick; ſie iſt dicker, als breit, und gleicht darin einem Haſenmaule, daß die Oberlefze faſt bis an die Naſelöcher geſpalten iſt, deren Oeffnungen länglicht, und der Oeffnung des Mauls parallel ſind: die Augen ſind klein, und die Ohren breit und kurz; ſie gleichen vermittelſt ihres Umriſſes gewiſſermaßen den Affenohren, indem ſie gegen den Kopf gedrückt ſind, und Höhlungen und Erhabenheiten haben. Die Schneidezähne gleichen den Zähnen der Ratzen, der Eichhörnchen, der Biber u. ſ. w. die unteren bohren in die Unterlefze ein, von der ſie gleich einer Scheide, umgeben werden: der Hals iſt dick, der Leib bauchicht, der Schwanz kurz und kegelförmig; es finden ſich fünf wohl ausgebildete Zehen an den Hinterfüſſen, und nur vier an den Vorderfüſſen, nebſt einem Knollen, der in der Gegend des Daums mit einem Nagel bekleidet iſt; die Nägel oder Klauen ſind beinahe walzenförmig und ein wenig krumm.

Die größten Stacheln des Stachelſchweins ſind auf dem Hintertheile des Rückens; ſie waren an dem Subiekte dieſer Beſchreibung gegen neun

pfes, über den ein Paar lange Ohren her-
vorragen; ſtatt eines geſpaltenen und nach
Art

neun Zoll lang, aber vielleicht hatte es die größten verloren, denn es war in der Gegend von Rom mitten im Sommer getödtet worden, und vielleicht hatte man ihm auch die am meiſten emporſtehenden Stacheln ausgeriſſen. Diejenigen, die auf dem Hintertheile des Rückens noch übrig geblieben, waren nicht alle gleich groß oder gleich dicke; die kleinſten waren nur vier Zoll lang, und der Durchſchnitt wechſelte von zwo bis drei Linien ab. Alle dieſe Stacheln waren an beiden Enden ſpitzig und ſchwärzlicht, und weißgelblicht gefärbt, in großen Ringen, die von einem Ende der Stacheln bis zum andern, gegen fünfmal mit einander abwechſelten. Diejenigen Stacheln die auf dem Kreuze, an den Schenkeln, und an den Weichen ſaßen, unterſcheiden ſich von denen auf den Rücken blos darin, daß ſie kleiner waren; an jeder Seite des Schwanzes, oben bei ſeinem Anfange fanden ſich weiße; unter den dicken Stacheln des Rückens fanden ſich andere, die dünner und zugleich weit länger waren; allein der Schwanz ſtarrte von Kielen die man wohl nicht Stacheln nennen kann, indem ſie am Ende queer abgeſchnitten zu ſeyn ſchienen, ſie ſind hohl, am Ende offen, haben nur ungefehr zwo Linien im Durchſchnitte, und gegen anderthalb Zoll in der Länge; ſie ſitzen an einem ſehr zarten und dreiviertel Zoll langen Stiele, der in die Haut hinein gehet. Dieſe Kiele liegen den ganzen Schwanz hinunter, und zwar in gewiſſer Weite, einer von dem andern; ſie ſind braun und weißgelblicht gefärbt; ihre Wände ſind über-

Art der Schweine mit Hufen verſehenen Fuſſes, hat das Stachelſchwein einen kurzen Kopf

überaus dünne und klingend, indem ſie bei ihren Zuſammenſtoßen, wann das Thier den Schwanz bewegt, ein klirrendes Geräuſch machen.

Der Hintertheil des Kopfes, der Hals, der Vordertheil des Rückens, die Schultern, die Bruſt, der Bauch und die vier Beine waren mit kleinen Stacheln von braunſchwärzlichter Farbe beſetzt, die von verſchiedener Länge und ſpitzig waren, und in ein ſehr biegſames Fädchen ausgiengen. Auf der Scheitel des Kopfes fanden ſich dünne Stacheln, die über einen Fuß lang, und zum Theil braun, zum Theil weiß waren; das Ende der Schnauze und die Füſſe waren mit kleinen braunen und ſteifen Borſten bedeckt; die Barthaare beſtanden aus ſchwarzen glänzenden Borſten, die über einen halben Schuh lang waren. Zwiſchen den Stacheln fanden ſich lange braune oder gelblichte Borſten; das Thier richtete die langen Borſten ſeines Kopfes wie einen Kamm in die Höhe; es erhob die Stacheln ſeines Leibes, und ließ ſie wieder ſinken nach eigener Willkühr; und wann es böſe war, ſo ſtieß es mit den Hinterfüſſen gegen die Erde, und ließ, indem es den Schwanz bewegte, die Stacheln klingen, womit derſelbe bekleidet war.

Die Länge des ganzen Leibes von dem Ende der Schnauze bis an den After betrug in grader Linie einen Fuß, eilf Zoll, ſechs Linien. Das Thier war im Weingeiſt von Rom nach Paris geſchickt und etwas verdorben. Im Ma-

Kopf wie der Biber, vorn in jeder Kinnlade zwei Schneidezähne, gar keine Hau- oder Hundszähne, eine geſpaltene Schnauze wie der Haſe, runde platte Ohren, und Füſſe mit Nägeln bewaffnet; ſtatt eines großen Magens mit einem Anhange in Geſtalt einer Kappe, der beim Schweine die Abſtufung zwiſchen den wiederkäuenden und den übrigen Thieren zu machen ſcheint, hat das Stachelſchwein nur einen einfachen Magen, und einen großen Blinddarm; ſeine Geburtstheile liegen nicht außen, wie beim Eber; ſeine Hoden liegen inwendig, eingeſchloſſen unter dem Unterleibe. Die Ruthe ſieht man nicht; und man kann mit Recht behaupten, daß es ſich in allen dieſen Stücken, wie auch in Rückſicht des kurzen Schwanzes, des langen Knebelbartes, und der getheilten Lippe, eher dem Haſen, oder Biber, als dem Schweine nähert. Weit eher würde der Schweinigel, der auch Stacheln wie das Stachelſchwein hat, mit dem Schweine zu ver-

Magen lag ein Haarball. Von den zwanzig Zähnen enthielt jeder Kinnbacken zween lange Nagezähne, die denen vom Biber glichen; an jeder Seite vier Backenzähne, die beinahe walzenförmig waren. — Allg. Hiſt. der Natur a. a. O. pag. 240.

D.

vergleichen ſeyn, denn es hat eine lange Schnauze die ſich zuletzt in eine Art von Saurüſſel endet; da aber alle dieſe Aehnlichkeiten zu entfernt, die Unterſchiede hingegen zu auffallend und weſentlich ſind, ſo iſt gar kein Zweifel, daß das Stachelſchwein nicht von einer eigenen vom Schweinigel, Biber, Haſen, oder irgend einem andern Thiere, womit man es etwa in Vergleichung ſtellen wollte, verſchiedenen Art ſey.

Auch muß man dem keinen Glauben beimeſſen, was faſt alle Reiſende und Naturkündiger einſtimmig behaupten, daß das Stachelſchwein nämlich im Stande ſey, ſeine Stacheln in einer ſo großen Entfernung, und mit ſo vieler Gewalt von ſich zu ſchießen, daß ſie Oeffnungen machen und tiefe Wunden verurſachen können. Eben ſo wenig muß man mit ihnen glauben, daß dieſe Stacheln auch vom Körper des Thiers abgeſondert, die außerordentliche und ganz ſonderbare Eigenſchaft haben, ſobald ihre Spitzen nur erſt im Fleiſche haften, von ſelbſt und aus eigener Kraft immer weiter in ſelbiges hinein zu dringen; das letzte iſt ganz grundlos und vernunftwidrig, beruht auf leeren Wahn, und das erſte iſt eben ſo falſch wie das letzte; aber wenigſtens ſcheint

dieſer Irrthum darauf gegründet zu ſeyn, daß das Thier, wenn es gereizt oder auch nur beunruhiget wird, ſeine Stacheln aufrichtet und bewegt; und daß einige derſelben, die nur durch eine Art von dünnen Faden, oder feinem Stiel am Felle feſt hängen, leicht ausfallen. Ich habe lebendige Stachelſchweine genug geſehen, aber nie ſah ich, daß ſie, auch bei der größten Reizung ihre Stacheln von ſich warfen: man kann ſich daher nicht genug wundern, daß ſelbſt die wichtigſten Schriftſteller, ſowohl alte b) als neuere, c) ſelbſt die ver-

b) Ariſt. hiſt. anim. lib. 9. cap. 39. Plin. hiſt. nat. lib. 8. cap. 53. — Oppian. de venatione.

c) Die Herren Zergliederer der Akademie der Wiſſenſchaften ſagen: Ceux des piquans, qui étoient les plus forts & plus courts étoient aiſés á arracher de la peau, n'y étant pas attachés fermement comme les autres, auſſi ſont-ce ceux que ces animaux, (die Stachelſchweine) ont accoutumé de lancer contre les chasſeurs, en ſecouant leur peau comme font les chiens lonsqu'ils ſortent de l'eau. Claudien dit également que le porc-épic eſt lui-méme l'arc, le carquois, & la fléche dont il ſe ſert contre les chasſeurs. Memoires pour ſervir à l'hiſtoire des animaux. Tome 3. pag. 114 Anmerk. Fabeln ſind das Eigenthum der Poeten, und man kann dem Claudian hierüber keine Vorwürfe machen: aber die Zergliederer der Aka-

vernünftigſten Reiſenden d) eine ſo falſche Sache ſo einmüthig behaupten. —

Einige unter ihnen behaupten ſelbſt von einem ſolchen Wurf verwundet worden zu ſeyn. Andere verſichern, daß er mit ſo großer Heftigkeit geſchehe, daß der Pfeil oder Stachel ein Bret e) auf einige Schritte weit

Akademie haben Unrecht gethan, dieſe Fabel anzunehmen, vermuthlich geſchah dies um nur den Claudian zu citiren; denn man ſieht aus ihrer eigenen Vorſtellungsart, daß das Stachelſchwein ſeine Stacheln nicht von ſich wirft, ſondern daß ſie ihm blos ausfallen, wenn es ſich ſchüttelt — Wormius. Muſ. Wormian. pag. 235. Woton. pag. 56. — Aldrov. de quad. Digit. pag. 473. und viele andre berühmte Schriftſteller haben dieſen Fehler auch.

B.

d) Tavernier, Tom. 2. pag. 20. & 21. Kolbe, Tom. 3. pag. 46. Barbot, hiſtoire générale des voyages. Tom. 4. pag. 237.

B.

e) Wenn das Stachelſchwein wüthend iſt, ſtürzt es ſich äußerſt geſchwinde mit aufgehobenen Stacheln, die zuweilen zwo Spannen lang ſind, auf Menſchen und Thiere, und wirft ſeine Stacheln mit ſolcher Gewalt, daß ſie ein Bret durchdringen können. Voyage en Guinée, par Hofmann. Utrecht 1705. pag. 252.

B.

weit zu durchbohren im Stande ſey. Das Wunderbare, das im Grunde nichts anders iſt als ein ſüſſer Irrthum, vermehrt ſich und nimmt zu, je nachdem es durch mehrere Köpfe wandert; die Wahrheit im Gegentheil verliert auf eben dieſem Wege, — und ungeachtet der feſten Verſicherung vom Gegentheil die ich eben niedergeſchrieben, wird man gewiß noch tauſendmal nach wie vor ſchreiben, daß das Stachelſchwein ſeine Stacheln von ſich wirft, und daß ſelbige auch vom Leibe des Thiers getrennt, von ſelbſt in die Körper weiter dringen, worin ſich ihre Spitze einmal feſtgeſetzt. f) Ob das Stachel-

f) Nota 1. Indeſſen muß man doch den Doct. Shaw aus der Menge der leichtgläubigen Reiſenden ausheben. "Unter allen Stachelſchweinen ſagt er, die ich in großer Anzahl in Afrika geſehen, iſt mir keins vorgekommen, das, ſo ſehr man ſich auch es zu reizen bemühte, einen ſeiner Stacheln von ſich geworfen hätte. Nach ihrer gewöhnlichen Art ſich zu vertheidigen, legen ſie ſich auf die Seite, und wenn der Feind nahe genug iſt, erheben ſie ſich, und ſtechen ihn von der andern." Voyage de Shaw, traduit de l'Anglois, Tome 1. pag. 323. Nota 2. Der Pater Vincent Marie ſagt auch mit keinem Worte, daß das Stachelſchwein ſeine Stacheln von ſich ſchießt, er verſichert nur, daß, wenn es Schlangen, mit denen es im beſtändigem Kriege lebt, antrifft, es ſich in eine Kugel zu

Stachelſchwein gleich in dem heißeſten Klima von Afrika und Indien zu Hauſe gehört, ſo kann es doch auch in weniger warmen Ländern, z. B. in Perſien Spanien und Italien leben und ſich vermehren. Nach dem Agricola iſt dieſe Thierart nur erſt ſeit den letzten Jahrhunderten nach Europa verpflanzt. — Man findet es in Spanien, *) noch gewöhnlicher aber in Italien, hauptſächlich auf den Apenninen, um Rom herum

zuſammenrollt, Füſſe und Haupt verbirgt, und mit ſeinen Stacheln ſich über ſie hinwälzt, bis es ſie getödtet, ohne dabei Gefahr zu laufen, wieder verwundet zu werden. Er fügt dieſem noch ein ſehr glaubwürdiges Faktum bei, daß nämlich im Magen des Stachelſchweines ſich Bezoardſteine von verſchiedener Sorte bilden, einige von dieſen ſind nichts als ein Bündel von Wurzeln mit einer Rinde umwickelt, andre weit kleinere ſcheinen aus kleinem Stroh und Steinpulver ſteinartig überzogen zu ſeyn, die kleinſten aber von allen ungefähr von der Größe einer Nuß ſind dem Anſehen nach ganz verſteinert, und die ſchätzbarſten. Ich zweifle gar nicht an dieſen Faktis, da ich ſelbſt einen Bezoardſtein von der erſten Sorte, nämlich eine Haarkugel im Magen eines Stachelſchweins gefunden habe, das mir aus Italien geſchickt worden. B.

*) Auf den Felſen bei Gibraltar. Carters Reiſe I. pag. 114. D.

herum; *) und eben daher hat Herr Manduit, der ſeines Geſchmacks an der Naturgeſchichte wegen ſich gerne mit Aufträgen belud, uns dasjenige geſchickt, wonach Herr Daubenton ſeine Beſchreibung gemacht hat. **) Wir haben geglaubt, ſowohl die Figur dieſes italiäniſchen, als des indiſchen Stachelſchweins geben zu müſſen; die kleinen Verſchiedenheiten, die man an ihnen be-

**) Das Stachelthier lebt in wärmern Gegenden als der Igel; denn in Nordamerika iſt es nirgend anzutreffen; Spanien und das ſüdliche Italien hat viele Stachelſchweine, ſo, daß ſie auch dort gegeſſen werden. Die wärmern Gegenden von Aſien und Afrika ſcheinen indeſſen ſein Hauptſitz zu ſeyn; denn die italiäniſchen Stachelſchweine ſind ſelten ſo anſehnlich und ſchön, als die aus den andern Welttheilen. Dies zeigt auch die Figur, ſo der Graf Büffon von zwei ſolchen Thieren gegeben hat. In Afrika findet ſich dies Thier in der Barbarei an der Gold- und Negerküſte, an dem Vorgebirge der guten Hoffnung, in Abyßinien, ſo, daß kein Zweifel iſt, daß nicht nur Aegypten ſondern auch viele der innern Theile Afrikens von ihm bewohnt ſind; die mittlern und ſüdlichſten Theile Aſiens, nämlich Paläſtina, Perſien, die Bucharey, China, Indien, Ceylon, Malacca, Java, Sumatra haben durchgehends Stachelſchweine dieſer Art; alſo iſt faſt der ganze wärmere und heißere Theil der alten Welt davon bewohnt. Zimmerm. geogr. Zool. 2. pag. 22.

*) S. Anmerkung 2.

bemerkt, ſind vom Klima unabhängige Kleinigkeiten; oder vielleicht ſogar nur einzelne Unterſcheidungsmerkmale.

Plinius und alle Naturforſcher ſprechen dem Ariſtoteles nach; daß das Stachelſchwein, wie die Bären, ſich den Winter über verberge, und dreißig Tage nach der Begattung ſeine Jungen werfe; ich habe dieſes doch nicht beweiſen können; *) und es iſt ſonderbar, daß ſich in Italien, wo dies Thier doch ſo gemein iſt, und wo es zu allen Zeiten große Naturkündiger und vortreffliche Beobachter gab, keiner gefunden, der uns eine Geſchichte deſſelben geliefert hätte. Aldrovand hat, wie viele andre, hierin nur dem Gesner nachgeſchrieben; und die Mitglieder der Akademie der Wiſſenſchaften, die doch zwei von dieſen Thieren zergliedert und beſchrieben haben, ſagen uns faſt nichts von ihren natürlichen Verrichtungen: wir wiſſen blos aus dem Zeugniſſe der Reiſenden und derer die ſie in Menagerien gezogen, daß das Stachelſchwein im Hausſtande weder wild,

 noch

*) Es wirft im Frühjahre (in Perſien zu Ende des Märzes oder Anfang des Aprils) zwei, drei bis vier Junge, die zahm werden, wenn man ſie aufzieht. Gmelin, Schreb. a. a. O.

noch grimmig, ſondern nur blos über ſeine Freiheit eiferſüchtig iſt; daß es mit Hilfe ſeiner Vorderzähne, die ſcharf und ſchneidend wie des Bibers ſeine ſind, Holz durchſchneiden, und auf dieſe Weiſe leicht aus ſeinem Behältniſſe dringen kann. g) Man weiß auch, daß man es gar leicht mit Broſamen, Käſe und Früchten ernährt, daß es im Stande der Freiheit von Wurzeln und wilden Saamenkörnern lebt, *) daß es, wenn es in

g) Es giebt auch in Guinea Stachelſchweine; ſie wachſen zween auch wohl drittehalb Fuß hoch, und haben ſo ſtarre und geſchliffene Zähne, daß kein Holz ihnen widerſtehen kann. Ich ſetzte einmal eines von ihnen in eine Tonne, und dachte wunder wie gut ich es verwahrt hätte, aber während einer Nacht wußte es ſeine Zähne ſo gut zu gebrauchen, daß es die Tonne durchbohrte und davon lief; was noch mehr, es hatte ſich ſogar in der Mitte ein Loch gemacht, wo die Tonnen doch am meiſten nach außen zu gebogen ſind. Voyage de Bosman. pag. 253.

*) Folgende Stelle des Herrn Sparrmanns verdienet hier in mancher Abſicht angeführt zu werden: " das afrikaniſche Stachelſchwein (Linnes Hyſtrix criſtata,) bei den Koloniſten Yzer-verken, (Eiſenſchwein,) iſt eben daſſelbe ſtachlichte Thier, welches die Deutſchen unter den Nemen Stachelſchwein in Schweden umherführen und ſehen laſſen. Es thut in einem unweit des Lades angelegten Garten dem

in einen Garten kommen kann, viel Unheil anrichtet, und mit groſzer Begierde Hülſenfrüchte iſzt, daſz es wie faſt alle andere Thiere gegen das Ende des Sommers fett wird, und daſz ſich ſein Fleiſch, ob es gleich ein wenig welk iſt, doch nicht übel eſſen läſzt.

dem Kohle und andern Gartengewächſen groſzen Schaden. Am Tage hält es ſich in ſeinen unterirdiſchen Gängen auf; des Nachts ſucht es ſein Futter, welches in Wurzeln und Blättern beſteht. Aethiopiſche Drachenwurz (Calla æthiopica) ſoll es am liebſten freſſen, daher dies Gewächs hier auch Yzerverkens-Wortel (Eiſenſchweinswurzel) heiſzt. (Dieſe Drachenwurz enthält übrigens ſo viel Schärfe, daſz bei Auflegung der Wurzel oder Blätter auf dem Körper, Blaſen entſtehen.) Die Art, das Stachelſchwein zu fangen, iſt folgende: man ſchleicht des Nachts zu dem Platze wo ſich das Thier aufzuhalten pflegt. Darauf nimmt man eine angezündete, aber umher bedeckte Leuchte hervor. Die Hunde welche nun erſt anfangen, Lärm zu machen, jagen es aus ſeiner unterirdiſchen Behauſung heraus, hindern aber zugleich, daſz es nicht entlaufen kann, worauf man es denn zuletzt mit einem Schlage auf den Kopf gar leicht tödtet. Daſz hitzige und unerfahrne Hunde von den Spitzenſtacheln des Thiers an der Schnauze, im Maule und ſo weiter, verwundet werden, trägt ſich wohl zu: daſz es aber dieſe Waffen nach Belieben gegen ſeinen Feind richten und vom Körper wegſchieſzen ſollte, iſt unge-

Bei Betrachtung der Geſtalt, Materie und inneren Baues ſeiner Stacheln fällt es gleich auf, daß ſie nichts ſind als ordentliche Schäfte denen nur die Bärte fehlen, um wirkliche Federn zu ſeyn; *) in dieſer Rückſicht macht es den Uibergang zwiſchen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln; dieſe Stacheln, ſonderlich die in der Nähe des Schwanzes, geben einen Ton von ſich, wenn ſie beim Gange des Thieres an einander ſchlagen; es kann ſie aufrichten durch das Zuſammenziehen der Hautmuskeln, und ſie faſt, wie der Pfau oder der indiſche Hahn ihre Schwanzfedern, aufwerfen; der Hautmuskel des Stachelſchweins iſt in Rückſicht der

ungegründet. So lang es indeſſen, wie der Igel, den Körper einzieht, und ſeine zum Theil anderthalb Fuß lange Stacheln ausbreitet, iſt es gegen Hunde und andere Thiere vollkommen vertheidigt. Vom Bezoar, der von dieſem Stachelſchweine kommen ſoll, habe ich am Cap nichts gehört. Sein Fleiſch iſt dem Schweinfleiſche ſehr ähnlich, und dieſe Aehnlichkeit hat wohl die Benennung des Thiers veranlaßt: es wird gewöhnlich im Schorſteine geräuchert, gegeſſen, und iſt gar nicht unſchmackhaft, obgleich ein gewiſſes Vorurtheil die meiſten Einwohner davon abhält, es zu eſſen." Sparrmann a. a. O.

*) Man braucht ſie zu Zahnſtochern und Pinſelſtielen. Gatterer a. a. O.

D.

der Gewalt und der Bildung faſt den Haut-muskeln gewiſſer Vögel ähnlich. Wir ergreifen dieſe obgleich ſehr ſchwer zu erhaſchende Aehnlichkeiten; dies iſt aber immer eine Art von Grenze die wir der Natur ſetzen wollen, die uns flieht, und ſich durch den in ihren Produkten herrſchenden Eigenſinn über diejenige luſtig zu machen ſcheint, die ſie und ihre Werke näher kennen lernen wollen.

LXXXXVII.

Der Cuandu. a) 1)

Büffon. XII. Tab. 54.

In jedem Abſchnitte unſers Faches, den wir bearbeiten müſſen, findet ſich immer mehr Irrthum wegzuſchaffen, als Wahrheit ans Licht zu ſtellen: dies kömmt vermuthlich

a) Coendou, iſt der Name dieſes Thiers in Guiana, den auch wir aufgenommen haben. Cuandu (das man Couandou ausſprechen muß) heißt es in Braſilien und andern Gegenden von Südamerika; Hoitzlacuatzin oder Hoitzlaquatzin nennen es die mexikaniſchen Indianer, wie auch die von Neuſpanien; Ouricocacheiro, iſt der Name den ihm die Portugieſen in Amerika geben.

Coendou. Miſſion du P. d'Abbeville au Maragnon. Paris 1614. feuillet 249. verſo.

Hoitztlacuatzin, ſeu Tlacuatzin, ſpinoſo Hyſtrice novæ Spaniæ, Hernand. hiſt. Mex. fig. pag. 322.

Hoitztlaquatzin. Nieremberg. fig. 1. pag. 154. Nota. Die Abbildung im Nieremberg iſt einerlei mit der im Hernandes, auch die Beſchreibung iſt ebenfalls Kopie.

Der Cuandu. T. CCXLVII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

ſich daher, daß die Naturgeſchichte der Thiere in den letzten Zeiten immer nur durch Leute voll Vorurtheilen und Methodenſucht bearbeitet worden, die das was ſie in ihren

 kleinen

Cuandu Braſilienſibus. Marcgrav. hiſt. nat. Braſ. fig. pag. 233.

Cuandu. Piſo, hiſt. Braſ. fig. pag. 99. Nota. Die Figur von dieſem Thiere iſt dieſelbe die ſich im Markgrav findet.

Hyſtrix americanus, Cuandu Braſilienſibus. Marcgrav. Tlaquatzin ſpinoſum. Hernandes, Ray, Synopſ. quadr. pag. 208.

Chat epineux. Voyage de Desmarchais, Tome III. pag. 303.

B.

1) Cuandu, ſ. Ourico cachiero. Eiſern Verken. Jonſt. quadrup. tab. 60.

Indianiſches Dornſchwein. Geßner Thierb. pag. 70. (cum fig. Hernand. & Marcgrav.)

Hyſtrix pedibus tetradactylis, cauda exſerta prehenſili ſeminuda. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 9. n. 2.

Hyſtrix pedibus tetradactylis, cauda exſerta ſeminuda. The Hyſtrix, with four the hinder feet, and an exerted, almoſt naked tail. Nill. anim. pag. 529.

Hyſtrix (prehenſilis) pedibus tetradactylis cauda elongata prehenſili ſeminuda. Linn. Syſt. nat. 10. I. pag. 57. n. 2.

Ste-

kleinen Syſtemen aufgezählt haben; für die Regiſter der Natur ſelbſt nahmen. In Amerika lebt keins von den Thieren, die in dem warmen Klima der alten Welt zu Hauſe

Stekelvarken van Nieuw-Spanie: Stekelvarken met vier-vingerige Pooten, de Staart lang en aan vatbaar, ten halve Kaal. Houtt. nat. hiſt. II. pag. 359.

Le Coendou. Buff. hiſt. nat. XII. pag. 418. tab. 54. deutſch. pag. 246. tab. 54.

Coendou. Bom. Dictionn. I. pag. 619. Edit. 3. II. 566.

Hyſtrix (prehenſilis) pedibus tetradactylis, cauda elongata prehenſili ſeminuda. Linn. Syſt. nat. 12. I. pag. 76. n. 2.

Hyſtrix longus caudatus, brevioribus aculeis. Fermin. Surin. II. pag. 81.

The braſilian Porcupine. Penn. Syn. quadr. pag. 264. n. 195. tab. 24. fig. 1.

Guandu. Aleſſ. quadr. III. tab. 139. fig. Buff.

Das geſchwänzte Stachelſchwein. Müll. Nat. I. pag. 314.

Hyſtrix (prehenſilis) Erxleb. Mammal. I. pag. 342. n. 2. Grauman. pag. 56. n. 2.

Stachelſchwein mit dem verlängerten halbnacktem Schwanze. Onomat. hiſt. nat. IV. pag. 450.

Coendu.

Hauſe gehören, und wiederum findet ſich in der heißen Zone von Afrika und Aſien keins von den Thieren des ſüdlichen Amerika. Das Stachelſchwein iſt, wie wir ſchon geſagt haben, in den wärmern Gegenden der alten Welt einheimiſch, da man es nun nicht in der neuen vorgefunden, ſo hat man nicht unterlaſſen, den Thieren, die ihm den Anſehen nach glichen, ſeinen Namen zu geben, und vorzüglich dieſem, wovon hier die Rede iſt. Auf der andern Seite hat man auch wieder den Cuandu von Amerika nach Oſtindien verſetzt, und Piſo, der wahrſcheinlich das Stachelſchwein gar nicht kannte, hat im Bontius b) der ſich doch nur über die Thiere des ſüdlichen Aſiens ausbreitet, un-

Coendu. Neuer Schaupl. d. Nat. II. pag. 174.

Fuandu, geſchwänzte Stachelſchwein. Borowsky Naturg. I. 3. pag. 6. n. 3.

Der Cuendu. Schrebers Saugthiere. pag. 603. tab. 168. Eine eigene Zeichnung eines jungen Thieres vom Prof. Herrmann.

Der Cuandu. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 396. n. 336. Gatterer a. a. O. pag. 214. n. 112.

O.

b) Jac. Bontii hiſt. Indiæ Orient. pag. 54.

unter dem Namen und der Beſchreibung des wirklichen Stachelſchweins, den amerikaniſchen Cuandu abdrucken laſſen, ſo daß man auf den erſten Anblick zu dem Irrthum verleitet wird, dies Thier lebe in Aſien ſo gut wie in Amerika, indeſſen ein wenig Aufmerkſamkeit reicht hin, zu ſehen, daß Piſo, der hier, wie faſt allenthalben, der Abſchreiber des Markgrav iſt, die Figur des Cuandu nicht nur kopirt, um ſie ſeiner Geſchichte von Braſilien einzuverleiben, ſondern noch obendrein ſie auch in des Bontius Werk, das er wider geſammlet und herausgegeben, vorſetzen zu müſſen geglaubt hat, wenn man alſo auch im Bontius die Figur des Cuandu findet, muß man hieraus doch nicht den Schluß machen, daß es in Java und andern Theilen des ſüdlichen Aſiens lebt, noch dieſe Figur für die Figur des Stachelſchweins halten, dem der Cuandu in der That nur darin gleicht, daß er wie dieſes Stacheln hat. —

Ximenes und in der Folge Hernandes ſind es, denen wir die erſte Kenntniß dieſes Thieres zu verdanken haben, ſie haben es unter dem Namen Hoitzlacuatzin angegeben, wie die Mexikaner es nennen. Der Tlacuatzin iſt das ſogenannte Beutelthier, und Hoitz-

Hoitzlacuatzin müſſe man überſetzen ſtachlichtes Beutelthier. Dieſer Name iſt hier aber ſehr unſchicklich, denn dieſe Thiere gleichen ſich ſehr wenig, auch hat Markgrav dieſe mexikaniſche Benennung nicht aufgenommen, ſondern giebt dies Thier unter dem braſiliſchen Namen Cuendou, das man eigentlich Kuandu ausſprechen ſollte, das einige was man Markgraven vorwerfen könnte, iſt dies, daß er nicht bemerkt hat, daß ſein braſiliſches Coendou das nämliche Thier mit dem mexikaniſchen Hoitzlacuatzin war, um ſo mehr da ſeine Beſchreibung und Figur völlig mit Hernandes ſeiner übereinſtimmt, und de Laet der Herausgeber und Ausleger des markgraviſchen Werks ausdrücklich ſagt, c) daß der ſtachlichte Tlacuatzin des Ximenes, und der Cuandu wahrſcheinlich ein und eben daſſelbe Thier ſey. Wenn wir die wenigen und zerſtreuten Nachrichten die uns Reiſende von dieſen Thieren geben, mit einander vergleichen, daß die Naturkündiger nach dem Piſo

c) Videtur eſſe idem animal aut ſaltem ſimile quod Fr. Ximénes deſcribit ſub nomine Tlaquatzin ſpinoſi. — De Laët, annotatio in cap. IX. lib. VI. Marcgrav. pag. 233.

Piſo d) zween bloße Abarten, nämlich den großen e) und kleinen Cuandu als zween ganz verſchiedene Arten in ihren Verzeichniſſen aufgenommen haben, es iſt aber doch gleich Anfangs ein Beweis von Piſons Irrthum oder Nachläſſigkeit, daß er uns beide Coendous nur in einer Figur liefert, ob er gleich jedem von ihnen einen beſondern Abſchnitt widmet, und ſie als zwo verſchiedene Arten zu betrachten ſcheint.

Wir

d) Cuandu major. Piſo, hiſt. Braſ. pag. 324. fig. pag. 325. — Cuandu, ſeu Cuandu minor. Piſo, id. pag. 99. fig. ibid.

e) Hyſtrix longius caudatus, brevioribus aculeis. Barrére hiſt. nat. de la Fr. equinox. Porc-epic. pag. 153. Hyſtrix minor. Leucopheus. Gouandou. id. ibid.

Hyſtrix cauda longiſſima tenui, medietate extrema aculeorum experte. Hyſtrix americanus major. Das große amerikaniſche Stachelſchwein. Briſſ. reg. anim. pag. 130. — Hyſtrix cauda longiſſima, tenui medietate extrema aculeorum experte. Hyſtrix americanus. Das amerikaniſche Stachelſchwein. id. pag. 129. Hyſtrix aculeis apparentibus, cauda brevi ac craſſa. Hyſtrix novæ Hiſpaniæ. Das Stachelſchwein von Neuſpanien. id. 127.

V

Wir glauben alſo mit gutem Grunde behaupten zu können, daß ſie wirklich nur zu einer Thierklaſſe gehören. Es giebt auch Naturkündiger, die nicht nur zwo Arten vom Cuandu, nämlich den großen und kleinen annehmen, ſondern auch noch den Hoitzlacuatzin als von ihnen abgeſondert anſehen, und alle drei auf dieſe Weiſe für verſchiedene Thiere halten, und ich muß ſelbſt geſtehen, ob es gleich ſehr wahrſcheinlich iſt, daß der Cuandu und Hoitzlacuatzin ein und eben daſſelbe Thier ſey, ſo läßt ſich eine ſolche völlige Gleichheit doch weit gewiſſer in Rückſicht des großen und kleinen Cuandus, als in Rückſicht dieſes Thiers, behaupten.

Wie dem auch ſeyn mag, genug der Cuandu iſt nicht das Stachelſchwein, es iſt weit kleiner, 2) ſein Kopf iſt verhältnißmäßig

2) Der Coendu (Pl. LIV.) unterſcheidet ſich vom Stachelſchweine dadurch, daß ſeine Schnauze kürzer iſt, daß ihm die geſpaltene Oberlefze fehlt, daß ſeine Naſenlöcher rund ſind, und hauptſächlich dadurch, daß er einen langen mit Stacheln beſetzten Schwanz hat. Der Coendu, nach welchem dieſe Beſchreibung gemacht iſt, war kleiner als das Stachelſchwein, indem er nur ſechszehn bis ſiebenzehn Zoll lang war, von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes, deſſen Länge neun Zoll betrug. Die Spitze der Schnauze, die

mäßig weit größer, ſeine Schnauze weit kürzer, er hat weder einen Federbuſch auf dem Kopf, noch eine Spalte in der Oberlippe, ſeine Stacheln ſind drei- oder viermal kürzer

die Beine und die Füſſe hatten ſteife Haare, wie Borſten; dieſe Haare waren braun, einige an den Beinen ausgenommen, die eine gelblichte Farbe hatten; die Haut am Bauche und an der Bruſt war zerriſſen worden; der ganze übrige Leib war mit Stacheln bedeckt und mit langen Haaren untermengt; die längſten Stacheln waren nur dritthalb Zoll lang; die dickſten ſaßen auf dem Hintertheile des Rückens, auf dem Kreuze und oben auf dem Schwanze; ſie hatten ungefähr eine Linie im Durchſchnitte; ſie waren ſpitzig an beiden Enden, und in dem größten Theile ihrer Länge gelblichtweiß, die Spitze hatte eine ſchwärzlichte Farbe, die durch braune und röthlichte Schattirungen ins Gelblichte übergieng; die übrigen Stacheln waren von dieſen nicht unterſchieden, außer daß ſie kleiner waren, und dichter zuſammen ſaßen, ſo, daß man nur ihre ſchwärzlichte Spitze ſahe, ausgenommen auf dem Kopfe und dem Obertheile des Halſes, wo das Gelblichte der Stacheln ſehr ins Auge fiel. Dieſes Thier ſtarrte nicht nur von Stacheln, ſondern hatte überdem noch lange Borſten, die zwiſchen den Stacheln hervor kamen, und ſo häufig waren, daß die Stacheln auf dem Rücken, an den Seiten des Leibes, an den Seiten und am Unterleibe des Kopfes dadurch verdeckt wurden: am Halſe und auf dem Kopfe ſtanden ſie dünner; die längſten von dieſen Borſten waren vier bis fünf Zoll lang, zum Theil

kürzer und viel dünner, er hat einen langen Schwanz, das Stachelſchwein aber einen ſehr kurzen, er frißt lieber Fleiſch als Früchte und vorzüglich gerne Vögel, kleine Thierchen, f) und Federvieh, indes das Stachelſchwein ſich nur von Wurzeln, Hülſen- und andern Früchten nährt. Es ſchläft den Tag über wie der Schweinigel und läuft des Nachts herum, er g) klettert auf die Bäume,

Theil braun oder ſchwärzlicht, und zum Thei gelblicht; die, ſo an den Seiten des Schwanzes waren, hatten völlig dieſe Farbe, die Barthaare waren nicht ſo lang, als beim Stachelſchweine, und die Borſten davon waren dünner und ſchwarz. Es fanden ſich fünf Zehen an den Hinter- und nur vier an den Vorderfüſſen, nebſt einen Knollen, in der Gegend des Daums, die Nägel waren groß, krumm, ſehr ſpitzig und von ſchwarzer und gelblichter Farbe, an den Hinterfüſſen waren die Nägel länger, als an den Vorderfüſſen. Allg. Hiſt. der Natur VI. 2. pag. 249.

f) Dieſer Umſtand den Markgraf und Piſo behaupten, iſt nicht gewiß, denn Hernandes ſagt im Gegentheil, daß der Hoitzlacuatzin ſich von Früchten nähre.

g) Scandit arbores ſed tardo greſſu quia pollice caret, deſcendens autem caudam circumvolvit ne labatur, admodum enim metuit lap-

me, und hält ſich mit dem Schwanz an den Zweigen feſt, was das Stachelſchwein weder thut, noch thun kann, ſein Fleiſch läßt ſich, h) wie alle Reiſende verſichern, ſehr gut eſſen, man kann ihn zahm machen, er hält ſich gewöhnlich an hochliegenden Orten auf, und findet ſich in ganz Amerika von Bra-

lapſum, nec ſalire poteſt. Marcgrav. hiſt. nat. Braſ. pag. 233. Wir ſahen ein Stachelſchwein auf einem kleinen Baum, den wir abhauen ließen, um das Vergnügen zu haben dies Thier fallen zu ſehen. — Es iſt ſehr fett, und man ißt ſein Fleiſch. Voyage de la Houtan, Tome 1. pag. 82.

h) Carnem habet bonam & pergratam; nam aſſatam ſæpe comedi, & ab incolis valde æſtimatur. Marcgrav. pag. 233. Es läßt ſich gut eſſen, man bringt es ans Feuer, um es wie ein Schwein zu braten, aber erſt reißen die Weiber der Wilden ihm alle Haare oben vom Rücken (dies ſind die Stacheln) ab, und machen daraus gute Arbeiten. — Wird es ſauber abgeſpült, an den Spieß geſteckt und gebraten, ſo kömmt es an Geſchmack dem beſten Spanferkel bei, auch geſotten iſt es ſehr wohl ſchmeckend, aber doch weniger ſchmackhaft als wenn es gebraten wird. Deſcription de l'Amerique, par Denys. Paris 1672. Tome 2. pag. 324.

B.

Braſilien *) und Guiana, bis zu Luiſiana und den ſüdlichen Gegenden von Canada, indes das Stachelſchwein nur in den warmen Gegenden der alten Welt lebt.

Indem man den Namen des Stachelſchweins auf den Cuandu übergetragen, hat man ihm auch alle Fähigkeiten deſſelben, ſonderlich die, ſeine Stacheln von ſich zu werfen, beigelegt. Es iſt zum Erſtaunen, daß die Naturkündiger und Reiſende alle über dieſe Sache einig ſind, und daß Piſo, der doch, weil er ein Arzt war, weniger abergläubiſch hätte ſeyn ſollen, ganz ernſthaft behauptet, daß die Stacheln des Cuandu ganz von ſelbſt und aus eigner Kraft ins

*) Vielleicht auch in Chili, denn Molina ſagt: "Das chileſiſche Stachelſchwein findet ſich in den nördlichen Anden, wo diejenigen, die ſoweit hineinkommen, es zu tödten pflegen, um ihm die Haut abzuziehen." Ich habe dieſes Thier nicht geſehen, aber ſo viel mir von ſeiner Figur und Lebensart, vorzüglich aber von der Form und Stellung der Stacheln erzählt iſt, vermuthe ich, daß es vom Coandu oder Hyſtrix prehenſilis aus Braſilien nicht verſchieden iſt. Molina Naturgeſch. von Chili. pag. 259.

Fleiſch hineindringen, und die Körper bis auf die innerſten Eingeweide durchbohren. 3)

Ray iſt der einzige der dieſe Begebenheiten geläugnet hat, ob ſie gleich auffallend ungereimt ſind: aber wie viele Ungereimtheiten ſind nicht ſchon von vernünftigen Leuten verworfen, die andre, die ſich noch für viel weiſer hielten, doch immerhin wieder behauptet haben.

3) So heißt es in der Onomat. hiſt. nat. Mit ſeinen Stacheln ſchießt es nach ſeinen Feinden, und man kann ſie nicht leicht ausziehen. Dieſe Stacheln gebraucht man auch ſtatt der Blutigel. a. a. O.

Anhang.

Guiana liefert zwo Arten von Coendous. Die größten wiegen zwölf bis fünfzehn Pfund. Sie halten ſich auf den Gipfeln der Bäume und den Lianen die ſich bis zu den höchſten Zweigen heben. Sie freſſen des Tages nicht. Ihr Geruch iſt ſehr ſtark und man riechet ſie ſehr weit. Sie werfen zwei Junge in den Baumhöhlen, ſie ernähren ſich blos von Blättern dieſer Bäume, und ſind gar nicht häufig. Ihr Fleiſch iſt ſehr gut, die Neger ſchätzen es ſo hoch als das vom Paca. Nach dem Herrn de la Borde, vermiſchen ſich die beiden Arten nicht mit einander, man findet ſie nur paarweiſe wenn ſie brünſtig ſind, zur andern Zeit ſind ſie einzeln, und die Weibchen verlaſſen niemals den Baum woſelbſt ſie ihre Jungen kriegen. Dieſe Thiere beißen wenn man ihnen zu nahe kömmt, ohne doch feſt zu halten. Die von der kleinen Art können ſechs Pfund wiegen, ſie ſind nicht zahlreicher als die andern, die Tiger machen Jagd auf ſie, und man findet ſie des Tages niemals an der Erde.

Wir haben oben ſchon von dieſen beiden Arten Coendus gehandelt, welche ſich in der That in dem heißen Klima von dem ſüdlichen Amerika aufhalten. Buff. Suppl. quadrup. Tom. IX. pag. 42.

Der Urson T. CCXLVIII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

LXXXXVIII.

Der Urſon. a) 1)

Büffon Allg. Hiſt. der Nat. VI. 2. Tab. 55

Dies Thier iſt noch nie bekannt worden: von der Natur in die wüſten Gegenden von Nordamerika geſetzt, lebte es hier ganz unabhängig, und von Menſchen entfernt,

a) The porcupine from Hudſons Bay. Edwards. hiſt. of Birds, fig. 1. pag. 52. Das Stachelſchwein von Hudſonsbay. Voyage á la baie de *Hudſon*, par Ellis. Paris 1749. Tome I. pag. 56. fig. pag. 58.

Hyſtrix aculeis ſub pilis occultis, cauda brevi & craſſa. *Hyſtrix Hudſonis.* Das Stachelſchwein von Hudſonsbay. Briſſ. Regn. anim. pag. 128.

Dorſata. Hyſtrix palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, cauda elongata, dorſo ſolo ſpinoſo, Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 57.

B.

1) Hyſtrix piloſus americanus. The Porcupine of North-America. Catesby Carol. app. pag. XXX.

Mus

fernt, dem es nicht einmal durch den Namen, das erſte Zeichen ſeiner Herrſchaft, zugehörte. Da Hudſon ſein Vaterland entdeckt hat, ſo werden wir ihm mit Recht einen Namen geben können, der an ſeinen erſten

Mus maximus pullus, cauda oblonga piloſa, dorſo ſubſetoſo: the large brown indian Coney. Brown. Jam. pag. 484.

Das verlarvte Stachelſchwein von der Hudſonsbucht. Hall. vierf. pag. 406.

Caria de la Baye d'Hudſon. Dictionn. anim. 1. pag. 450.

Stekelvarken von de Hudſons-Baay; Stekelvarken met vier-vingerige Voor-en vyſvingerige Agterpooten, de Staart lang en de de Rug alleen ſtekelig. Houtt. nat. hiſt. 2. pag. 360. tab. 19. fig. 1.

L'Urſon. Buff. hiſt. nat. 12. pag. 426. tab. 55. deutſch. 6. 2. pag. 250.

Urſon. Bomar. Dictionn. 4. pag. 631. Edit. 8. 9. 392.

Hyſtrix (dorſata) palmis tetradactylis, plantis pentadactylis, cauda mediocri, dorſo ſolo ſpinoſo. Linn. Syſt. nat. 12. 1. pag. 76. n. 3.

The Canada Porcupine. Penn. Syn. quadr. pag. 266. n. 196.

Urſone. Aleſſ. quadr. 3. tab. 140. fig. Buff.

Can-

erſten Herrn erinnern kann, und zugleich ſeine ſtachlichte dem Schweinigel in einigen Stücken ſich nähernde Geſtalt anzeigt; 2) es war übrigens nothwendig ihn genau zu benennen, um ihn nicht mit dem Stachel-

Canada Porcupine. Forſter Philoſ. transact. 62. pag. 374.

Der Stachelrücken. Müller Naturſ. I. p. 315. tab. 19. fig. 1. Houtt.

Hyſtrix dorſata. Onomat. hiſt. nat. 4. p. 445.

Carvers Reiſen. 371. Allgem. Hiſt. der Reiſ. XVII. 231.

Der Urſon. Schrebers Säugthiere. pag. 605. n. 8. tab. 169. Hyſtrix dorſata. Borowsky Naturg. I. 3. pag. 4. n. 1. tab. 21.

Der Urſon. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 396. n. 335. Gatterer, a. a. O. pag. 215. n. 113.

O.

2) Der Urſon (Pl. LV.) unterſcheidet ſich vom Stachelſchweine hauptſächlich dadurch, daß er kleinere Stacheln hat, die größtentheils unter langen Haaren verborgen ſind; ſeine Schnauze iſt auch nicht ſo dick und ſo lang; ſeine Ohren ſind ſehr klein und völlig vom Haare überdeckt.

ſchweine oder Cuandu zu vermengen, mit denen er freilich in einigen Stücken Aehnlichkeit hat, von denen er ſich aber doch in aller andern Rückſicht genug unterſcheidet, um als eine eigene, ſo dem nördlichen, wie jene dem ſüdlichen Klima zugehörenden Gattung angeſehen zu werden.

Herr

Die größten Stacheln dieſes Thiers haben dritthalb Zoll in der Länge, und eine Linie im Durchſchnitte; ſie ſind zum Theil weiß oder gelblicht, und zum Theil braun oder ſchwärzlicht; dieſe große Stacheln finden ſich auf dem Kreuze und auf dem Schwanze, und ragen daſelbſt übers Haar hervor, da hingegen diejenigen ſo an den übrigen Theilen des Leibes ſind, von langen, ſteifen und ſchwarzen Haaren verdeckt werden, die an den Lenden gegen ſechs Zoll lang ſind; ihre Spitze hat eine gelblicht=weiße Farbe; zwiſchen dieſen langen Haaren und den Stacheln findet ſich eine Art Wollhaar von brauner Aſchfarbe, das an den Lenden gegen vier bis fünf Zoll lang iſt; dieſes Haar iſt ſehr dicke, und beinahe grade; es wird an allen Theilen des Leibes gefunden, ausgenommen an den Füſſen nicht; auch die Stacheln verlieren ſich an den Füſſen, an den Beinen, am Bauche und am Schwanze; dieſe Theile haben blos dichte Haare, wie Borſten, die von einer ſchwärzlicht=braunen oder ſchwarzen Farbe ſind; unter dem Schwanze finden ſich einige kaſtanienbraune Schattirungen. Seine Länge beträgt zween Fuß und einen Zoll. Allg. Hiſt. der Natur XII. pag. 251..

Herr Edwards, Ellis, und Catesby reden alle drei von dieſem Thiere: die Abbildungen, die die beiden erſten Schriftſteller von ihm geben, ſtimmen mit der unſrigen überein, und wir zweifeln nicht, daß es nicht das nämliche Thier ſey; ja wir ſind ſehr geneigt zu vermuthen, daß dasjenige Thier, wovon Seba die Abbildung b) und Beſchreibung unter dem Namen: beſonderes Stachelſchwein von Oſtindien giebt, und das hesnach Klein, c) Briſon, d) und Linné e) in ihre Syſteme mit

b) Porcus aculeatus ſylveſtris ſive hyſtrix orientalis ſingularis. Seba Vol. 1. pag. 84. tab, 82. fig. 1.

c) Acanthion cauda prolonga acutis pilis horrida, in exitu quaſi panniculata. Klein, de quad. pag. 62.

d) Hyſtrix cauda longiſſima aculeis undique obſita in extremo panniculata. Hyſtrix orientalis. Das indiſche Stachelſchwein. Briſſ. regn. anim. pag. 131.

e) Macroura. Hyſtrix pedibus pentadactylis cauda elongata aculeis clavatis. Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 57.

B.

Dieſe Stellen (Anmerk. b. c. d. e.) beziehen ſich doch nach Erxleben vielmehr auf das langſchwänzige Stachelthier, Hyſtrix macroura Linn. D.

mit den Beſtimmungen des Seba aufgenommen haben, vielleicht das nämliche Thier ſey, wovon hier die Rede iſt: es würde dies nicht das einzigemal ſeyn, daß Seba amerikaniſche Thiere für oſtindiſche ausgiebt.

Indeſſen können wir hier nicht ſo gewiß dafür ſtehen, wie für einige andere Thiere; alles, was wir hierüber ſagen können, iſt dies, daß die Aehnlichkeiten uns groß, die Unterſchiede aber ſehr klein dünken, und daß, da man wenig von dieſen Thieren zu ſehen Gelegenheit gehabt hat, ſelbſt dieſe Unterſchiede vielleicht nichts anders ſind, als Verſchiedenheiten mehrerer einzelner Thiere oder Kennzeichen des männlichen und weiblichen Geſchlechts.

Man könnte den Urſon gut den ſtachlichten Biber nennen, er hat mit dieſem einerlei Vaterland, Größe, und faſt dieſelbe Bildung; er hat wie er, am Ende jeder Kinnlade zween lange und ſtarke Schneidezähne: außer ſeinen Stacheln die ſehr kurz und faſt unter dem Haare verborgen ſind, hat der Urſon, wie der Biber, eine Art von doppeltem Pelz, wovon der erſte aus langen und ſanften Haaren, der an-

dre aber aus einem viel ſanfterem und weicherem Pflaum oder Filz beſteht. Die Jungen haben nach Verhältniß weit gröſſere und mehr hervorſtehende Stacheln, aber weit kürzere und dünnere Haare als die Alten oder Erwachſenen.

Dies Thier iſt waſſerſcheu, und macht ſich nicht gerne naß, es zieht ſich zurück, und macht ſein Lager unter den Wurzeln hohler Bäume; f) es ſchläft viel, und nährt ſich vorzüglich von Wacholderrinde; im Winter trinkt es Schnee: im Sommer aber Waſſer, das es wie ein Hund leckt. Die Wilden eſſen ſein Fleiſch, und bedienen ſich ſeines Pelzes, wovon ſie vorher die Stacheln abreißen, die ſie als Näh- und Stecknadeln gebrauchen.

f) Siehe Herrn Alexander Ligths Brief an Herrn Edwards. Hiſt. of. Birds. pag. 52. B.

———

Zu-

Zuſatz.

Das langſchwänzige Stachelthier. 1)

Schreb. Säugth. Tab. 170. nach Seba.

Dieſes Thier iſt wenig und hauptſächlich durch Seba zuerſt bekannt geworden, der es das beſondere indianiſche Sta-

1) Nach Erxleben haben folgende Stellen auf dieſes Thier Beziehung:

Hyſtrix. Kont. orient. pag. 54. Die Abbildung gehöret zu dem Cuandu.

Porcus aculeatus ſilveſtris ſeu Hyſtrix orientalis ſingularis. Seb. Hiſt. I. pag. 84, tab. 52. fig. 1.

Hyſtrix pedibus pentadactylis, cauda exerta, Linn. Syſt. nat. 2. pag. 46.

Hyſtrix pedibus pentadactylis, cauda exerta Linn. Syſt. nat. 6. pag. 9. n. 3.

Acanthion cauda praelonga, acutis pilis horrida, in exitu quaſi panniculata. Klein, quadr. pag. 67.

Hy-

Das Langschwänzigte Stachel Thier. T. CCXLIX.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

Stachelſchwein nennet. Der Herr Graf Büffon rechnet es, wie wir in dem vorigen Abſchnitte geſehen haben, zu ſeinem Urſon. Da es aber von demſelben in manchen Stücken verſchieden iſt, ſo will ich es hier beſonders aufſtellen. Die Bartborſten ſind lang; die Ohren kurz und kahl; der Leib iſt kurz und dick, mit ſteifen ſtechenden Borſten bedeckt, deren Farben ſich mit dem Lichte verändern. Der Schwanz iſt ſo lang als der Leib; an der dünnern Spitze hat er einen ſtarken

Hyſtrix pedibus pentadactylis, cauda exerta. Thefivetoed Hyſtrix, with an exerted tail; the Eaſt Indian Porcupine. Hill. anim. pag. 529.

Le Porc-epic des Indes orientales. Hyſtrix (orientalis) cauda longiſſima, aculeis undique obſita, in extremo panniculata. Briſſ. regn. an. pag. 131. n. 6.

Das langſchwänzige Stachelſchwein. Halle, vierf. pag. 469.

Hiſtryx (macroura) pedibus pentadactylis, cauda elongata: aculeis clauatis. Linn. Syſt. nat. 10. I. pag. 57. n. 4.

Orientaalſch Stekelvarken; Stekelvarken met vyf vingerigen Pooten, een lange Staart, de Stekels knodswyze. Houtt. nat. Hiſt II. pag. 365.

ken Buſch langer knotiger ſilberfarbiger Haare. Die vordern und hintern Füſſe haben fünf Zehen. Es wohnet auf den oſtindiſchen Inſeln in den Wäldern. Müller ſagt auch, daß man aus ſeiner Gallenblaſe einen Stein, von der Farbe und Eigenſchaft des Schweineſteins aus dem malakkiſchen Igel, nehme, den die Portugieſen Piedro del quereo nenneten.

D.

Hyſtrix (macroura) pedibus pentadactylis, cauda longiſſima, aculeis clauatis. Linn. Syſt. nat. 12. I. pag. 77. n. 4.

The-long. tailed Porcupine. Penn. Syn. quadr. pag. 263. n. 194.

Langſchwanz. Müller, Naturſ. I. pag. 316. Gatterer, a. a. O. 216. n. 114.

Hiſtryx macroura. Erxleb. Mammal. pag. 346. n. 4.

Langſchwänzige Stachelthier. Schreb. Säugthiere. pag. 607. n. 4. Tab. 170. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 395. n. 334. Borowſky Naturg. I. 3. pag. 6, n. 4.

D.

LXXXXIX.

Der Tanrek. T. CCI.

Büff. N. d. Vierf Th. XIII. T.

Der Tendrak. T. CCII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

LXXXXIX.

Der Tanrec, a) 1):

Buffon. Tab. XII. 56.

und

der Tendrac. b) 2).

Buffon. XII. Tab. 57.

Die Tanrecs oder Tendracs ſind kleine oſtindiſche Thiere, die einige Aehnlichkeit mit unſern Schweinigel haben, aber ſich doch genug von ihnen unterſchei=

a) Tanrec und Tendrac, Namen dieſer Thiere, die auch wir angenommen haben. B.

1) Certaines beſtes en l'isle Sainte Marie; Cauche Madag. pag. 127.

ſcheiden, um als eigene verſchiedene Arten angeſehen werden zu können. Was dies noch außer einer genauen und aufmerkſamen Vergleichung beweißt, iſt, daß ſie ſich nicht wie der Schweinigel zuſammenrollen, und daß es in demſelben Gegen-

Le Tanrec. Buff. Hiſt. nat. XII. pag. 438. tab. 56. deutſch pag. 256. tab. 56.

Tanrec. Bom. Diction. IV. pag. 294. Ed. 3. VIII. pag. 417.

The aſiatic Hedge-hog. Penn. Syn. quadr. pag. 317. n. 248.

Tarec. Aleſſ. quadrup. III. tab. 141. fig. 1. Buff. Erxleben Mammalia pag. 175. **. Erinac. indicus. Friſch vierf. pag. 5. n. 4. Schrebers Säugthiere. Der Tanrec. pag. 584. n. 4. tab. 165 und 165 *. Erinaccus ecaudatus. Graum. Introd. pag. 39. n. 6.

Du Tanrec. Buff. Suppl. Ed. in 12. quadr. IX. pax. 23. pl. 4.

Der Tanrec. Zimmerm. geogr. Zool. 2. pag. 394. 332.

Der oſtindiſche Igel. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. 1. pag. 50. n. 51.

O.

b) Erinaceus americanus albus. Seba. Vol. 1. pag. 78. tab. 49. fig. 3. Dieſer Schweinigel, der, wie Seba ſagt, ihm ſelbſt aus Su-

den, wo dieſe Tanrecs ſich aufhalten auch Schweinigel von der Gattung der unſrigen giebt, die nicht Tanrecs ſondern Sora heißen. c)

Surinam geſchickt worden, gleicht dem Tendrac ſo ſehr, daß man gar nicht anſtehen kann, ihn für ein und eben daſſelbe Thier zu halten; wann er aber in Madagaſcar zu Hauſe gehört, ſo muß er ſich nicht in Amerika finden. Dieſer Schriftſteller hat ihn aber in aller Rückſicht ſehr unſchicklich benannt, denn er iſt weder aus Amerika, noch weiß, er iſt nur nicht voll ſo braun wie unſer europäiſcher Schweinigel. V.

a) Tendrac. Flaccourt Madagasc. pag. 152. Tendrac. Dictionn. anim. IV. pag. 319.

Le Tendrac. Buff. Hiſt. nat. XII. pag. 438. tab. 57. deutſch 256. tab. 57.

Tendrac. Bom. Diction. IV. pag. 338. Edit. 3. VIII. pag. 493.

Tendrac. Aleſſ. quadr. III. tab. 241. fig. 2. (aus Büffon.)

Tendrac. Borowsky Naturg. I. 2. p. 98. n. 5. Friſch vierf. pag. 5. n. 5. Graum. intr. 38. n. 5. Erxleb. Mammalia. pag. 175. *.

Der Tendrac. Erinaceus ſetoſus. Schrebers Säugthiere. pag. 583. n. 3. tab. 164.

Der Tendrac. Zimmerm. geog. Zool. II. pag. 393. n. 331. O.

c) Reiſe nach Madagaſcar, von Flaccourt pag. 152. V.

Es ſcheint, daß es zwo Arten von Tanrecs oder vielmehr zwo Raßen giebt; der von der erſten Race beinahe ſo groß wie unſer Schweinigel, hat eine nach Verhältniß weit längere Schnauze wie der von der andern, er hat auch weit hervorſtehendere Ohren, und weit weniger Stacheln wie dieſer, dem wir den Namen Tendrac gegeben haben, um ihn von der erſten Art zu unterſcheiden. Dieſer Tendrac iſt ungefähr von der Größe einer großen Ratte; er hat eine weit kürzere Schnauze und Ohren wie der Tanrec. Dieſer letztere hat eben ſo viele nur kleinere Stacheln wie der Schweinigel; der Tendrac im Gegentheil hat nur welche auf dem Kopfe, dem Halſe und Wiederriſſe. Der übrige Theil ſeines Körpers iſt mit weichen Haaren beſetzt, die viele Aehnlichkeit mit den Schweinsborſten haben.

Dieſe kleinen Thierchen haben ſehr kurze Beine, und können nur ſehr langſam gehen; ſie grunzen d) wie die Schweine,

d) Recueil de Voyages, qui ont ſervi à l'etabliſſement de la Compagnie des Indes de Hollande. Tom. I. pag. 412.

B.

ne, ſie wälzen ſich wie dieſe im Koth, ſie ſind große Freunde vom Waſſer, und halten ſich darin länger als auf dem Lande auf. Man fängt ſie in den kleinen Kanälen des Seewaſſers e) und in den Meerlachen; ſie ſind ſehr hitzig in der Brunſt und vermehren ſich außerordentlich; f) ſie machen ſich kleine Gruben, wo ſie mehrere Monate ganz erſtarrt liegen; in dieſem Zuſtande der Erſtarrung fallen ihnen die Haare aus, die ſie nach ihrem Erwachen wieder bekommen; ſie ſind gewöhnlich ſehr fett, und ob ihr Fleiſch gleich unſchmackhaft und weichlich iſt, auch ſehr leicht überdrüſſig wird, ſo finden die Indianer doch Geſchmack daran, ja ſind ſogar groſſe Liebhaber von demſelben.

e) Relation de Fr. Cauch. Paris 1651. pag. 127. Voyage de la Compag. des Indes de Hollande. pag. 412. B.

f) Voyages a Madagascar, par Flaccourt. Paris 1661. in 4. pag. 152. B.

Anhang

zum

Tanrec und Tendrac.

Daubenton ſagt: Der Tendrac (Pl. LVII.) gleicht dem Igel, aber er iſt weit kleiner, wofern derjenige, nach welchen dieſe Beſchreibung gemacht iſt, ſeine völlige Größe erreicht hatte, indem er nicht viel größer, als ein Maulwurf war. Die Naſe kam mit des Igels ſeiner überein, ſo weit ich ſolches an einem aufgetrockneten Thiere habe beurtheilen können; die Augen kamen mir kleiner vor, als beim Igel, aber ſonſt war der Tendrac dieſem Thiere, vermittelſt ſeiner dünnen und langen Schnauze, ſeiner kurzen und gerůndeten Ohren, ſeiner kurzen Beine, u. ſ. w. ähnlich; er war mit eben ſolchen Stacheln bedeckt, als der Igel, die långſten hielten, eilf Linien im Maſſe; ſie waren insgeſamt nach der Wurzel

zel zu und an der Spitze weißlicht, der übrige Theil hatte eine dunkelröthlichte Farbe; die Schnauze, die Stirne, die Seiten des Kopfs, die Kehle, der Unterhals, die Bruſt, die Achſeln, der Bauch, die Schamgegend, der Hintere, und die vier Beine waren mit einem weißlichten, dünnen, feinen und ſteifen Haare bedeckt. An der Schnauze fanden ſich einige gelblichte Haare, die gegen zween Zoll und zwo Linien lang waren; an jedem Fuſſe waren fünf Zehen befindlich, der Schwanz war ſehr kurz, und mit Stacheln verſehen. Die Länge dieſes Tendracs von der Spitze der Schnauze bis an den Anfang des Schwanzes, betrug fünf Zoll und zehn Linien; zwiſchen der Spitze der Schnauze und dem Auge war ein Abſtand von eilf Linien, und zwiſchen dem Auge und Ohre von drei Linien.

Der Tanrec (Pl. LVI.) war größer als der Tendrac; er hatte dem Verhältniſſe nach, eine längere Schnauze, und nicht ſo lange Ohren. Einen Schwanz habe ich an demſelben nicht gefunden; er war aufgetrocknet und ausgeſtopft. Eigentliche Stacheln hatte er blos auf der Stirne, an den Schläfen, auf der Scheitel und

an dem Hintertheile des Kopfes, an den Seiten und oberhalb des Halſes, auf den Schultern, und auf dem Wiederriſſe. Dieſe Stacheln waren nach der Wurzel zu und an der Spitze gelblicht, und übrigens ſchwarz; die längſten waren über einen Zoll lang, und bildeten oben auf dem Kopfe eine Art von Toſte. Der Rücken, das Kreuz und die Seiten des Leibes waren mit Borſten bedeckt, die gleiche Farbe wie die Stacheln hatten; die längſten waren auf dem Rücken befindlich, und über einen Zoll lang. Zwiſchen dieſen Borſten fanden ſich gelblichte Haare, und außerdem dickere ſchwarze, wovon einige wenigſtens zween Zoll in der Länge hatten. Die Schnauze, die Kehle, der Unterhals, die Bruſt, der Bauch und die Beine waren mit ſteifen feinen Haaren beſetzt, die eine gelblichte und an den Füſſen ſogar eine röthlichte Farbe hatten; an der Schnauze zeigten ſich einige lange Haare von dieſer letzten Farbe. Die Länge dieſes Tanrecs, von der Spitze der Schnauze bis an den Hintertheil des Leibes, betrug ſieben Zoll und neun Linien; der Abſtand zwiſchen der Spitze der Schnauze und dem Auge trug anderthalb Zoll, und der zwiſchen dem Auge und Ohre einen

nen halben Zoll aus. Allg. Hiſt. der Nat. VI. 2. pag. 257.

Von dieſem Tanrec ſagt Graf Büffon noch in ſeinem Supplement: Der Herr von Brugnieres, königl. Leibarzt und geſchickter Kräuterkundige, der im Jahr 1772 in die Südländer geſchickt war, um Unterſuchungen in der Naturgeſchichte anzuſtellen, hat uns ein kleines Thier geſchenkt, welches wir für einen jungen Tanrec anſahen, und welches wir auf der vierten Kupfertafel haben ſtechen laſſen. Man hat die Abbildung des erwachſenen Tanrecs geſehen. Die von dem Jungen, die wir hier liefern, iſt von ſeiner natürlichen Gräße und von jener nur in der Kleinheit und durch drei weißliche Streifen verſchieden, welche uns die Liverei dieſes jungen Thieres auszumachen ſcheinen. Die erſte dieſer Streifen erſtreckt ſich von dem Rüſſel längs den Kopf, und läuft über den Kopf und den Rückgrad: die beiden andern ſind jede an jeder Seite; und da alle übrige Kennzeichen, nämlich die Geſtalt des Rüſſels, die lang auf dem Leibe zerſtreueten Haare, die ſchwarze Farbe der Stacheln u. ſ. w. ſich bei dieſem kleinen Tanrec eben ſo wie bei dem Al-

ten verhalten, ſo hielten wir uns berechtigt nur eine einzige unbenerlei Art daraus zu machen. Buff. quadr. Suppl. a. a. O.

Der ungeöhrte Igel *) des Linné, und anderer die ihn aus des Seba Beſchrei-

*) Erinaceus (inauris) auriculis nullis. Linné Syſt. nat. Ed. 12. I. pag. 75. n. 2. Echinus indicus albus. Ray. Synopſ. quad. pag. 232.

Erinaceus americanus albus. Seb. I. 78. tab. 49. fig. 3. (S. Anmerk. b.)

Erinaceus ſpinoſus vix auriculatus. Linne Syſt. nat. 2. pag. 45.

Erinaceus ſubauriculatus. Linn. Syſt. 6. p. 6. n. 2. Acanthion echinatus; erinaceus americanus albus. Klein quadrup. pag. 66.

Erinaceus ſubauriculatus. The Erinaceus, with very ſmall ears: the white hedgehog. hill. anim. pag. 558.

Le heriſſon d'amerique: Erinaceus americanus auriculis nullis. Briſſ. regn. anim. pag. 184. n. 4.

Der weiße amerikaniſche Igel. Halle vierfüß. pag. 464. tab. 31.

Heriſſon d'amerique. Diction. anim. 2. 427.

der ungeöhrte Igel. T. CCLII.

Büff. N. d. Vierf. T. XIII. T.

ſchreibung entlehnt haben, gehöret nach dem Herrn Schreber auch vielleicht zu dem Tendrac. Er ſagt nämlich: „Das unter dem Namen des weißen amerikaniſchen Igels beim Seba abgebildete Thier *) hat ſtarke Aehnlichkeit mit dem Tendrac; und da Seba die Geburtsörter nicht allemal genau angiebt: ſo iſt es wohl mög-

lich,

Amerikaniſche Egel. Houtt. nat. hiſt. 2. 289. 297.

The american hedgehog. Bancr. Guiana. pag. 144. Bankroft Reiſe. pag. 86.

Der Igel. Erinaceus Surinamenſis. Fermin Surinam. 2. pag. 103.

The Guiana hedge-hog. Pennant. Synopſ. quadr. pag. 318. n. 249.

Der Kahlohr. Müller Linn. Syſtem 1. pag. 307.

Erinaceus (inauris) auriculis nullis. Erxleb. Mammal. pag. 173 n. 3.

Der weiße amerikaniſche Igel. Borowsky Naturg. 1. 2. pag. 97. n. 3. Schrebers Säugthiere. pag. 584.

Der ungeöhrte Igel. Zimmermann geogr. Zool. 2. pag. 393. n. 330. D.

*) S. Anmerk. b. D.

lich, daß beide nicht von einander unterſchieden ſind; und denn wäre der Tendrac des Ritters von Linné ungeöhrte Igel (Erin. inauris.) Doch es giebt auch eine Art Igel in Südamerika; und eine genauere Kenntniß von ſelbiger als die iſt, welche man aus den Reiſebeſchreibungen ſchöpfen kann, wird den Zweifel aufklären."

Bankroft ſagt: „Der amerikaniſche Igel iſt Guiana eigen; er hat gegen acht Zoll in der Länge, einen kurzen dicken Kopf, Hals und Schwanz. An dem Kopfe ſind zween Gehörgänge, aber keine Ohren. Die Beine ſind drei bis vier Zoll lang, und jeder Fuß iſt in fünf Zehen getheilet, welche mit langen ſpitzigen krummen Klauen verſehen ſind. Der Rücken und die Seiten des Igels ſind mit kurzen ſteifen aſchfarbigen, ins Gelbliche fallenden Stacheln bedeckt. Der Vordertheil des Kopfs, der Bauch, die Beine und der Schwanz haben ein feines weiches weißliches Haar. Uiber den Augen ſind die Haare kurz und kaſtanienbraun, aber auf dem Rücken und an den Seiten des

Der Malackische Igel. T. CCLIII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

Kopfs ſind ſie länger und dunkler.“ a. a. O.

Der malackiſche Igel *) des Linné iſt von Erxleben zu den Igeln gerechnet worden, Herr Schreber vermuthet aber, dieſes von Seba unter dem Namen des malackiſchen Stachelſchweins beſchriebene Thier ſei ſchlecht abgebildet und mit dem gewöhnlichen Stachelthier einerlei. Es liefert, wie dieſes, einen berühmten Gallenſtein, der ehedem als Arznei unter dem Namen des Stachelſchweinſteins (Lapis hyſtricinus, Lapis malaccenſis porcinus, Piedro del porco) wohl über tauſend Thaler im Werth gehalten ward. Er iſt ungefähr acht Zoll lang. Die Augen groß und

*) Erinaceus malaccenſis auribus pendulis. Linne Syſt. nat. 12. I. 25. n. 3. Müll. I. 368. tab. 19. fig. 2.

Porcus aculeatus, ſeu hiſtrix malaccenſis, Seba Theſ. I. pag. 81. tab. 51. fig. 1. catuli fig. 2.

Erxleben Mammal. pag. 173. n. 4. Blumenb. 72. n. 2. Borowsky. I. 2. pag. 98. n. 4. Gatterer, a. a. O. I. pag. 49. n. 49. Zimmerm. 2. 394. Schrebers Säugthiere. pag. 602.

und lebhaft; die Ohren faſt nackt und hängend. Die Füſſe haben alle fünf Zehen mit kurzen Nägeln, und wenn dieſes gewiß iſt, ſo iſt das Thier von dem Stachelſchweine verſchieden. Die langen Stacheln des Rückens betragen an ſechs Zoll, ſind ſchwarz und weiß oder röthlichbunt, zwiſchen ihnen ſtehen kleinere Borſten. Unten auf dem Leibe ſind kurze rothgelbe Haare. Herr Schreber ſagt von denſelben: " Seba ſtellet (I. Tab. 50. fig. 1.) ein wohlgetroffenes indianiſches Stachelſchwein vor. — Auf dem folgenden Blatte (pag. 81.) kündigt er unter dem Namen: Porcus aculeatus ſ. hyſtrix malaccenſis eine andere, jener ziemlich unähnliche Figur (Tab. 51. fig. 1.) als das wahre Stachelſchwein an, das auf Sumatra, Java, Malakka und in Afrika gefunden werde und den wahren Schweinſtein liefere. Da man weder eine Spur findet, daß er ein dieſer Zeichnung ähnliches Thier ſelbſt beſeſſen, noch in andern Kabineten ein ſolches vorgekommen iſt: ſo ſcheinet mir dieſe Figur nichts weiter als das Geſchöpf eines ungeſchickten Malers zu ſeyn, der damit ein gewöhnliches Stachelſchwein hat ausdrücken wollen; und ich trage ſo lange

Be-

Bedenken, mit dem Herrn Briſſon, von Linné und Erxleben, einen beſondern Hyſtrix oder gar Erinaceus malaccenſis daraus zu machen, bis die Exiſtenz eines ſolchen Thieres außer Zweifel geſetzt iſt.

Zu-

Zuſatz.

Der langöhrigte Igel. 1)

Schrebers Säugthiere Tab. 163.

In neuern Zeiten iſt durch die Reiſenden in den ruſſiſchen Provinzen noch eine Art Igel entdeckt worden, und von dem Herrn

1) Erinaceus auritus. S. G. Gmelin in Nov. Commentar. petropol. (1770.) Tom. XIV. Pars I. pag. 519. tab. XVI.

Erinaceus Sibiricus. Pallas Nov. Commentar. Petrop. Tom. XIV. P. I. pag. 573. tab. 21 fig. 4.

Der langöhrigte Igel. Schreber Säugthiere. pag. 582. n. 2. tab. 163. Zimmermann geogr. Zool. II. pag. 393. n. 329.

Erinaceus Sibiricus langöhrigte Igel. Borowsky Naturg. 2. pag. 95. n. 1. tab. 20. Graumann. Introd. pag. 38. n. 2. Severini pag. 80. n. 2.

der langöhrigte Igel. T. CCLIV.

Büff. N. d. Vierf. T. XIII. T.

Herrn S. G. Gmelin 2) und Herrn Pallas ausführlich beſchrieben.

Der Herr Pallas fand dieſe rette und gar nicht bekannte Igelart einigemal am unterm Jaik von den Falken halb zerriſſen, und erhielt ſie endlich lebendig am 5. September 1769. an dem waldigten Ufer zwiſchen Koſchaſcharof und Budar. Uiberhaupt ſoll er aber in den Gebüſchen der ſüdlichen Wüſteneien ungefähr von dem zwei und fünfzigſten Grade nördlicher Breite am häufigſten ſeyn, und ſcheinet des gemeinen Igels

Le Heriſſon de la Siberie. Erinaceus ſibiricus; Briſſon Regn. anim. I. pag. 28. Spec. 2.

Der großöhrigte Igel. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. pag. 50. n. 50.

Joſch auf Ruſſiſch. Georgi Reiſe. I. p. 160.

D.

2) Corpus ſuperne a baſi capitis usque ad caudam pungentibus aculeis obſitum firmiſſime cuti adnexis, confertiſſimis, ſurſum ſpectantibus, baſi candicantibus, medio obſolete nigris, apice ex flavo colore albis infra incraſſatis, exacte teretibus, ſupra attenuatis acutiſſimis longitudine linearum ſeptem. Inferior corporis ſuperficies piloſa, pilis anterius ad mentum, pectus & ventrem

Igels, der daſelbſt ſelten gefunden wird, Stelle zu vertreten. Es herrſcht die größte Aehn-

albis pauco rubicundo paſſim intermixto, poſterius ante caudam ſordide flavis.

Caput amerius pilis veſtitum, ex albido colore caſtaneis oculis minutis, quorum palpebræ fuſcæ ſunt, iride pallide cærulea, pupilla nigra. Genæ colore capitis anterioris, proxime tamen infra & ſupra oculos paucos minutosque pilos obſervo nigros. Tempora caſtanea. Hoc autem caput terminatur roſtro Erinacei vulgaris ſimillimo mobili, nudo, obtuſo, nigro, medio ſulcato inferne evidentiore.

Nares extremo roſtro, cui adnectuntur, craſſiores, diſtantes, oris revolutis, dentatis, neque & noſtra in ſpecie mandibula ſuperior infra naſum protenditur, inferiorque ab eo fere quatuor lineas diſtat, ut adeo & nunc pateat, diviſionem erinaceorum in ſuillos & caninos, lubrico fundamento niti. Auriculæ inſignes triangulum fere inæquilaterum repræſentantes, obtuſae ad ſitum quidem eundem ac in vulgari ordinatæ, ſed pro mole corporis quam mox dico, longiſſimæ, pollicem quippe cum lineis quatuor, & fere dimidiæ, inferne octo lineas, latæ medio lineis ſex reſpondentes, extremitate ſuperiore vix duabus æquales, baſi ſua pilis denſis ex albo flavis, tanquam lanæ ſpecie obducuntur, uterque eorum latus arterius intus ad finem proceſſu cartilagineo auctum. Margo revolutus ſuperficies ſupina baſi nudiuscula apicem verſus & margini-

Aehnlichkeit zwiſchen ihm und dem gemei-
nen Igel, die ſehr großen Ohren unter-
M 2 ſchei-

ginibus pilis molliſſimis, albido gryſeis incumbentibus tecta; inferior baſi medioque omnino nuda, ſed extremitatem verſus & ad apicem ſimilibus, quos continuo enarravi, pilis munita. Myſtaces capite utrinque adpoſitæ, molles, ex albo nigræ; poſterioribus, longioribus inflexæ, numero inconſtantes. Dentium eſt ſequens ratio; inciſores in utraque maxilla duo, reliquis longiores, cuneati, iis in ſuperiore admodum diſtantibus, dextro ſiniſtro longiore, iis in inferiore vicinioribus dextro iterum longiore, ſibi vero non reſpondent, ſed inciſores ſuperioribus ſubalterni ſunt. Laniarii in maxilla ſuperiore utrinque quinque primo omnium minimo, arcte cum ſecundo, qui antrorſum decumbit adnato, a reliquis diſtante, tertio & quarto erectis et vicinis, quinto rurſus minore, remoto & interius poſito; in maxilla inferiore utrinque tres antrorſum decumbentes, vicini, medio lateralibus longiore Molares in utraque mandibula utrinque quatuor viciniſſimi, e quibus primus maximus ultimusque minimus eſt. Utraeque maxillæ carneo margine nudæ. Palmæ & pedes pentadactyli, corporis inferioris ad inſtar collorati: in his tamen plus flavidioris admiſcetur. Unguiculi rubicundi. Cauda breviſſima, ex albido ſordide flava apice nigra, longitudine quinque linearum. Longitudo totius animalis ab extremo roſtro ad initium caudæ quatuor pollicum & ſeptem linearum. —

Reſpondent magnitudine digiti pedum, ſed ſingulare eſt hoc, quod digitus infimus poſte-

ſcheiden ihn aber ſo ſehr von dieſem, daß es kaum anderer Unterſcheidungszeichen bedarf. Dazu iſt er allezeit etwas kleiner, und das Fell unten an dem Leibe iſt reiner, weicher und netter, als an dem gröberen gemeinen Igel. Sein Gewicht geht nicht über zehen Unzen, und er iſt in allen Stücken

poſterius locetur, ultra tres pollices a vicino remotus. Id quoque adhuc habeo addendum, quod pili, brachia & metacarpum, tibias & metatarſum tegentes ex lucido colore caneſcant, quodque corpus & tarſus nudi, inferius ſordide fuſci obſerventur.

Atque hæc quidem magnitudo conſtans eſt. & conſtans aurium conformatio, ne forte putes enarratum animal varietatem erinacei europæi eſſe. Quin quod hic, in reliqua Ruſſia ſat copioſus, & a me quoque per omne adhuc Woronocenſe gubernium obſervatus, hic Aſtrachaniæ & Zarizyno abhinc plane exulet. Sed noſtro animali iidem tamen mores ſolemnes ſunt, qui vulgari. In eundem ſe irritatum globum torquet, ita ſe defendere tentans, hoc in ſtatu penitus immobile. Incedere cupiens, elongatur pariter, corpus, pedibus inſiſtit, curritque æqua velocitate ſi non majore; eodem denique victu gaudet, eadem ipſi œconomia ſolemnis hyeme in fovea aliquod pollices profunda, absque victu vitam occultam degit. Aſtrachanenſibus pariter domeſticum animal eſt, felium vices ſuſtentat & ab ipſis lacte, quod anhelat, potiſſimum ſuſtentatur. Icon ad naturalem magnitudinem ſtaturamque facta eſt." S. G. Gme. lin. loc. cit.

cken kleiner als der gemeine Igel. Der Rüſſel iſt etwas länger und ſpitzer als an jenem, oben gewölbt, unten zweirinnig, an der Spitze nackt. Die Naſe an der Spitze tief geſpalten, ſchwarz; die Naſenlöcher mondförmig, länglich, am äußeren Rande zurückgebogen, hervorragend und eingekerbt. Die untere Kinnlade iſt viel kürzer und dreieckig. Die Lefzen, ziemlich nackt und fleiſchfarbig, der Rachen bis nach den Augen zu geſpalten; die beiden großen Vorderzähne an jeder Seite ſtehen entfernt, und die obern am mehrſten; die unterſten aber doch auch nicht ſo nahe als am gemeinen Igel. Die Hundszähne unten gehen in eines fort, und an jeder Seite ſind drei von welchen der mittelſte größer iſt. Oben ſtehet ein großer und ein kleiner entfernet von den Schneide- und von den Mahlzähnen an jeder Seite. An beiden Seiten ſind unten vier Backenzähne, von welchen der erſte und letzte geſpalten ſind, die übrigen aber viele Spitzen haben; oben ſind drei größſere Mahlzähne und die Reihe wird an beiden Seiten von zween kleinen geendigt, außer dem kegelförmigen der vorn ſitzt, und den Hundszähnen ähnlich, aber größſer iſt.

Die Barthaare ſtehen der Länge nach in vier Reihen, und die hinterſten von den unterſten reichen weiter als die Ohren. An der untern Lefze ſtehen an beiden Seiten in Reihen drei lange weiße Haare. Auf der Warze an der Kehle, wie auf der über den Augenbraunen ſind zwei Haare, und auf der neben den Mundwinkel eine Borſte.

Die Augen ſind etwas größer als am gemeinen Igel. Der Kreis um die Augen iſt ziemlich nackt und von graubrauner Farbe; und der Rand derſelben ſchwarz; die Regenbogenhaut braungelblich, und die innere Augendecke erſtreckt ſich faſt über die halbe Hornhaut.

Die Ohren ſind ſehr groß, weit, eiförmig, ſchlaff und ziemlich nackt, auswärts graubraun, inwärts mit zarten weißlichen Haaren beſetzt. Der innre Rand iſt etwas zurückgebogen.

Die Glieder ſind etwas länger und dünner als am gemeinen Igel, am Ende faſt nackt, etwas ſchuppig und von graubrauner Farbe. Alle Füſſe haben fünf Zehen. —

Der Schwanz iſt kürzer als am gemeinen Igel braungrau, ziemlich nackt und wie bei den Mäuſen etwas geringelt, an der Wurzel dicker und endigt ſich in eine dünne Spitze. Der ſtachlichte Panzer iſt gewölbt, eiförmig, und die Stacheln erſtrecken ſich bis zum Scheitel. Sie ſind rund, an der dünnen Wurzel zurückgebogen, übrigens grad, braungrau mit einem weißlichen Ringe an der Spitze und nach der Wurzel zu; daher die Farbe beinahe wie am gemeinen Igel iſt. Auf dem Kopfe ſtehen ſteife ſchmuziggraue Haare, die am Rüſſel und um den Augen beinahe braungrau ſind. Unten iſt aber der ganze Leib mit den Beinen und einigermaßen über dem Schwanze mit einem weichen weißen Pelze bedeckt.

Die Länge des ganzen Thieres betrug ſechs Zoll, (bei Gmelin nur vier Zoll ſieben Linien) der Kopf mit dem Rüſſel einen Zoll und zwölftehalb Linien; die Ohren einen Zoll vier Linien, und einen Zoll eine Linie in der Breite; der Schwanz nicht über ſieben Linien. —

Der Magen war beinahe kugelrund, und der Magenmund in der Mitte. Die Gedärme waren von den Pförtner bis zum After beinahe gleich, zween Fuß und zehn

Zoll lang; die Gallenblaſe und die Lungen waren groß. An dem Geribbe waren vierzehn Ribben und ungefähr zwölf Schwanzwirbel.

Der Leib war ſehr fett, und das Rückenfett betrug den fünften Theil des ganzen Gewichts des Thieres, nämlich eine Unze und ſechs Drachmen.

Außerdem iſt an dieſem, wie an dem gemeinen Igel, der beſondere Vorrath von Drüſen, die man ernährende nennen könnte, merkwürdig. Alle Thiere nämlich, die im Winter erſtarren, als das Murmelthier, die Zieſelmaus, die Fledermäuſe, der Siebenſchläfer, und Igel haben nach des Herrn Pallas Beobachtung, unter den Vorderbeinen und am Halſe, breite drüſigte körnigte Körper, die dem Anſehn und Beſchaffenheit nach ſehr ähnlich mit der Bruſtdrüſe, und von dem Fette ſehr verſchieden ſind. Es pflegen zwo unter der Kehle, zwo andere etwas niedriger am Halſe, desgleichen zwo an dem Bruſtbeine, jeder Seite unter den Bruſtmuskeln, in den Armgelenken und auf dem Rücken verbreitet zu ſeyn; oft ſind noch andere an beiden

den Seiten zwiſchen dem Schulterblatte und dem Nacken.

Da andern, ſowohl im Winter als Sommer lebenden und freſſenden Thieren, dieſe Drüſen fehlen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß ſie im Winterſchlaf zur Ernährung und Erhaltung des Körpers dienen. Vielleicht läßt ſich auch daraus der Nutzen der Bruſtdrüſe bei Ungebornen erklären. Bei dieſem langöhrigten Igel betrugen dieſe Drüſen zuſammen ungefähr neun und achtzig Gran. Er liegt alſo eben ſo, wie der gemeine Igel im Winter erſtarret. Herr Pallas verſuchte die Thiere auch durch künſtliche Kälte erſtarren zu machen, und ſolches gelang, nachdem ſie die Nacht darin eingeſchloſſen waren; wobei die Wärme des Igels, bis zu dem 145. Grad des deliſleſchen Wärmenmeſſers fiel, obgleich die äußere Luft auf 125 Grad ſtand. Bei dem Igel pflegt die Wärme im Sommer, nicht über 28 Grad größer als in der Atmoſphäre zu ſeyn, und ſich nach dieſer zu richten. Die Ziſelmaus pflegt im Sommer über 92 Grad warm zu ſeyn, wen ſie aber auch nur mit kaltem Waſſer begoſſen wird, erſtarret ſie und wird bis 115 oder 110 Grad kalt, und ſchläft gewiß im Eiskeller ein.

Bei dieſem Igel, iſt noch ſo wie bei dem gemeinen merkwürdig, daß, da außer dem Aaſe ſeine Nahrung hauptſächlich in Inſekten mit halben und ganzen Flügeldeken beſtehet, die Natur ihn gegen das ſcharfe, blaſenziehende, faſt brennende Salz derſelben ſo geſchützt hat, daß ſie eine Menge dieſer Thiere, ohne Schaden freſſen können, ja daß ſie ihnen die angenehmſte Speiſe darbieten. Die Igel fraßen nämlich über hundert ſo genannte ſpaniſche Fliegen (Melo veſicator.) ohne den geringſten Schaden, da doch wenige derſelben, Hunden und Katzen das heftige Grimmen und wohl den Tod verurſachen. Pall. a. a. O. Gmelin hat es ſchon geſagt, daß dieſe Thiere mauſen, und in Aſtrachan als Hausthiere mit Milch ernähret werde.

Nach Herrn Georgi heißt der langöhrige Igel auf ruſſiſch Joſch, lebt in der berguſinſchen Steppe, und im nertſchinskiſchen Gebirge, woſelbſt er gegen den in den wolgaiſchen Steppen, eine mehr als doppelte, und eine dem europäiſchen ähnliche Größe erhält. O.

C.

der Giraffe. T. CCLV.

Büff. N. d. Vierſ. T XIII. T.

C.

Die Giraffe. a) 1)

Buffon. Suppl. quadr. (Edit. Paris in 12.) Tom. IX. Pl. 31.

(Schreb. Tab. 255. von Büff.)

Die Giraffe iſt eines der vorzüglichſten, ſchönſten und größten Thiere, und zwar zu gleicher Zeit ohne im mindeſten ſchäd-

a) Giraffe. Dies Wort kömmt her von Girnaffa, Siraphato-Zurnaba, dem Namen dieſes Thiers im Arabiſchen, den die Europäer ſchon ſeit mehr als zweihundert Jahren angenommen haben; im Lateiniſchen heißt es Camelopardalis. Plinius entwickelt die Etymologie dieſes Worts auf die Weiſe: Camelorum, ſagt er, aliqua ſimilitudo in aliud transfertur animal, Nabin Æthiopes vocant, collo ſimilem equo, pedibus & cruribus bovi, Camelo capite; albis maculis rutilum colorem diſtinguentibus, unde appellata Camelopardalis: dicta-toris

ſchädlich zu ſeyn, eines der nützlichſten. Die außerordentliche Ungleichheit ſeiner Beine

toris Cæſaris circenſibus ludis primum viſa Romæ; ex eo ſubinde cernitur; aſpectu magis quam feritate conſpicua: quare etiam ovis feræ nomen invenit. Hiſt. nat. lib. VIII. cap. XVIII.

Giraffe, die die Araber Carnapa die Griechen und Lateiner aber Camelopardalis nennen. Belon. Obſ. p. 118. fig ibid.

Camelopardalis. Camelopardalin ſacræ litteræ vocant Zamen. Deuter. 24. ubi Chaldaica translatio habet Deba; Arabica, Saraphah; Perſica, Seraphah; ſeptuaginta Camelopardalin. Hieronymus Camelopardum. Geſner, Hiſt. quadr. 147. fig. p. 149. Ubi legitur, Camelopardalis, icon ex charta quadam nuper impreſſa Norimbergæ. —— Surnapa, nomine altitudine ad ſummum verticem ſupra quinque orgyas, corniculis duobus ferrei coloris, pilo levi & compoſito pulchro; diligenter & probe depictum Conſtantinopoli & in Germaniam transmiſſum, an. 1559.

Camelopardalis. Aldrov. de quad. biſulc. p. 927. fig. p. 932.

Camelopardalis. Jonſton, de quad. p. 202. fig tab. 39. 40. 45.

Camelopardalis. Proſper alpin. Hiſt. Ægypt. Vol. II. p. 236. fig. 4 tab. 14.

Ca-

Beine, wovon die Vorderfüſſe weit länger ſind, wie die Hinterfüſſe, hindert ihn ſehr, ſeine

Camelopardalis. Cervus cornibus ſimpliciſſimis pedibus anticis longiſſimis. Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 66.

B.

1) Camelopardalis. Geſn. quadr. p. 160.

Giraffes beſtes rares & belles. Thevet coſmogr. I. fol. 388. b. fig. fol. 389.

Camelopardalus. Charlet. exerc. pag. 13.

Camelopardalis. Ludolff. Æth. I. c. 10. n. 33. comm. pag. 146.

Camelopardalis. Ray Syn. quadr. pag. 90.

La Giraffe. Lobo. Abiſſ. I. pag. 292.

Cervus cornibus ſimpliciſſimis, pedibus anticis longiſſimis. Linn. Syſt. nat. 2. pag. 49.

Cervus cornibus ſimpliciſſimis; pedibus anticis longiſſimis. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 13. n. 1.

Cervus Camelopardalis. Haſſelquiſt. Act. Upſal. 1750. pag. 15.

Tragus, biſulcorum mixtus. Giraffe. Klein. quadr. pag. 22. vierf. pag. 73.

Cervus cornubus ſimpliciſſimis, pedibus anticis longiſſimis. The Cervus; with the ſimple horns, and the fore-legs very long: the

ſeine ganze Macht zu gebrauchen, ſein Kör-
per hat gar keine rechte Stütze; ſein Gang
iſt

the Camelopardalis. Hill. anim. pag. 576.
tab. 28.

La Giraffe: Giraffa Camelopardalis. Briſſ.
regn. an. pag. 61. n. 1.

Cervus Camelopardalis. Haſſelq. Pelaſt.
p. 282.

Die Giraffe. Hall. vierf. pag. 322.

Gervus (Camelopardalis) cornibus ſimpli-
ciſſimis, pedibus anticis longiſſimis. Linn.
Syſt. nat. 10. I. pag. 66. n. 1.

Camelopard. Dictionn. anim. p. 263.

Kemel-Pardel: Hert met geheel enkele
Hoornen de Voorpeoten by witſtek lang.
Houtt. nat. hiſt. III. pag. 36.

Camelopard. Bom. Dict. I. pag. 388. Edit.
III. Tom. II. pag. 138.

La Giraffe. Buff. Hiſt. nat. XIII. pag. 1.
deutſch. VII. 1. pag. 1.

Cervus (Camelopardalis) cornibus ſimpli-
ciſſimis, pedibus anticis longiſſimis. Linn.
Syſt. nat. 12. I. p. 92. n. 1.

Die Giraffe oder das Cameelparder. Ber-
lin. Samml. I. p. 611.

The Chamelopard. Penn. Syn. quadr.
pag. 10. 12.

Ca-

iſt wankend, und ſeine Bewegungen langſam und gezwungen; er kann weder im Stande der Wildheit vor ſeinen Feinden fliehen, noch im häuslichen ſeinem Herrn Dienſte thun; auch iſt die ganze Gattung ſehr ſelten, und immer in den Wüſten von Aethiopien und einigen andern Provinzen vom ſüdlichen Afrika und Indien eingeſtreut geweſen.

Camello-pardo. Aleſſ. quadr. IV. tab. 199.

Das Kameelparder. Müller Naturſ. I. p. 379.

Cervus (Camelopardalis) cornibus ſimpliciſſimis, pedibus anticis longiſſimis. Erxleb. Mammal. p. 294 1. Friſch. 2. n. 10. Graum. 51. 1. Severini Tent. 41. IV. Valentini Muſ. Muſ. Tom. II. p. 143. Müllers Reiſen. pag. 564. Suyons Oſtind. pag. 115. Dappers Afrika. pag. 25.

La Giraffe. Buffon. quadrup. Edit. in 12. Tom. VI. pag. 26. Suppl. Tom. IX. p. 212. pl. 81.

Die Giraffe. Blumenb. Naturg. (2) p. 121.

Der Kameelparder. Leske Naturg. (2) pag. 221. I. Borowsky I. 3. p. 64. Tab. XXX. A.

Die Giraffe. Der Kameelparder. Zimmermann geogr. Zool. II. p. 125. III. pag. 270.

Kameelparder. Onomat. Hiſt. nat. II. p. 462.

Kameelparder. Neuer Schaupl. der Nat. IV. pag. 360.

Kameelparder. Sparrmann Reiſen p. 531.

D.

ſen. z) Da dieſe Gegenden den Griechen unbekannt waren, ſo erwähnt Ariſtoteles dies Thier nirgends; Plinius aber ſpricht davon, und Oppians b) Beſchreibung davon iſt auf keine Weiſe zweideutig. Das Camelopardel (Camelopardalis) ſagt dieſer Schriftſteller, hat einige Aehnlichkeit mit dem Kameel; ſein Fell iſt getiegert wie das Fell des Panterthiers, und ſein Hals iſt lang wie des Kameels ſeiner; Kopf und Ohren ſind klein, die Füſſe breit, die Beine lang, aber von ſehr ungleicher Höhe, und zwar die Vorderbeine

z) Sein eigentlicher Siz iſt das mittlere Afrika, beſonders gegen Oſten zu, nämlich Aethiopien, die Länder obwärts dem Cap nordöſtlich, woſelbſt man ſchon Ciraffen im acht und zwanzigſten Grade antrifft. — Graf Büffon ſagt zwar, es gäbe auch in Aſien Giraffen (XIII. pag.4.); ich muß aber geſtehen, daß ich bei keinen gültigen Reiſenden irgend etwas davon gefunden hätte. Sonſt ſind ihrer aber auch noch in Nordafrika in Sennar zwiſchen Aethiopien und Agypten. — Zimmermann a. a. O.

Herr Fabricius erwähnt eines Felles dieſes Thieres, welches Lady Strathmore in London aus den innern Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung nach England erhalten hatte. Fabric. Briefe aus London. 1784. pag. 208.

O.

b) Opian. de Venat. lib. 3. pag. 461.

beine weit höher wie die hintern, welche letztere ſehr kurz ſind, und das Hintertheil des Thiers auf die Erde zu ziehen ſcheinen; auf dem Kopf in der Nähe der Ohren hat es zwo Erhöhungen, faſt wie kleine gerade Hörner; übrigens hat er ein Maul wie ein Hirſch, kleine weiße Zähne, glänzende Augen, einen kurzen und am Ende mit ſchwarzen Haaren beſetzten Schwanz.

Nimmt man zu dieſer Beſchreibung des Oppians noch die vom Strabo und Heliodor, ſo kann man ſich eine vollſtändige Vorſtellung von der Giraffe machen. Die Aethiophiſchen Geſandten, ſagt Heliodor, brachten ein Thier mit von der Größe eines Kameels, deſſen Fell mit ſehr lebhaften Flecken und glänzenden Farben gezeichnet war, und deſſen Hintertheile entweder zu niedrig, oder deſſen Vordertheile zu hoch waren; der Schwanz war dünn, ob er gleich an einem ſehr dicken Körper hieng; das Haupt war ſeiner Geſtalt nach dem Kameelkopfe gleich, aber nicht viel größer als ein doppelter Straußenkopf, die Augen ſchienen ſehr verſchieden und mannigfaltig ſchattirt zu ſeyn. Der Gang dieſes Thiers zeichnete ſich von dem Gange aller andern vierfüßigen Thiere aus, die im Gehen ihre Beine kreutz-

weis, das heißt, den rechten Vorderfuß mit dem linken Hinterfuß zugleich aufheben; anſtatt daß die Giraffe einen ordentlichen Paß geht, und beide Vorder- oder Hinterbeine immer zugleich aufhebt; übrigens iſt dies Thier ſo ſanftmüthig, daß man es mit einem kleinen Seile um den Kopf, leiten kann, wohin man will. c) Es giebt in Aethiopien, ſagt Strabo, ein großes Thier, das man Kameelparder nennt, ob es gleich in keinem Stücke dem Panterthier gleicht; denn ſein Fell iſt gar nicht mit demſelben gleich gezeichnet; das Panterthier hat runde, dies Thier aber lange Flecken, die beinahe den Flecken eines Hirſchkalbes oder eines jungen Hirſches, der noch mit Liverei geht, gleichen. Die Hintertheile ſeines Leibes ſind weit niedriger wie die Vordertheile, ſo daß es gegen das Kreuz nicht höher iſt, als ein Ochſe, gegen die Schultern zu aber höher als das Kameel iſt. Wenn man nach dieſem ſeinem wenig verhältnißmäßigem Bau von ſeiner Behendigkeit urtheilen ſoll, ſo muß es nicht ſehr geſchwinde laufen können; übrigens iſt es ein ſanftmüthiges Thier, das keinen Schaden thut, und ſich

nur

c) Heliodore lib. X. B.

nur von Kräutern und Blättern nährt. d) Belon iſt der erſte unter den neuern, der uns in der Folge eine gute Beſchreibung von der Giraffe geliefert hat. „Ich habe, „ſagt er, auf dem Schloſſe zu Cairo das „Thier geſehen, das gemeiniglich dort den „Namen Zurnapa führt, das die Römer „aber in ihrer Sprache Camelopardalis „genannt haben, eine Benennung die aus „Leopard und Kameel zuſammengeſetzt iſt; „denn dieſes Thier iſt wie ein Leopard ge„ſprenkelt, und hat einen langen Schwanz „wie das Kameel; es iſt dabei ein ſehr „ſchönes Thier, äußerſt ſanftmüthig, faſt „wie ein Schaf, und liebenswürdiger wie „jedes andere wilde Thier; ſein Kopf gleicht, „die Größe ausgenommen, faſt dem Kopfe „eines Hirſches; hat aber kleine, ſtumpfe, „ſechs Finger breite lange Hörner, die mit „Haaren bedeckt ſind; als Geſchlechtsunter„ſchied trägt das Männchen längere als das „Weibchen; übrigens haben beide Geſchlech„ter gemeinſchaftlich große Ohren, wie eine „Kuh, ihre Zunge iſt ſchwarz, und gleicht „übrigens einer Ochſenzunge. In dem obern „Kinnbacken haben ſie keine Zähne; der Hals

d) Strabo lib. XVI et XVIII.

„iſt lang, gerade und dünn; die Haare an „der Mähne ſind zart und rund, die Beine „dünn, hoch und hinten ſo niedrig, daß „das Thier zu ſitzen ſcheint; ſeine Füſſe „gleichen den Ochſenfüſſen; ſein Schwanz „hängt ihm bis auf die Kniekehlen, iſt ge- „ründet, und mit dreimal dickeren Haaren „beſetzt, wie ein Pferdeſchwanz; es iſt ſehr „ſchlank um die Mitte des Leibes, ſein Haar „iſt weiß und rothgeblich, in ſeiner Art zu „fliehen gleicht es ebenfalls dem Kameel. „Im Laufen hebt es die Vorderfüſſe zugleich, „es legt ſich mit dem Bauch gegen die Erde „nieder, und hat, wie ein Kameel, auf der „Bruſt und den Schenkeln, harte Schwie- „len; es würde ihm unmöglich ſeyn, ſtehend „auf der Erde zu weiden, ohne ſeine Vor- „derfüſſe ſehr von ſich ſtrecken zu müſſen, „und doch müßte ihm dies noch ſehr ſauer „und ſchwer werden; es iſt daher ſehr glaub- „lich, daß es auf dem Felde nur von den „Zweigen der Bäume lebt, da es überdem „einen ſo langen Hals hat, daß es ihm nicht „ſauer werden kann, mit dem Kopf die Höhe „einer halben Pique zu erreichen.“ e)

Des

e) Obſervations de Belon, feuillet 118. recto et verſo. V.

Des Gillius Beſchreibung ſcheint mir indeſſen noch vorzüglicher zu ſeyn, als Belons ſeine. „Ich habe, (ſagt Gillius im „eilften Hauptſtücke) drei Giraffen zu Cairo „geſehen, ſie haben vorne auf der Stirne „zwei ungefähr ſechs Zoll lange Hörner, auf „der Mitte derſelben eine Erhöhung von „etwa zwei Zoll, die faſt wie ein drit„tes Horn ausſieht; wenn dies Thier den „Kopf aufrecht hält, iſt es ſechszehn Fuß „hoch, der Hals allein hält ſieben Fuß, „vom äußerſten Ende des Schwanzes bis „zur Spitze der Naſe hat es zwei und zwan„zig Fuß, die Vorder- und Hinterfüſſe ſind „beinahe von gleicher Höhe, aber die Vor„derſchenkel ſind ſo lang im Vergleich der „hintern, daß der Rücken des Thiers ſchrä„ge wie ein Dach zu liegen ſcheint; der „ganze Körper iſt mit großen falben, faſt „viereckigten Flecken gezeichnet. Es hat „einen geſpaltenen Fuß wie der Ochſe, eine „vorſtehende Oberlippe, einen dünnen und „am Ende haarigten Schwanz; es kaut „wieder wie der Ochſe, frißt Gras wie er, „und trägt wie das Pferd ſeine Mähne von „der Spitze des Haupts bis zum Rücken; „wenn es geht, ſcheint es nicht nur mit „den Beinen, ſondern auch von den Seiten

„rechts und links zu hinken; und wenn es „auf der Erde weiden, oder trinken will, „ſo muß es die Vorderbeine ungemein weit „auseinander ſetzen.“

Gesner legt dem Belon die Behauptung bei, daß die Giraffe ihre Hörner abwerfe wie der Damhirſch. f) Ich muß geſtehen, dieſe Behauptung im Belon nicht gefunden zu haben. Man ſieht deutlich, daß er in dieſer Stelle nichts ſagt, als daß die Hörner der Giraffe mit Haaren bedeckt ſind; ſonſt ſpricht er von dieſem Thiere nur in einer andern Stelle g) bei Gelegenheit des Damhirſches Avis, wo er ſagt: „die Giraffe „hat einen weißen Grund, nicht mit roth„gelben Flecken geſprenkelt wie der Avis, „ſondern mit braunen.“ Dieſer Umſtand indeſſen, den ich ſonſt nirgends gefunden habe, müßte ſehr wichtig zur Beſtimmung der Natur der Giraffe ſeyn; denn wirft ſie ihre Hörner ab, ſo gehört ſie zum Hirſch; thut ſie's aber nicht, zum Ochſen- oder Ziegengeſchlecht; ohne dieſe genaue Kenntniß aber

f) Giraffis et Damis cornua cadunt; Belonius Gesner Hiſt. quadr. pag. 148.

g) Obſervations de Belon, feuillet 120. recto.

aber kann man nicht mit unſern Namenſammlern für gewiß behaupten, daß die Giraffe zum Hirſchgeſchlechte gehöre; man muß daher ſehr erſtaunen, daß Haſſelquiſt, neulich eine ſehr lange aber äußerſt trockne Beſchreibung von dieſem Thiere gegeben, uns hierüber ganz in Unwiſſenheit läßt; und daß er, nachdem er hundert kleine Merkmale fein methodiſch, das heißt ſchulmäßig auf einander gehäuft, nicht ein Wort von der Beſchaffenheit der Hörner ſagt, und es nicht für gut befindet, uns wiſſen zu laſſen, ob ſie dicht oder hohl ſind, ob ſie abfallen oder nicht; mit einem Worte, Geweihe oder Hörner ſind. Ich führe hier Haſſelquiſts h) Be-

h) Cervus Camelopardalis. Caput prominens; labium ſuperius craſſum, inferius tenue, nares oblongae, amplae, pili rigidi, ſparſi in utroque labio anterius et ad latera; ſupercilia rigida, diſtinctiſſima, ſerie una compoſita. Oculi ad latera capitis, vertici quam roſtro ut et fronti quam collo propriores. Dentes, lingua, cornua ſimpliciſſima, cylindrica, breviſſima, baſi craſſa in vertice captis ſita, piloſa baſi, pilis longiſſimis rigidis tecta, apice pilis longioribus erectis rigidiſſimis, apicem longitudine ſuperantibus cincta. Apex cornuum in medio horum pilorum obtuſus nudus. Eminentia in fronte, infra cornua, inferius ablonga humilior, ſuperius elevatior, ſubrotunde, poſtice parum depreſſa, inaequalis. Auricula ad latera

Beſchreibung nicht eben wegen ihres Nutzens, ſondern wegen ihrer Sonderbarkeit an, und wünſchte

tera capitis infra cornua pone illa poſita. Collum erectum compreſſum, longiſſimum, verſus caput anguſtiſſimum, inferius latiusculum. Grura cylindrica anterioribus plus quam dimidio longioribus, Tuberculum craſſum durum in genu flexum. Ungues biſulci ungulati. Pili breviſſimi univerſum corpus, caput et pedes tegunt. Linea pilis rigidis longioribus per dorſum a capite ad caudam extenſa. Cauda teres, lumborum dimidia longitudine, non jubata. Color totius corporis ad pedum ex maculis fuſcis et ferrugineis variegatum. Maculae palmari longitudine, figura irregulari, in vivo animali ex lucidiori et obſcuriore variantes. Magnitudo cameli minoris, longitudo totius a labio ſuperiore ad finem dorſi ſpith. 24. Longitudo ſpith. 4. Colli ſpith. 9 — ad 10, pedum anter. ſpith. 12 ad 13, poſter. ſpith. 7 — ad 8, — longit. cornuum vix ſpithamalis. Spatium inter cornua ſpith. ½ longit. pilorum in dorſo poll. 3. latitud. capitis juxta tuberculum, vel eminentiam ſpith. ½, prope maxillam ſpith. 2. — colli utrinque prope caput ſpith. 2, — in medio ſpith. ½ ad baſin ſpith. 2 ad 3 — latitud. Lat. abd. anterius ſpith. 4, poſter. ſpith. 6 ad 7. Craſſities pallis ut corii cervi vulgaris. . . . Deſcriptio antecedens juxta pellem animalis factum; animal vero nondum vidi. Haſſelquiſts 2) Reiſen. Roſtock, 1762. pag. 282.

2) Haſſelquiſt ſagt doch ausdrücklich, er habe das Thier noch nicht ſelbſt, ſondern nur das Fell geſehen, und dieſes iſt ziemlich gut beſchrie-

wünſchte zu gleicher Zeit, die Reiſenden be- wegen zu können, lieber mit eigenen Augen zu ſehen, und dieſe nicht für die Brille an- derer Leute zu vertauſchen. Es kann gar nicht ſchaden, ſie gegen ein ſolches Verhal- ten ernſtlich zu bewahren, bei dem man ſich ſo gerne des Denkens und Selbſtforſchens überhebt, und ſich noch dabei um ſo viel weiſer glaubt, je weniger man es iſt. Sind wir denn in der That nun weiter gekommen, da wir ein ſolches Regiſter der kleinſten Zweideutigkeiten unnützer Merkmale mit

ſchrieben. Da er es Cervus 1. Linnei nennt, ſo hatte er aber auch nicht nöthig hinzuzuſetzen, daß die Hörner dicht wären, weil das Merk- mal der Hirſchgattung nach Linne mit darin beſtehet; Cornua ſolita, Dentes primores infe- riores octo. — Dieſes hat ſich auch durch nach- herige Beobachtungen beſtätiget; eben ſo, daß nur unten acht, oben aber gar keine Vorder- zähne bei der Giraffe, ſo wie am Hirſche ſind. Wir laſſen es doch dahin geſtellet, ob andere Syſtematiker mit mehrerem Recht eine beſon- dere Gattung daraus gemacht haben. Wenig- ſtens iſt es mehr als die übrigen Arten, (der Damhirſch, Elenn, Rennthier u. ſ. w.) von den gemeinen Hirſchen unterſchieden. Allein ein jeder ſiehet, daß Haſſelquiſt hier zu hart und unhöflich behandelt iſt, da er doch wirk- lich durch ſeinen Eifer zur Aufnahme der Naturgeſchichte berühmt iſt. Allein er war ein Schüler von Linne, und Graf Büffon war gegen beide unbillig.

D.

äußerſter Langeweile durchgeleſen haben? Geben uns nicht die eben angeführten Beſchreibungen, der alten und neuen, von dem Thier, wovon hier die Rede iſt, eine ſinnlichere Vorſtellung, und weit beſtimmtere Ideen? dazu ſind die Abbildungen nur die kleinen Züge in der Beſchreibung auszufüllen, und der Text muß ſich nur über die großen ausbreiten: mit einem Blicke auf eine ſolche Figur, läßt ſich mehr faſſen, als aus einer ſolchen ganzen Beſchreibung, die gewöhnlich um ſo viel dunkler wird, je genauer ſie iſt, vorzüglich wenn ſie von keiner Figur begleitet wird, die allein im Stande iſt, eine Hauptidee von einem Gegenſtande mitten unter allen dieſen kleinen veränderlichen Zügen und Bildern, die mehr das Ganze verdunkeln, als getreu darſtellen, in uns aufrecht zu erhalten.

Uns iſt in dem Jahre (1746) eine Abbildung und Nachricht von der Giraffe bei der Akademie der Wiſſenſchaften eingeliefert worden, die verſichern will, daß dies Thier, das man nur in Aethiopien einheimiſch glaubt, i) ſich auch in den benachbarten

i) Die Giraffe findet ſich nirgends als in Aethiopien; ich habe zwo derſelben in dem königlichen

barten Gegenden des Vorgebirges der guten Hoffnung finde; wir hätten wohl gewünſcht, daß der Riß ein wenig beſſer gezeichnet geweſen wäre, ſo aber iſt er nichts als eine unförmliche und unbrauchbare Sudelei. Da die Nachricht zugleich eine Art von Beſchreibung enthält, haben wir für gut befunden, ſie hier abdrucken zu laſſen.

„Im Jahr 1762 fand man auf einer „Reiſe an die zweihundert Meilen in die „nördlichen Gegenden vom Vorgebürge der „guten Hoffnung hinein, das Kameelparder, „deſſen Zeichnung hier beigelegt iſt. Sein „Leib gleicht einem Ochſen, Kopf und Hals „aber dem Pferde. Alle, die man ange„troffen, waren weiß mit braunen Flecken.

„Es

chen Palaſt geſehen, die man zahm gemacht hatte; ich bemerkte, daß, wenn ſie trinken wollten, und man ihnen Waſſer oder Milch darbot, ſie die Beine ſehr weit auseinander ſetzen mußten, um es zu erreichen, ſonſt würden ſie, da ſie vorne ſehr hoch ſind, nicht trinken können, obgleich ſie einen ſehr langen Hals haben. Ich habe es mit eigenen Augen geſehen, was ich hier erzähle. Relation de Thevenot. pag. 10. de la ſcript des animaux &c. de Coſmar le ſolitaire.

„Es hat zwei, einen Fuß lange Hörner, „und geſpaltene Klauen. Die beiden, die „man geſchoſſen, und deren Fell nach Eu„ropa geſchickt worden, hat man auf dieſe „Weiſe ausgemeſſen: der Kopf war ein Fuß „acht Zoll lang; die Höhe des Thiers von „der äußerſten Spitze des Fuſſes bis zum „Wiederriſſe hielt zehn Fuß; vom Wieder„riſſe bis zum Scheitel ſieben, im Ganzen „alſo ſiebenzehn Fuß; hernach beträgt die „Länge vom Wiederriſſe bis zu den Lenden „fünf Fuß und ſechs Zoll; von den Lenden „bis zum Schwanz einen Fuß und ſechs „Zoll — ſo daß die Länge des ganzen Kör„pers ſieben Fuß, die Höhe aber von den „Hinterfüſſen bis zu den Lenden acht Fuß „ſechs Zoll ausmacht; des wenigen Ver„hältniſſes ſeiner Länge und Höhe wegen, „ſcheint dies Thier zu keiner Dienſtleiſtung „fähig zu ſeyn; es nährt ſich übrigens von „den Blättern der höchſten Bäume; und „wenn es trinken, oder etwas von der Er„de aufnehmen will, muß es ſich auf die „Knien werfen."

Ich habe bei genauer Uiberſicht gefunen, daß die Reiſenden in den Nachrichten, die ſie uns von der Giraffe geben, ſehr übereinſtimmen; ſie geben alle zu, daß ſie

in ihrer natürlichen Stellung nämlich auf vier Füſſen ſtehend mit dem Kopf ſechszehn oder ſiebenzehn Fuß hoch k) reichen kann; daß die Vorderbeine noch einmal ſo hoch, als die Hinterbeine ſind, ſo, daß ſie, wenn ſie auf ihrem Hintertheile ſitzt, völlig aufrecht zu ſeyn ſcheint. l) Sie geſtehen auch,

daß

k) Proſper Alpin iſt der einzige, der eine andere Vorſtellung von dieſem Thiere zu geben ſcheint, indem er es mit einem kleinen Pferde vergleicht. Anno 1581 Alexandriae vidimus Camelopardalem quem Arabes Zurnap et noſtri Giraffam appellant; haec equum parvum elegantiſſimumque repreſentare videtur, pag. 236. Allem Vermuthen nach war die Giraffe, die Proſper Alpin ſah, nur noch eine ganz junge, und bei weitem noch nicht ausgewachſen; ſie iſt mit der von einer Art, deren Fell Haſſelquiſt beſchrieben, und die er in Rückſicht der Größe mit einem kleinen Kameel vergleicht.

V.

l) Die Vorderfüſſe der Giraffe ſind um die Hälfte höher wie die Hinterfüſſe, anbei iſt ihr Körper hager, gerade und lang; dies macht ſie ſehr erhaben und hoch; ihr Haupt gleicht dem Hirſchkopfe, außer daß ihre kleinen ſtumpfen Hörner nur einen halben Fuß lang ſind; Ihre Ohren ſind ſo groß wie Kuhohren; anbei hat ſie keine Zähne vor den Backenzähnen; ihre Mähnenhaare ſind rund und zart, die Beine dünn, wie Hirſchbeine, die Füſſe aber gleichen den Stierfüſſen; der ganze Leib iſt ſehr ſchmal, und in der Farbe gleicht er dem

Fuchſe;

daß dies Mißverhältniß ſie am ſchnellen Laufen hindern muß; daß ſie ferner ſehr ſanftmüthig iſt, und ſich wohl in Rückſicht dieſer als aller andern natürlichen Gewohnheiten ſelbſt in der Bildung des Körpers, mehr der Geſtalt und Natur des Kameels als irgend eines andern Thiers nähert; daß ſie zu den wiederkäuenden Thieren gehört, und daher wie dieſe keine Schneidezähne in der obern Kinnlade hat; und aus dem, was mehrere unter ihnen bezeugen, ſieht man endlich, daß ſie eben ſowohl im ſüdlichen Afrika m) als in Aſien angetroffen wird.

Aus

Fuchſe; Uibrigens aber hat dieſes Thier in ſeiner ganzen Art ſich zu betragen viel Aehnlichkeit mit dem Kameel. Voyage de Villamont. Lyon 1620. pag. 688. — Ich habe zwei Giraffen auf dem Schloſſe zu Cairo geſehen, ſie haben einen größern Hals wie das Kameel, tragen zwei Hörner, jedes einen halben Fuß lang auf dem Kopfe, und ein kleines an der Stirne; die beiden Vorderbeine ſind groß und hoch, die Hinterbeine aber kurz. Coſmographie du Levant, par Thevet, Lyon, 1554. pag. 142.

m) Auf der Inſel Zanzibar und Madagaſcar giebt es eine Thierart, Graffe oder Giraffe genannt, die einen ſehr langen Hals hat, der beinahe anderthalb Klafter beträgt, und deren

Vor-

Aus allem dieſem erhellet, daß die Giraffe zu einer einzigen und von jeder andern verſchiedenen Art gehört; näherte ſie ſich noch irgend einem andern Thiere, ſo möchte dies eher das Kameel, als dem Hirſch oder Ochſe ſeyn; wahr iſt es, ſie hat zwei kleine Hörner, das Kameel aber nicht; ſie hat aber doch in andern Stücken ſo viel Aehnlichkeit mit dieſem Thiere, daß ich mich gar nicht wundere, wenn einige Reiſende es ſelbſt das indiſche Kameel nennen. Von welchem Stoffe ſonſt die Hörner der Giraffe ſind, kann man nicht beſtimmen, folglich auch nicht, ob ſie ſich in Rückſicht derer mehr den Hirſchen oder Ochſen nähert; vielleicht ſind die ihrigen weder Hirſchgeweihe, noch hohl wie die Ochſen- oder Ziegenhörner, vielleicht beſtehen ſie gar wie die Hörner des Rhinoceros aus dicht zuſammen vereinigten

Vorderbeine weit länger ſind, wie die Hinterbeine; übrigens hat ſie einen kleinen und wie der Körper mit verſchiedenen Farben geſprenkelten Kopf, iſt ſehr ſanftmüthig und zahm, und kömmt keinem zu nahe. Deſcription des Indes Orientales par Marc. Paul. Paris 1556. Liv. III. p. 116. Giraffe animal adeo ſilvaticum ut raro videri poſſit. . . homines videns in fugam vertitur tametſi non ſit multae velocitatis. Leo Afric. Deſcript. Afr. vol. II. pag. 745.

nigten Haaren; oder haben auch ein ganz eigenes Gewebe und Grundſtoff. Was die Syſtematiker bewogen hat, ſie unter das Hirſchgeſchlecht aufzunehmen, iſt meiner Meinung nach erſtens die von Gesner falſch n) angeführte Stelle aus dem Belon, die in der That entſcheiden könnte, wenn ſie ächt wäre. Zweitens, hat man vielleicht die Reiſenden oder Schriftſteller, wenn ſie von dem Haar dieser Hörner redeten, mißverſtanden, oder gedeutet; man hat nämlich geglaubt, ſie hätten ſagen wollen, die Hörner der Giraffe wären haarig wie die jungen Geweihe der Hirſche, und daraus den Schluß gemacht, ſie wären von eben derſelben Natur und Beſchaffenheit, aber man ſieht im Gegentheil aus den hierüber zitirten Anmerkungen, daß die Hörner der Giraffe blos mit großen hervorſtehenden groben Haaren umringt, aber nicht mit einem Pflaum oder einer Art Sammet bekleidet ſind, wie die jungen Hirſchgeweihe; und eben dies macht es wahrſcheinlich, daß ſie faſt wie die Hörner des Nashorns aus dicht vereinigten Haaren zuſammengeſetzt ſind, ihr ſtumpfes Ende begünſtigt dieſe Vorſtellung auch noch. Giebt man fer-

n) Gesner, Hiſt. quad. pag. 148. Linea. penultima. B.

ferner darauf acht, daß bei allen Thieren, die Geweihe ſtatt der Hörner tragen, (wie z. B. das Elend- das Rennthier, der Hirſch, der Dammhirſch und der Rehbock) dieſe Geweihe ſich in Zweige oder Aeſte theilen, und daß im Gegentheil die Hörner der Giraffe einfach ſind, und nur eine Stange haben, ſo wird man ſich leicht überzeugen, daß ſie nicht mit jenen einerlei Natur und Einrichtung haben können, widrigenfalls hätte das Geſetz der Aehnlichkeit hierunter ſehr leiden müſſen; auch die kleine Erhöhung mitten auf dem Kopfe, die nach der Ausſage der Reiſenden ein drittes Horn zu ſeyn ſcheint, unterſtützt dieſe Meinung; die beiden andern, die auch nicht ſcharf ſondern am Ende ſtumpf ſind, ſind vielleicht nichts als ähnliche, nur etwas mehr getriebene Erhöhungen wie die erſte. Die Weibchen, ſagen die Reiſenden ferner, haben Hörner wie die Männchen, nur ſind ſie etwas kleiner; wenn die Giraffe vom Hirſchgeſchlecht wäre, würde auch hier das Geſetz der Analogie mit ſich ſelbſt in Widerſpruch kommen, weil bei allen andern Thieren dieſer Art, das Weibchen des Rennthiers ausgenommen, ein Geweih hat, und von dieſer Naturerſcheinung haben wir ſchon den Grund an-

gegeben. 3) Auf der andern Seite aber, da die Giraffe, wegen der übermäßigen Höhe ihrer Beine, nur mit der größten Schwierigkeit Gras eſſen kann, und ſich daher hauptſächlich, ja faſt einzig und allein von Blättern und Baumknoſpen nähren muß, hat man auch wieder Recht anzunehmen, daß die Hörner, die offenbar nichts als ein überflüßiger von der organiſchen Nahrung herrührender Auswuchs ſind, von dieſer Nahrung weſentliche Spuren an ſich tragen, und daher von einer dem Holz oder dem Hirſchgeweihe ähnlichen Subſtanz ſeyn müſſen. Die Zeit vielleicht wird eine von dieſen Muthmaſſungen beſtätigen. Ein Wort mehr hierüber in der ſonſt ſo pünktlich genauen Reiſebeſchreibung des Haſſelquiſt würde allen dieſen zweifelhaften Vermuthungen Grenzen geſetzt, und das Geſchlecht dieſes Thieres ganz beſtimmt angegeben haben. 4) Aber

3) Man ſehe Theil III. pag. 62. Th. X. pag. 222 und pag. 299. Es iſt aber nur eine unerwieſene Hypotheſe, daß die nahrhaften Flechten (Lichen Rangiferi) auch bei den weiblichen Rennthieren die Hörner hervorbrächten. D.

4) Ohne dieſen abermaligen Angrif zu rügen, wollen wir blos die Beſtätigung in dem Anhange leſen, daß die Geweihe der Giraffe wirklich dichte ſind, und keinen Hornüberzug über Knochen haben, wie die Ochſen, Ziegen u. dgl. L.

Aber Schulknaben, die nichts als die Leier ihres Lehrers im Kopfe oder vielmehr in der Taſche haben, müſſen durchaus Fehler machen, Verſehen begehen, und müſſen durchaus weſentliche Beſtimmungen übergehen, weil ſie auf den Beobachtungsgeiſt, der ſie doch in allem leiten ſollte, Verzicht thun, und nur alles nach einer fehlerhaften und willkührlichen Methode ſehen, die ſie hindert über die Natur und Verhältniſſe der Gegenſtände die ſie antreffen, und wovon ſie dann auch die Beſchreibung getreulich nach ihren elenden Modell ſtutzen, nachzudenken. Wie in der würklichen Welt alles verſchieden iſt, ſo muß auch alles verſchieden behandelt werden. Ein großer wohlgefaßter Charakter entſcheidet oft mehr und lehrt uns mehr von einem Gegenſtande kennen, als tauſend kleine Angaben: die aber durch ihre große Anzahl zweideutig, allgemein, und folglich überflüſſig, wenn auch juſt nicht der wahren Kenntniß der Natur ſchädlich werden müſſen, der Natur, die mit Formeln ihre Kurzweil treibt, allen Methoden entſchlüpft, und nur durchs unmittelbare Auge des Geiſtes geſehen, und vom Genieblick gefaßt ſeyn will.

Anhang.

zur Giraffe.*)

Wir liefern hier (ſ. das 31. Kupferblatt) die Abbildung von der Giraffe, nach einem Riß, der uns vom Vorgebirge der guten Hoffnung zugeſchickt worden, und den wir in einigen Stücken nach den Nachrichten des Chevalier Brüce berichtigt haben, und wir liefern auch (Fig. 32.) eine Abbildung von den Hörnern dieſes Thiers; wir wiſſen aber noch nicht gewiß, ob dieſe Hörner beſtändig und bleibend ſind, wie die Ochſen- Gemſen- und Ziegen- oder wenn man will, auch die Rhinoceroshörner, oder ob ſie ſich alle Jahr verneuern wie die Geweihe der Hirſche, ob ſie gleich mit dieſen leztern von einerlei Stoff zu ſeyn ſcheinen; es ſcheint ferner, daß ſie während der erſten Lebensjahre des Thiers wachſen, ohne doch jemals eine beträchtliche Höhe zu erreichen, indem die längſten, die man geſehen, nicht über zwölf oder dreizehn Zoll, die gewöhnlichen aber nur ſechs bis acht lang ſind, wie die

auf

auf der dritten Figur des 32. Blattes. Der berühmte Herr Allamand, Profeſſor zu Leiden, iſt es, dem ich dieſe genaue Kenntniß der Hörner zu verdanken habe. Ich theile hier einen Auszug aus dem Brief mit, den er den 31ſten Oktober 1766. an den Herrn Daubenton, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, geſchrieben.

„Ich habe die Ehre Ihnen die Nach-
„richt zu geben, daß ich einen jungen
„Giraffen ausgeſtopft habe, und Sie ſo-
„wohl als Herr von Büffon ſcheinen ſehr
„begierig, die Natur ſeiner Hörner kennen
„zu lernen; dies hat mich bewogen, ein
„Horn abſchneiden zu laſſen, welches ich
„Ihnen hiemit ſchicke, um Ihnen eine
„rechte Idee davon zu geben. Sie wer-
„den ſehen, daß dieſer Giraffe noch ſehr
„jung geweſen. Der Gouverneur des
„Vorgebirges, von dem ich ihn erhalten,
„ſchrieb mir, daß er neben ſeiner Mutter
„liegend geſchoſſen worden; ſeine Höhe
„iſt in der That nur ungefähr ſechs Fuß,
„folglich ſind ſeine Hörner nur kurz, und
„zwar nicht viel größer als zwei und ei-
„nen halben Zoll. Sie ſind ganz und
„gar mit einem ziemlich haarigten Fell
„verſehen, und die Haare auf der Spitze

„ ſind weit größer als die andern, und
„ bilden einen Büſchel, der über das Horn
„ hervorſteht. Die Baſis dieſer Hörner
„ iſt über einen Zoll weit, und macht
„ auch einen ſtumpfen Kegel. Um zu er-
„ fahren ob das Horn hohl oder dicht, ein
„ würkliches Horn oder Geweih wäre, ließ
„ ichs der Länge nach zugleich mit einem
„ Stücke von der Hirnſchale, woran es
„ hieng, durchſägen; und fand es dicht,
„ nur noch ein wenig ſchwammigt, weil
„ es noch nicht ſeine ganze Konſiſtenz er-
„ halten hatte. Seinem Gewebe nach
„ ſcheint es nicht aus Haarbüſcheln, wie
„ das Rinoceroshorn, zu beſtehen, und
„ mehr dem Ochſen- und Hirſchhorn, als
„ irgend einem andern, zu gleichen. Ich
„ würde ſelbſt behaupten, daß ſeine Sub-
„ ſtanz davon nicht verſchieden wäre, wenn
„ ich nur gewiß ſeyn könnte, daß ein Horn,
„ welches man mir vor einigen Tagen für
„ ein Giraffehorn ausgegeben, und unter
„ dieſem Namen auch zugeſchickt hat, würk-
„ lich ein ſolches Horn ſey; es iſt gerade,
„ einen halben Fuß lang, und ſehr ſpitz,
„ man ſieht auch noch einige Spuren vom
„ Fell, womit es bedeckt geweſen, und es
„ unterſcheidet ſich nur durch ſeine Geſtalt
„ vom Hirſchgeweih. Wenn dieſe Bemer-
kungen

„ kungen Sie nicht befriedigen, will ich „ Ihnen mit vielem Vergnügen die beiden „ Hörner ſchicken, damit Sie ſelbige mit „ dem Herrn von Büffon unterſuchen kön„ nen. Ich muß auch noch in Rückſicht „ dieſes Thiers anführen, daß man mei„ ner Meinung nach den Unterſchied zwi„ ſchen der Länge ſeiner Vorder- und Hin„ terbeine ſehr vergrößert, bei meinem „ jungen Giraffen fällt dieſer Unterſchied „ wenig in die Augen.“

Die Abbildung nun, die wir hier liefern, iſt nach dieſen vom Herrn Allamand uns zugeſchickten Hörnern gemacht. (Siehe Figur. 32)

Aber noch aus dieſen Hörnern oder Geweihen, die ſowohl das Männchen als das Weibchen der Giraffe auf dem Kopf trägt, befindet ſich auf der Mitte des Kopfes faſt genau zwiſchen den Naſelöchern und Augen ein merkwürdiger Auswuchs, der dem Anſehen nach ein Knochen mit einem weichen Fell mit ſchwarzen ſehr weichen Haaren beſetzt, iſt. Dieſe knochichte Erhöhung iſt über drei Zoll lang, und gegen die Stirne zu gebeugt, ſo daß ſie mit dem Naſenbein einen ſehr ſcharfen Winkel macht.

Dieſes Thier iſt von einer hellröthlichen Farbe, und die Flecken deſſelben machen gewöhnlich eine Rohmboidalfigur.

Durch die genaue Beſichtigung dieſer harten und den Hirſchgeweihen am innern Stoffe ähnlichen Hörnern, wird es indeß ſehr wahrſcheinlich, daß man die Giraffe ins Hirſchgeſchlecht ſetzen kann, und dieſes würde gar keinen Zweifel leiden, wenn man gewiß wüßte, daß ihre Hörner alle Jahr abfielen: aber entſchieden iſt es, daß man ſie von dem Geſchlecht der Ochſen und der übrigen Thiere, die ſolche Hörner haben, trennen müſſe. Wir wollen unterdeſſen dies ſchöne und große Thier als zu einer eigenen und einzigen Gattung gehörend, anſehen; und dies verträgt ſich auch gar wohl mit der ſonſtigen Weiſe der Natur, die in den großen Gattungen ihre Geſchöpfe nicht gerne vervielfältigt, dann der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, und vielleicht auch die Giraffe machen jedes für ſich einzelne Gattungen aus, die keine Nebenarten haben; ein Vorrecht, daß der Größe dieſer Thiere, woran ſie alle andere ſo weit übertreffen, zuzukommen ſcheint.

In einem Briefe, den ich von Holland empfangen, und deſſen Unterſchrift ich nicht leſen kann, hat man mir die Beſchreibung und Ausmeſſungen einer Giraffe zugeſchickt, die ich hier einrücken will.

„Die Giraffe iſt das ſchönſte und ſeltenſte Thier, das Afrika hervorbringt; „es iſt von der Spitze des Kopfes bis „zum Schwanz fünf und zwanzig Fuß „lang. Man hat ihm den Namen Kameelparder gegeben, weil er in der Geſtalt ſeines Kopfes und die Länge ſeines „Schwanzes einige Aehnlichkeit mit dem „Kameel hat; ſein Fell aber dem Panterfell in Rückſicht der regelmäßig vertheilten Flecken gleicht. Man findet „ſie ſchon fünf und zwanzig Meilen vom „Vorgeb rge der guten Hoffnung, gewöhnlicher aber noch tiefer ins Land „hinein. Dies Thier hat Hirſchzähne; „ſeine Hörner ſind einen Fuß lang, gerade einen Arm dick, mit Haaren beſetzt, und am Ende wie abgeſtumpft. „Der Hals macht wenigſtens die halbe „Länge des Körpers aus, der ſonſt in „Anſehung ſeiner Bildung mit dem Pferde viele Aehnlichkeit hat. Auch der „Schwanz iſt in den übrigen Stücken

„ dem Pferdeſchwanz ſehr ähnlich, nur
„ daß er nicht ſo ſtark mit Haaren be-
„ ſetzt iſt. Die Beine gleichen den Hirſch-
„ beinen außerordentlich, die Füſſe haben
„ ſehr ſchwarze ſtumpfe, und geſpaltene
„ Hufe. Wenn das Thier ſpringt, hebt
„ es erſt die Hinterbeine auf, faſt wie
„ ein Pferd dem man die Vorderbeine zu-
„ ſammengebunden hat. Es läuft ſchlecht
„ und unſchicklich, läßt ſich auch im Lau-
„ fen ſehr leicht einholen. Es hält den
„ Kopf immer ſehr hoch, und ernährt ſich
„ von Baumblättern, weil es auf der
„ Erde ſeiner außerordentlichen Höhe we-
„ gen nicht weiden kann. Selbſt um zu
„ trinken, muß es ſich auf die Kniee le-
„ gen. Die Weibchen haben gewöhnlich
„ ein weit helleres Rothfalb, die Männ-
„ chen aber ſind braunrothfalb. Es giebt
„ auch weißliche mit braunen oder ſchwar-
„ zen Flecken. Hier iſt das Maß von
„ einem dieſer Thiere, deſſen Fell nach
„ Europa gekommen iſt.

Länge des Kopfs . .	1 Fuß	8 Zoll	; Lin.
Höhe vom Vorderfuß bis zum Widerriß . .	10	—	—
Höhe vom Wiederriß bis zum Kopf . .	7	—	—

Länge

Länge vom Wiederriß bis zu den Lenden	5 Fuß	6 Zoll	—
Länge von den Lenden bis zum Schwanz	1 —	6 —	—
Höhe von den Hinterfüſſen bis zu den Lenden	8 —	5 —	—

Ich hatte dieſe Abhandlung über die Giraffe ſchon in die Druckerei geſchickt, da ich den 23. Jul. 1775. die ſchöne Ausgabe, die Herr Schneider von meinem Buche beſorgt, empfieng, in welcher ich zum erſtenmal die ſchönen Beiträge des Herrn Allamand zu Geſichte bekam; ich kann jetzt alſo nichts beſſeres thun, als alles das hier einrücken, was Herr Schneider und Allamand im 13. Bande auf der 17ten Seite der Naturgeſchichte (nach der holländiſchen Ausgabe) über dieſes Thier ſagen. 5) Herr

Herr

5) Bei dem Auszug dieſer Beſchreibung führt Herr Sparrmann doch noch manches merkwürdige an, das man hier nich findet, deßfalls ich des Herrn Sparrmanns Nachricht hier beifügen will. Er ſagt: Der Cameelpardel iſt, in Anſehung des Vordertheils ſeines Körpers das höchſte unter allen vierfüßigen Thieren. Ob es ſich gleich nur in den nordweſtlichen capſchen Kolonien findet, ſo verdient es

Herr von Büffon tadelt mit Recht unſere neuen Syſtemenſchmiede, daß ſie bei Beſchreibung der Giraffe uns nichts von der Natur ſeiner Hörner ſagen, die uns allein

---

es doch, hier in Geſellſchaft der andern afrikaniſchen Thiere näher beſchrieben zu werden. Die wahre Geſtalt und die Eigenſchaften deſſelben, ſind von dem jezigen Kommendanten zu Cap, Herrn Major Gordon, der ein ſolches Thier im Diſtrikte der Anamaka geſchoſſen, am beſten unterſucht und beſchrieben worden; und von ihm hat Herr Allamand die in der holländiſchen Ausgabe von Büffons Geſchichte der Thiere unter dem Artikel: Giraffe, mitgetheilte ſehr gute Abbildung und Beſchreibung erhalten, von der ich hier nur einen Auszug einrücken will. Die Höhe des Kameelparders iſt, wenn er den Hals gerade hält, von der Scheitel bis auf die Erde fünfzehen Schuh, zwei Zoll; die Länge von der Bruſt bis zum After fünf Schuh, ſieben Zoll; von der Schulter bis auf die Erde, ungefähr zehen Schuh; von der Lende bis auf die Erde aber nur acht Schuh, zwei Zoll. Welcher Unterſchied theils von der Länge des Schulterblatts, welche zween Fuß beträgt, theils von der ſcharfen Erhöhung der vorderſten Rückenwirbel, die über einen Schuh in die Höhe ſtehen; herrührt; von der Bruſt bis auf dem Boden, ſind fünf und ein halber Fuß; der Hals, welcher, wie beim Zebra, mit einer Mähne verſehen iſt, iſt ſechs Fuß, alſo noch einmal ſo lang, als beim Kameele; die Länge des Kopfs beträgt über zween Schuh, und der Kopf ſelbſt hat mit einem Schafskopfe einige Aehnlichkeit. Die obere

allein mit hinreichenden Beſtimmungen verſehen könnten, dieſem Thiere ſein Geſchlecht anzuweiſen. Er tadelt mit Recht, daß ſie ſich die Luſt gemacht uns eine

trock-

obere Lippe iſt etwas größer und dicker als die untere; beide aber ſind mit ſteifen Haaren beſetzt. Die Augen ſind groß und ſchön. Die Vorderzähne ſind klein und acht an der Zahl, auch nur allein in der untern Kinnlade vorhanden; man findet aber ſechs Backenzähne auf jeder Seite in jeder Kinnlade. Vorn unmittelbar vor den Hörnern ſieht man einen zwei Zoll hervorragenden Höcker, den die Erhöhung der Hirnſchale bildet; hinter den Hörnern im Nacken ſind zween andere kleinere Knollen, die in darunter liegenden Drüſen ihren Grund haben. Die Hörner ſind ſieben Zoll, lang alſo etwas kürzer als die Ohren, auch ein wenig nach hinten geneigt, am Ende etwas weiter und runder, und daſelbſt mit langen Haaren umgeben, die weiter hinaus reichen, als das eigentliche Hornigte, und einen Quaſt bilden; übrigens ſind die Hörner mit gewöhnlicher Haut und haarigem Weſen bekleidet, ihren innern Beſtandtheilen nach aber behauptet man, daß ſie dem knochenartigen, oder der Seele in den Hörnern der Ochſen und Gazellen ähnlich, und ein Auswuchs des Hirnſchedels ſelbſt ſind; an einem etwas alten Horne hat man kleine unebene Erhöhungen gefunden, wovon Allamand glaubt, daß Zweige hervorwachſen ſollen. Die Farbe des ganzen Thiers iſt weißer Grund mit großen und ziemlich dicht zuſamenhängenden röthlichen Flecken, die, wenn es alt iſt, ins Dunkle und Schwarze, ſonſt

aber

trockne, und ganz genaue Beſchreibung zu liefern, ohne dieſer Beſchreibung eine Figur beizufügen. Wir wollen dieſen doppelten Fehler gut machen.

Herr

aber mehr ins Gelbe fallen. Der Schwanz iſt dünn, und endigt ſich in einen großen Zopf grober und ſchwarzer pferdehaarähnlicher Haare. Die Klauen ſind vorn viel höher, als unten. Afterhufe findet man nicht, wie bei ander Thieren mit geſpaltenen Klauen. Der Lauf des Kameelpardels beſteht nicht, wie man glaubt, in einem Hinken, ſondern theils in einem ordentlichen Gehen, theils in einem Galoppe. Den Hals, den er ſonſt gerade hält, neigt er hinterwärts, ſo oft er einen Vorderfuß aufhebt. Dem ungeachtet iſt er nicht langſam im Fliehen, ſondern es gehört ein ſchnelles Pferd dazu, dies Thier zu erjagen. Wenn es auf einen ebenen Boden graſet, beugt es bisweilen das eine Knie wie die Pferde; und wenn es Zweige und Laub vom hohen Bäumen bricht, ſetzt es den Vorderfuß ungefähr ein und einen halben Schuh dem Hinterfuſſe nahe. Ein Kameelpardel, den Herrn Gordon am Beine ſo verwundet hatte, daß er von der Erde nicht aufſtehen konnte, zeigte doch nicht das geringſte Zeichen der Wuth, oder Rache. Nachdem man ihm aber die Kehle abgeſchnitten hatte, trampelte er auf dem Boden mit einer Stärke, welche die Stärke aller andern Thiere bei weitem übertraf. Das Eingeweide iſt wie bei den Gazellen, Thränenhöhlen ſind nicht da. Das Fleiſch, wenn das Thier jung iſt, läßt ſich wohl eſſen, ſchmeckt aber bisweilen etwas ſtrenge, und zwar nach einem ge-

Herr Allamand, Profeſſor der Naturgeſchichte auf der Univerſität zu Leiden, hat im akademiſchen Naturalienkabinet das ausgeſtopfte Fell eines jungen Giraffe aufſtellen laſſen: iſt auch ſo geneigt geweſen, uns davon den Riß, den wir auf dem erſten Blatte haben ſtechen laſſen, nebſt folgender Beſchreibung mitzutheilen. *)

Herr Tulbagh, Gouverneur des Vorgebirges der guten Hoffnung, der die Naturalienſammlung unſerer Akademie mit vielen Seltenheiten aus der Natur bereichert hat, ſchrieb mir, da er mir dieſe junge Giraffe ſchickte, daß die Jäger ſie vorn im Lande, noch bei ihrer Mutter liegend, deren Brüſte ſie noch ſog, geſchoſſen hätten. Hieraus erhellet, daß die Giraffe nicht allein in Aethiopien zu Hauſe gehört, wie Thevenot glaubt.

So

gewiſſen Strauche, der vermuthlich zu dem Geſchlechte der Sinnpflanze gehört. Die Hottentotten finden das Mark ſehr wohlſchmeckend, und tödten dieſes Thier aus dieſer Urſache mit vergifteten Pfeilen. Aus der Haut machen ſie Gefäße, worin ſie ſelbſt Waſſer aufbewahren können. Sparrmanns Reiſe nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung. p. 531.

*) Buff. die holländ. Ausgabe. Tom. XIII. in 4to.

So bald ich ſie erhielt, war meine erſte Sorge ihre Hörner genau zu unterſuchen, um des Herrn von Büffons Zweifel in Rückſicht der Subſtanz derſelben aufzuklären; dieſe nun ſind nicht hohl, wie die Ochſen- und Ziegenhörner, ſondern dicht wie die Hirſchgeweihe, und haben eine faſt ähnliche Beſchaffenheit, ſie unterſcheiden ſich nur darin daß ſie dünn, gerade, und einfach, das heißt, nicht in Zweige, oder Zacken getheilt ſind, ſie ſind ihrer Länge auch bis auf drei Viertel ihrer Höhe nach mit einem Fell umgeben; dies Fell hat kurze Haare, die denen gleichen, die den ganzen Leib bedecken; gegen das Ende zu werden dieſe Haare höher, erheben ſich ungefähr drei Zoll über das ſtumpfe Ende des Horns und ſind ſchwarz; es iſt alſo ein großer Unterſchied zwiſchen ihnen, und den Härchen die man an dem jungen Geweihe der Hirſche wahrnimmt.

Dieſe Hörner ſcheinen nicht aus Haarbündeln zuſammengeſetzt zu ſeyn, wie die Hörner des Naſehorns; auch iſt ihre Beſchaffenheit und Gewebe ganz anders. Wenn man ſie ihrer Länge nach von einander ſägt, findet man, daß ſie, wie die

Knochen, von außen aus einem harten Blättchen gebildet ſind, die inwendig ein ſchwammigtes Gewebe haben; wenigſtens iſt dies der Fall bei meinem jungen Giraffen; vielleicht aber ſind die Hörner bei den erwachſenen Giraffen dichter. Herr von Büffon muß dieſes jetzt in der That ſehr gut beſtimmen können; ich habe ihm eines von den Hörnern meiner Giraffe zugeſchickt, und dieſem zugleich ein anderes von einer mehr erwachſenen beigefügt, die einer meiner Freunde in Oſtindien erhalten hat.

Ob dieſe Hörner nun gleich eben ſo dicht wie die Hirſchgeweihe ſind, ſo zweifle ich doch daß ſie wie dieſe abfallen ſie ſcheinen ein Auswuchs am Stirnbein zu ſeyn, wie der Knochen der den hohlen Hörnern der Ochſen und Ziegen zum Kern dient, es iſt daher nicht leicht möglich, daß ſie dieſe Hörner abwerfen. Iſt dieſes mein Bedenken gegründet, ſo macht die Giraffe eine eigene von allen denen verſchiedene Gattung aus, worunter man die Thiere begreift, deren Hörner abfallen, und diejenigen, deren Hörner hohl aber be-

beſtändig ſind. Die erwachſenen Giraffen haben mitten auf der Stirne eine Erhöhung; die der Anfang eines dritten Horns zu ſeyn ſcheint. Dieſe Erhöhung aber ſcheint unſere junge Giraffe noch nicht zu haben, die vermuthlich auch noch zu jung dazu iſt. Alle ſowohl ältere als neuere Schriftſteller, die dies Thier beſchrieben, verſichern, daß ein ſo großer Unterſchied in Rückſicht der Länge ſeiner Vorder- und Hinterbeine ſey, daß jene noch einmal ſo hoch ſind wie dieſe. Es iſt nicht glaublich, daß ſie ſich in einem ſo auffallenden Zuge ſollten geirrt haben: ich wage es aber zu behaupten, daß die Vorderbeine der Giraffe mit den Jahren ſehr an Größe zunehmen; denen bei unſerm Kleinen iſt die Höhe der Hinterbeine mit der Höhe der Vorderbeine noch gleich; dies hindert aber doch nicht, daß das Vordertheil dieſes Thiers nicht weit höher iſt, als das Hintertheil; dieſer Unterſchied aber liegt in der Größe des Leibes ſelbſt, wie man aus der beigefügten Abbildung ſehen kann; dieſer Unterſchied aber geht doch nicht ſo weit als man gewöhnlich behauptet, wie meine Ausmeſſung bald mit mehreren beweiſen ſoll.

Der

Der Hals der Giraffe, fällt, wenn man dies Thier zum erſtenmale ſieht, am meiſten auf. Kein vierfüßiges Thier hat einen ſo langen, ſelbſt das Kameel nicht ausgenommen; der übrigens den ſeinigen auf verſchiedene Weiſe krümmen kann, welches der Giraffe unmöglich zu ſeyn ſcheint.

Die Farbe iſt ſchmuzigweiß, mit röthlichen oder blasgelben Flecken geſprenkelt, am Halſe liegen dieſe ſehr nahe beiſammen, an den andern Theilen des Körpers aber mehr von einander ab, und ihre Figur nähert ſich dem Parallelogramm oder Rhombus.

Der Schwanz iſt in Rückſicht der Länge des Wuchſes des Thieres nur dünn; am Ende iſt er mit ſchwarzen ſieben bis acht Fuß langen Haaren, oder vielmehr Mähnen verſehen.

Eine Mähne, die aus rothbraunen drei Zoll langen Haaren beſteht, und nach dem Hintertheil des Leibes zu gebogen iſt, erſtreckt ſich vom Kopf längs dem Halſe, bis zur Mitte des Rückens; da geht ſie noch einige Zolle fort; die

Haare aber die ſich hier bilden, ſtehen gegen den Kopf zu; nahe beim Anfange des Schwanzes ſcheint dieſe Mähne hernach wieder hervor zu kommen, und ſich bis an ſein Ende zu erſtrecken, hier ſind die Haare aber kurz und kaum von denen, die den übrigen Theil des Leibes bedecken, zu unterſcheiden.

Seine Augenlieder, ſowohl die obern wie die untern, ſind mit Wimpern, die von einer Reihe ſehr ſteifer Haare gebildet werden, umgeben, man ſieht ähnliche nur länger und ſparſamer geſäet, um die Gegend des Mundes. Seine Bildung zeigt ein ſanfmüthiges und gelehriges Thier an, auch geben ihm alle, die es lebend geſehen haben, dies Zeugniß.

Dieſe Beſchreibung der Giraffe, verbunden mit dem was Herr von Büffon uns nach verſchiedenen Schriftſtellern über dies Thier ſagt, mit dem Kupfer zuſammen genommen, das ich hier beifüge, reicht hin, uns von derſelben weit richtigere Begriffe beizubringen, wie die bisherigen waren. Es fehlen nur noch die Ausmeſſungen von ihren Haupttheilen. Auch dieſe liefern wir.

	Fuß	Zoll.	Lin.
Länge des ganzen Körpers in gerader Linie vom Ende der Schnauze bis zur Oeffnung im Hintern gemeſſen. . .	5	7	6.
Höhe des Vordertheils .	4	5	—
Höhe des Hintertheils .	4	—	3
Länge des Kopf vom Ende der Schnauze, bis zum Anfange der Hörner . . .	—	9	7
Umkreis der Spitze der Schnauze hinter die Naſelöcher . .	—	9	5
Umkreis des Kopfes über die Augen .	1	5	9
Umriß der Oeffnung des Mundes . .	—	11	6
Entfernung der Winkel der innern Kinlade .	—	3	—
Entfernung der Naſelöcher . . .	—	1	4

Entfernung der Augen in gerader Linie gemeſſen . . .	=	6	3
Länge des Auges von einem Winkel zum andern . . .	=	1	9
Entfernung der beiden offnen Augenlieder .	=	1	1
Entfernung des Vorderwinkels und der Spitze der Lippen .	=	6	6
Entfernung des Hinterwinkels und der Hörner . . .	=	3	6
Länge der Hörner .	=	2	0
Die untere Entfernung eines Horns vom andern . .	=	1	9
Entfernung der Hörner von den Ohren .	=	2	9
Länge der Ohren .	=	6	—

Ihre Breite an der Wurzel nach der Krümmung gemeſſen	—	2	5
Untere Entfernung der beiden Ohren	—	4	6
Länge des Halſes	2	4	8
Umriß neben dem Kopfe	1	—	—
Umriß neben den Schultern	2	—	—
Umriß des Leibes hinter den Vorderbeinen	3	11	4
Umriß von den Hinterbeinen	3	2	7
Länge des Schwanzſtücks	1	3	3
Umriß bei ſeinem Anfange	—	7	—

Höhe der Vorderbeine von der Fußſohle bis zur Bruſt .	3	1	5
Höhe der Hinterbeine von der Fußſohle bis zum Bauch .	3	1	—
Länge der Hufen .	—	4	1
Höhe der Hufen .	—	2	7
Breite der Hufen an den Hinterbeinen	—	3	5
Weite der beiden Hufen an den Vorderbeinen . . .	—	3	5
Umfang der beiden Klauen zuſammen an den Vorderbeinen	1	—	6
Umfang derſelben an den Hinterbeinen	1	—	—

Ich liefere hier nicht den Umriß des Kniees, der Beugung der Füſſe, des Feſſels und desgleichen, auch nicht die Ausmeſſung der

der Länge an denen Theilen, die die Beine ausmachen, weil es mir nicht möglich war, ſie auf einem ausgeſtopften Fell ſo genau zu nehmen, wo dieſe verſchiedene Theile nicht ſo genau beſtimmt ſind.

Man ſieht aus dieſer Beſchreibung ſowohl die große Kenntniß als Vorſicht und Klugheit, womit Herr Allamand die Gegenſtände ſeiner Unterſuchung behandelt; ich würde dieſe ſeine Beſchreibung mit ſeinem Kupferblatte begleitet haben, wenn ich hier nicht ſchon ein andres geliefert, und ſeine Giraffe nicht noch überdies ſehr jung geweſen wäre. Ich will blos noch eine Bemerkung bei Gelegenheit der Hörner machen, die eben dieſer Herr Allamand mir zu überſenden die Güte gehabt hat; ich glaube ſchwerlich, daß das längſte davon einer Giraffe gehört hat, es hat gar kein Verhältniß zu den andern, die gegen ihre Länge genommen, ſehr dick ſind, da dies im Gegentheil ſehr dünn, nämlich außerordentlich lang gegen ſeine Dicke iſt. In der angeführten Beſchreibung des Ungenannten, wird ausdrücklich geſagt, daß die Hörner der erwachſenen Giraffe einen Fuß lang, und einen Arm dicke ſind; wenn dieſes, welches einen halben Fuß hält,

würklich einer Giraffe gehörte, müßte es zweimal dicker ſeyn als es iſt. Uiberdem ſcheint mir dies vorgebliche Giraffenhorn ſo viel Aehnlichkeit mit den jungen Zinken eines Spieshirſches zu haben, daß man es meiner Meinung nach ohne Irrthum dafür annehmen kann.

Uiber die Natur der Hörner möchte ich wohl mit dem Herrn Allamand einerlei Meinung ſeyn; die Erhöhung, die bei dieſem Thier, ſo zu ſagen, ein drittes Horn mitten auf dem Vorkopfe macht, iſt ſicher knochigt; die beiden kleinen von einander geſägten Hörner hingegen an der Hirnſchale, ohne von Roſen unterſtützt zu werden, man muß ſie daher als knochigte Verlängerungen derſelben anſehen.

Uibrigens gleicht das Haar oder vielmehr die Mähne, womit ſie umgeben ſind, und die über ſie hervorragt, gar nicht den ſammetähnlichen Fell der jungen Hirſche, oder Damhirſchgeweihe; auch ſcheinen dieſe Mähnen beſtändig zu ſeyn, wie das Fell, woraus ſie hervorwachſen, und daher iſt das Horn der Giraffe gewiß nichts anders als ein Knochen, der ſich nur vom

Horn-

Hornknochen der Kuh, durch ſeine Bedeckung unterſcheidet; indem dieſer mit einer hornigten Schale oder einem hohlen Horn, der Hornknochen der Giraffe aber mit Haar oder Fell bedeckt iſt. Buffon Supplem. quadr. Ed. in 12. Tom. 9. p. 212—230.

CI.

Das Lama, a) 1) und Paco. b) 2)

In keiner Sprache fehlt es an Beiſpielen, daß man bisweilen ein und demſelben Thiere zween verſchiedene Namen giebt,

a) Lama, Lhama, Glama, iſt der Name, den die Spanier dieſem Thiere der neuen Welt gegeben, und wir aufgenommen haben. In Peru nennen ſie es auch Huanacus, Guanaco, Cornera de Tierra, Landhammel; nach Gentil, Th. I. pag. 94. Guanapo: nach Wood, Dampiers Reiſen, Th. V. pag. 181. Wianaque. In Mexiko nannte man es ehemals, Pelon ichiatl Oquitli; und in Chili Hueque Chillehueque, d. i. Hueque aus Chili, denn die erſten amerikaniſchen Reiſenden ſchrieben Chillé, ſtatt Chili. Die Engländer haben dem Lama den Namen Peruichcattle, d. i. peruaniſches Hausthier gegeben. Matthiolus gab ihm den zuſammengeſetzten Namen des Elaphocamelus, Kameelhirſches.

Pelon ichiatl Oquitli, ovis Peruana. Hernand. hiſt. Mex. pag. 660. Abbild. ebend.

Ovis Peruana. Marcgrav. hiſt. nat. Braſil. pag. 243. Abbild. ebend.

Lama

giebt, wovon der eine ſich für den Zuſtand des Thiers in der Wildheit, der andre

aber

Lama. Frezier Reiſe. pag. 138. Abbild. ebend.

Camelus pilis breviſſimis veſtitus. . . Camelus Peruanus. Das peruaniſche Kameel. Briſſ. regn. animal. pag. 56.

Glama. Camelus dorſo lævi, topho pectorali. Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 65.

O.

1) Obgleich der Lama und Huanaco oder Guanaco nach den neueren Reiſebeſchreibern zwei verſchiedene Thiere ſind, ſo hat der Graf Büffon u. a. ſie doch für eine Art gehalten, und denn handeln folgende Stellen von dieſen Thieren.

Peruicheatl Fernand. anim. pag. 11.

Llama. Laet Amer. pag. 405.

Guanaco ſive Huanacu. Laet. Amer. pag. 406.

Aries Moromorus. Nieremb. hiſt. nat. pag. 182. (ſchlechte Abbild.)

Sheep. Ovalle Chile. pag. 44.

Guanacos, wild Goats. Ovalle Chile. pag. 44.

Ελαζοκαμηλος. Marcgrav. de Chili regn. pag. 38

Ovis

aber für den Zuſtand deſſelben als Hausthier paßt. Der wilde Eber und das zahme Schwein iſt

Ovis Peruana. Jonſt. quadrup. tab. 46. fig.

Cervo-camelus. Jonſt. quadr. tab. 29. fig.

Hirſchkameel. Gesners Thierbeſch. pag. 229. (Märkgr. Abb.)

Ovis peruana. Charlet. exerc. p. 9.

Camelus peruvianus Glama dictus. Ray Syn. quadr. p. 145.

Sheep of Peru. Cieza Peru. p. 232.

Guanacos. Cieza Peru. pag. 232.

Moutons. Feuill. Journ. III. pag. 23.

Moutons de Perou. Frezier Voy. I. pag. 264. tab. 23. (gute Abbild.)

Camelus dorſo lævi; pectore gibboſo. Linn. Syſt. nat. 2. pag. 49.

Camelus dorſo lævi, pectore gibboſo. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 15. n. 3.

Llama. Ulloa Voy. I. pag. 365. tab. 24. fig. 5. med.

Le Guanaco. Ulloa Voy. I. pag. 366.

Huanaco; Tarnga. Ulloa Voy. I. tab. 25. fig. 5. (Abbild. mittelm.)

Ca-

iſt das nämliche Thier, und dieſe beide Namen haben ihren Grund in keinem weſentlichen Unter-

Camelus ſpurius, Peruanus, Glama dictus. Klein quadrup. pag. 42. Klein Geſch. der vierf. pag. 124.

Camelus dorſo lævi, pectore gibboſo. The Camel, with the back even, and the breaſt gibboſe; the Glama. Hill. anim. pag. 574.

Die Kameelsziege. Halle vierf. pag. 309.

Glama. Dictionn. anim. II. pag. 267.

Guanaco. Dictionn. anim. II. pag. 356.

Peruviannſche Kemel: Kemel met een gelyke Rugen een Bult aan de Borſt. *Houtt.* nat. hiſt. III. pag. 26.

Glama. Bomare Dictionn. II. pag. 327. Edit. 3. Tom. IV. pag. 100.

Guianacoes. Bomare Dictionn. II. pag. 410. Edit. 3. IV. pag. 243.

Le Lama. Buff. hiſt. nat. XIII. pag. 16. deutſch. VII. 1. pag. 10.

Camelus (Glama) corpore lævi, topho pectorali. Linn. Syſt. nat. 12. I. pag. 91. n. 3. The Llama. Penn. Syn. quadr. pag. 64. n. 52.

Das Guianicoe. Hawkesw. Seereiſ. I. pag. 148. (Abbild. gut.)

Das

terſchiede, ſondern in einem blos zufälligen, daß nämlich das eine der Gewalt des Menſchen

Das peruvianiſche Schafkameel. Müller Naturſ. I. pag. 371.

Das Schafdromedar. Camelus Guanicoe. Müll. Naturſ. Supplement. pag. 50.

Camelus (Llama) dorſo lævi, topho pectorali. Erxleben mammal. pag. 224. n. 3. Friſch. vierf. pag. 4. IV. 2. Graumann introd. pag. 43. 3. Severini Tentam. Zool. pag. 58. n. 3.

Camelus peruvianus, Glama. Onomat. hiſt. nat. II. pag. 477.

Lama. Neuer Schaupl. der Natur. Th. V. p. 14.

Camelus Llacma. Kameelziege, Guanaco. Blumenb. Naturgeſch. (2.) pag. 112.

Lama. Buffon. quadr. Edit. 12. Tom. VI. p. 47. Suppl. quadr. Tom. X. pag. 371. pl. 27.

Das Guanico. Zimmerm. geogr. Zool. in 8. II. pag. 73. und pag. 140. n. 58. III. p. 270.

Camelus Glama. Der Lama, peruaniſche Schafkameel, Cameelziege. Borowsky Naturg. I. 3. pag. 53. I. Tab. XXVIII.

Camelus Llama. Peruvianiſche Schafcameel, der Guanako. Gatterer vom Nutzen u. Schaden der Thiere. I. pag. 104. n. 69.

Das

ſchen unterworfen iſt, das andre hingegen nicht. Eben dies iſt auch der Fall mit den Lamas

Das Guanaco. Camelus (Huanacus) corpore piloſo, dorſo gibbo, cauda erecta. Molina Naturg. von Chili. Leipz. 1786. pag. 281. n.4.

D.

b) Paco, Pacos iſt der Name dieſes Thieres in ſeinem Vaterlande Peru, den wir aufgenommen. Man nennt es auch Vicogne von Vicuna, einem andern ebenfalls in Peru gebräuchlichen Namen dieſes Thieres.

Ovis Peruana, alia ſpecies ab incolis Pacos dicta. Hernand. hiſt. Mexic. pag. 663.

Ovis Peruana, Paco dicta. Marcg. hiſt. nat. Braſ. pag. 244. Abbild. ebend.

Alpaque. Frezier Reiſe. pag. 139.

Camelus pilis prolixis corpore veſtitus, la Vicogne. Briſſ. regn. anim. pag. 57.

Pacos, Camelus tophis nullis, corpore lanato. Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 66.

B.

a) Von dem Paco und dem Vigogne findet man noch Nachricht bei folgenden Schriftſteller.

Paco. Laët. Amer. pag. 405.

Lamas und Pacos, den einzigen Hausthieren c) der alten Amerikaner. Dies ſind ihre

Vicunna. Laët. Amer. pag. 406.

Vicuña. Nieremb. hiſt. nat. pag. 184. fig. pag. 185. peſſima.

Ovi-Camelus. Marcgr. de Chili reg. pag. 37. c. fig.

Vervex alius peregrinus. Jonſt. quadr. tab. 23. fig. bona exceptis pedibus anticis.

Camelus ſeu Camelo congener Peruvianum lanigerum Pacos dictum. Ray. Syn. quadr. pag. 147.

Vicunnas. Cieza Peru. pag. 233.

Le Vicognes ou Vicunas, Frezier Voy. I. p.266.

Camelus gibbis nullis. Linn. Syſt. nat. 2. p. 49

Camelus gibbis nullis. Linn. Syſt. nat. 6. p. 13. n. 4.

Vicunna. Ulloa Voy. I. p. 506. 525. tab. 24. fig. 3. mala

Camelus laniger, peruanus, Pacos. Klein quadr. pag. 42. Wollttragender Cameel. Klein vierf. pag. 125.

Camelus gibbis nullis. The Camel, without any gibboſity. Hill. anim. pag. 575. tab. 28. fig. bona.

ihre Namen als Hausthiere; das wilde Lama hingegen heiſst Huanaco oder Guanaco,

Q 2 ſo

Das peruaniſche Schafcameel. Halle vierfüß. p. 389. confundit tamen cum antecedente.

Paco. Dictionn. anim. III. pag. 313.

Vigogne. Dictionn. anim. IV. p. 526.

Schaap van Chili: Kemel zonder Bulten, het Lighaam met Wol bekleed. Houtt. nat. hiſt. III. p. 28.

Vigogne ou Vicogne. Bom. Dictionn. IV. p. 597. Edit. 3. Tom. IX. p. 337. und VI. p. 341.

Le Paco. Buff. nat. hiſt. XIII. p. 16. Allgem. Hiſt. der Nat. VII. 1. p. 10.

Camelus (Pacos) tophis nullis, corpore lanato. Linn. Syſt. nat. 12. I. p. 91. n. 4.

The Pacos. Penn. Syn. quadr. p. 66. n. 53.

Das chiliſche Schafcameel. Müller Natur. I. p. 372.

Camelus (Pacos) tophis nullis, corpore lanato. Erxl. Mammal. p. 226. 4. Friſch vierf. tab. 4. 4. 2. Graumann introd. p. 43. n. 4. Chileſiſche Schafkameel. Severini Tent. p. 58.

Camelus peruvianus laniger. Pacos. Onomat. hiſt. II. p. 479.

Paco. Neuer Schaupl. der Nat. Th. VI. p. 271.

ſo wie das wilde Paco, Vicunna oder Vicogne. z) Ich halte dieſe Anmerkung zur Ver-

Camelus Vicunna. Schafcameel. Blumenb. Naturg. (2.) pag. 113. n. 4.

Le Paco. Buffon. quadr. (Ed. in 12.) Tom. 6. pag. 47.

Vigogne. Buffon. Suppl. quadr. Tom. X. pag. 378. (Edit. in 12.) pl. 28.

Schafcameel. Vicuna. Paco. Leske Naturg. (2.) pag. 219. n. 3.

Die Vicunna. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 74. und 140. n. 59. und 2. pag. 271.

Camelus Pacos. Chiliſche Schafkameel. Paco. Borowsky Naturg. Th. I. 3. pag. 55. n. 2.

Die Vigogne. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Th. I. pag. 106. n. 70.

Der Vigogna. Camelus (Vicugna) corpore lanato, roſtro ſimo obtuſo, cauda erecta. Molina Naturg. von Chili. Leipz. 1786. pag. 277. n. 2.

D.

e) Vor Ankunft der Spanier in Peru kannten die Einwohner keine andere Hausthiere, als die Pacos und Huanacos; aber durch Hilfe großer Jagden nützten ſie die große Anzahl der wilden Thiere. Hiſtoire des Incas. p. 255.

Vermeidung der Verwirrung der Namen für nothwendig. Dieſe Thiere finden ſich in der alten Welt nicht, ſondern blos in der neuen; ja ſie gehören ſogar nur in einem gewiſſen Striche deſſelben zu Hauſe, über welchen hinaus man ſie nicht weiter antrifft: es ſcheint, als wenn ſie an jener Kette von Gebirgen, die ſich von Neuſpanien bis an die magellaniſche Küſte erſtreckt, angefeſſelt wären; ſie bewohnen die höchſten Gegenden unſerer Erdkugel, und es ſcheint als bedürften ſie zu ihrem Leben einer noch friſchern und leichtern Luft, als ſich auf unſern höchſten Bergen findet.

Es iſt ſonderbar genug, daß, obgleich das Lama und Paco in Peru, Mexiko und Chili Hausthiere ſind, wie die Pferde in Europa, oder die Kameele in Arabien, wir ſie dennoch kaum kennen, und daß ſeit mehr als zwei Jahrhunderten, ſeit denen die Spanier in dieſen weitläuftigen Landen herrſchen, keiner ihrer Schriftſteller uns eine genaue Geſchichte und eine beſtimmte Beſchreibung dieſer täglich genutzten Thiere gegeben hat: ſie geben zwar vor, es iſt wahr, man könne ſie nicht nach Europa über, ja nicht einmal von ihren Gebirgen herunter bringen, ohne ſie entweder gleich, oder doch in kurzer Zeit

zu tödten: aber in Quito, Lima, und vielen andern Städten, wo Gelehrte ſind, könnte man ſie zeichnen, beſchreiben und zergliedern. Herrera d) erwähnet dieſer Thiere nur mit ſehr wenigen; Garcilaſo e) erwähnt ihrer

3) Wir werden in der Folge ſehen, daß doch Molina den Lama für eine verſchiedene Art von dem Guanaco hält; ſo wie er den Paco eine andere Art als den Vicogna nennt. Molina Chili. pag. 277.

D.

d) Auf den peruaniſchen Gebirgen findet man eine Art Kameele, deren Wolle man ſich zu Putzwaaren bedienet. Deſcription des Indes Orientales, par Herrera. Amſt. 1622. p. 244.

e) Die peruaniſchen Hausthiere, ſagt der P. Blas Vallera, ſind ſo zahm, daß die Kinder nach Belieben mit ihnen ſpielen; es giebt deren gröſſere und kleinere: die zahmen Huanacus (Lamas) haben Haare von verſchiedener Farbe, und die wilden ſind ganz ſchwarzbraun: dieſe Thiere haben die Größe eines Hirſches, und ſind den Kameelen, außer daß ſie keinen Buckel haben, ziemlich ähnlich, ihr Hals iſt lang und glatt. . . . Eben das Hausthier, das man Pacolama (Paco) nennt, ſteht nicht in völlig ſo hohem Werth. . . . Dieſe Pacos, weit kleiner als die andern, gleichen den wilden Vicunas, und ſind ſehr wohlſchmeckend, ſie haben wenig Fleiſch, und wenige aber ausnehmend feine Wolle. Dieſes Thier hat mannigfaltigen Nutzen in der Arzenei, ſo wie verſchiedene andere Thiere in dieſem Lande, wie der P. Acoſta dieſes bemerkt. Hiſtoire des Incas. Tom. II. pag. 260—266.

B.

ihrer gleichfalls nur nach den übrigen; Acoſta, und Gregorius von Bolivar haben noch das mehrſte über ihren Nutzen und Dienſte, ſo man von ihnen hat, auch ſonſtige Eigenſchaften geſammlet; aber ihre inwendige Bildung, wie lange ſie trächtig ſind, ob beiden dieſe Arten gänzlich getrennt ſind, ob ſie ſich gar nicht vermiſchen können, ob ſie durch keine Mittelraßen verbunden ſind, und noch vieles dergleichen, ſo zu einer vollſtändigen Geſchichte derſelben nothwendig ſeyn würde, wiſſen wir noch gar nicht. Ungeachtet man vorgiebt, daß die Entfernung aus ihrem Vaterlande ihren Tod verurſache, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß in den erſten Zeiten nach der Eroberung von Peru, und ſelbſt noch einige Zeit nachher, man verſchiedene Lamas nach Europa gebracht hat. Das Thier, wovon Gesner unter dem Namen des Allocamelus redet, und deſſen Abbildung er liefert, iſt ein Lama, welches 1558 f) lebendig aus Peru

 nach

f) Allocamelus Scaligeri, apparet eſſe hoc ipſum animal cujus figuram proponimus ex charta quadam typis impreſſa mutuati cum hac deſcriptione. Anno domini 1558, Junii die 19. animal hoc mirabile Middelburgum Selandia adve&#x1F;ctum eſt, antehac a principibus Germaniæ nunquam viſum, nec a Plinio aut

nach Holland gebracht wurde, und dies iſt eben das, deſſen Matthiolus g) unter dem Namen

aut antiquis aliis ſcriptoribus commemoratum. Ovem indicam eſſe dicebant e Piro (forte Peru) regione, ſexies mille miliaribus fere Antwerpio diſtante. Altitudo ejus erat pedum ſex, longitudo quinque: collum cigneo colore candidiſſimum. Corpus (reliquum) rufum vel paniceum. Pedes ceu Struthocameli cujus inſtar urinam quoque retro reddit hoc animal (erat autem mas annorum ætatis quatuor.) Gesner hiſt. quadrup. pag. 149. & 150.

B.

g) Longitudo totius corporis a cervice ad caudam 6 pedum erat: altitudo a dorſo ad pedis plantam 4 tantum. Capite, collo, ore, ſuperioris præſertim labii ſciſſura ac genitali camelum fere refert; at caput oblongius eſt: aures habet cervinas, oculos bubulos, quin etiam ut ille, anterioribus dentibus in ſuperiore maxilla caret, ſed molares utrinque habet; ruminat, dorſo eſt ſenſim prominente, ſcapulis prope collum depreſſis, lateribus tumidis, ventre lato, clunibus altioribus & cauda brevi ſpithamæ fere longitudine; quibus omnibus cervum fere refert, quemadmodum etiam cruribus præſertim poſterioribus; pedes illi biſulci ſunt; diducta anteriori parte diviſura. Ungues habet acuminatos, qui circa pedis ambitum in cutem craſſam abeunt, nam pedis planta non ungue ſed cute, ut in multifidis & ipſo camelo contegitur: retromingit hoc animal ut camelus & teſtes ſubſtrictos habet: pectore eſt amplo, ſub quo ubi thorax ventri connectitur, extuberat

Namen des Elaphocamelus erwähnt, und ſeine davon gegebene Beſchreibung iſt mit vieler Genauigkeit gemacht. Man hat verſchiedentlich Vigognes, und vielleicht auch Lamas nach Spanien gebracht, um zu verſuchen, Spanien zu ihrem zweiten Vaterlande zu machen; gg) allein dann müßte man die Beſchaffenheit dieſer Thiere, die für uns von großen Nutzen ſeyn könnten, beſſer kennen, denn wahrſcheinlich würden ſie auf unſern Pyreneen und Alpen h) eben ſo gut fortkommen, als auf den Cordilleren.

berat globus ut in camelo, vomicæ ſimilis, e quo neſcio quid excrementi ſenſim manare videtur. B. And. Matthioli Epiſt. Lib. V.

gg) Der König von Spanien gab Befehl, einige Vicognas nach Spanien zu bringen, um ſie dort anzuziehen; aber das Klima war dieſen Thieren ſo wenig zuträglich, daß ſie alle ſtarben. Hiſtoire des Trem. Flibuſtiers, par Oexmelin. Tom. II. pag. 367.

h) Kein Thier geht ſicherer auf den Felſen als das Lama, indem es ſich mit Hilfe einer von der Natur ſeinem Fuſſe gegebenen Art von Sporn anhängt. Voyage de Coreal. T. I. pag. 352.

Peru iſt nach Gregorius von Bolivar der Geburtsort, und das wahre Vaterland der Lamas; es iſt wahr, man bringt ſie auch in andere Provinzen, als nach Neuſpanien z. B., aber mehr der Neugierde als des Nutzens wegen; dahingegen in dem ganzen Striche von Peru, von Potoſi bis Carecas, ſich dieſe Thiere in großer Menge finden: auch ſind ſie hier von der äußerſten Nothwendigkeit; ſie machen den ganzen Reichthum der Indianer, und einen großen Theil des der Spanier aus. Ihr Fleiſch iſt gut zu eſſen, ihr Haar iſt eine feine vortrefflich zu gebrauchende Wolle, und während ihres ganzen Lebens, dienen ſie beſtändig zum Transporte aller Waaren des Landes; ihre gewöhnliche Laſt iſt 150 Pfund, und die ſtärkſten tragen wohl bis an 250 Pfund. Sie thun weite Reiſen in Länder, die für andre Thiere ganz unzugänglich ſind; ſie gehen ſehr langſam, und legen in einem Tage nicht mehr als vier bis fünf Meilen zurück. Ihr Gang iſt ſchwer und feſt, und ihr Schritt ſicher, ſie ſteigen ſo gut abſchüſſige Gruben nieder als ſie ſchroffe Felſen, wo der Menſch ſelbſt ſie nicht begleiten kann, beklettern; gewöhnlich gehen ſie vier oder fünf Tage in eins fort, dann aber verlangen ſie auch Ruhe, und halten

von

von ſelbſt eine Raſt von vier und zwanzig oder dreißig Stunden, ehe ſie ſich wieder auf den Weg machen. Sie werden vielfältig zum Transporte der Reichthümer, ſo die Minen zu Potoſi liefern, gebraucht; Bolivar ſagt, man habe zu ſeiner Zeit, dreimal hundert tauſend dieſer Thiere mit dieſer Arbeit beſchäftigt.

Mit ihrem Wachsthum geht es ſchnell, und ihre Lebenszeit iſt nur kurz; ſchon im dritten Jahr können ſie ihres gleichen hervorbringen, und bis zum zwölften gehen ihre beſten Jahre, denn von da fangen ſie an abzunehmen, ſo daß ſie im fünfzehenten ganz unbrauchbar ſind; ihr Temperament iſt ganz das Amerikaniſche; ſie ſind ſanftmüthig und phlegmatiſch, bei allen ihren Handlungen unbeholfen, gar keine Leichtigkeit: wollen ſie auf ihren Reiſen einige Augenblicke anhalten, ſo ſinken ſie mit der größten Vorſicht in die Knie, und bücken den Körper aufs genaueſte, um zu verhüten, daß ihre Laſt weder herunterfalle, noch ſich verrücke, und ſobald ſie das Pfeifchen ihrer Führer hören, ſo erheben ſie ſich mit eben der Vorſicht wieder und ſetzen ihre Reiſe fort: ſie weiden beim Gehen, und allenthalben wo ſie nur Kräuter finden, aber niemals

mals eſſen ſie des Nachts, ſelbſt wenn ſie des Tages über nüchtern geblieben, ſondern dieſe Zeit brauchen ſie zum Wiederkäuen. Sie ſchlafen auf der Bruſt gelehnt, und die Füſſe unter den Bauch geſchlagen, und in dieſer Lage käuen ſie auch wieder. Uibertreibt man ſie einmal, oder erliegen ſie einmal unter ihrer Laſt, ſo können keine Schläge ſie wieder zum Aufſtehen bringen; das einzige dann noch übrige Mittel ſie wieder anzutreiben iſt, ihnen die Hoden zuſammen zu drücken, und oft iſt auch dies vergebens; ſie beſtehen hartnäckig darauf, da wo ſie niedergefallen ſind, zu bleiben, ja fährt man mit harter Begegnung fort, ſo gerathen ſie gänzlich in Wuth, ſchlagen links und rechts den Kopf gegen die Erde, und tödten ſich ſo. Weder Hufe noch Zähne dienen ihnen zur Vertheidigung, und ſie haben ſo zu ſagen keine andre Waffen, als die des Unwillens; ſie werfen denen, ſo ſie beleidigen, ihren Geifer ins Geſicht, und, wie man ſagt, ſo iſt dieſer im Zorne ſo ſcharf und beißend, daß er ſogar Blaſen auf der Haut verurſachen ſoll.

Das Lama iſt ungefähr vier Fuß hoch, und ſein Körper, Kopf und Hals mit begriffen, hat fünf bis ſechs Fuß in die Länge,

der

der Hals iſt beinahe allein drei Fuß lang. Dies Thier hat einen wohl gebaueten Kopf, große Augen, eine etwas verlängerte Schnauze, dicke Lippen, wovon die obere geſpalten, und die untere ein wenig niederhängt; in der obern Kinnlade fehlen ihm die Schneide- und Eckzähne. Die vier Zoll langen Ohren trägt es nach vorne, und kehrt und ſpitzt ſie mit vieler Leichtigkeit. Der Schwanz iſt nicht viel länger als acht Zoll; er iſt grade, dünn und ein wenig aufgerichtet. Die Klauen ſind wie beim Ochſen geſpalten, aber nahe darüber ſitzt nach hinten ein Sporn, der dem Thiere ſich feſtzuhalten, und bei unſichern Tritten ſich anzuhängen dient; auf dem Rücken, den äußerſten Theilen der Rücken und Lenden wie auch auf dem Schwanze iſt es mit einer kurzen Wolle, an den Seiten und unter dem Bauche hingegen mit ſehr langer Wolle bedeckt. Übrigens ſind die Lamas in ihrer Farbe ſehr verſchieden, es giebt weiße, ſchwarze, und von gemiſchter Farbe. i) Ihr Koth gleicht

dem

i) Die Lamas haben einen im Verhältniß mit dem Körper kleinen, dem Kopfe eines Pferdes und Hammels in etwas ähnlichen Kopf; die Oberlippe iſt wie beim Haſen in der Mitte geſpalten, aus dieſer Spalte werfen ſie ihren Geifer bis an zehn Schritte auf die, ſo

dem der Ziegen; das Männchen hat ein dünnes und gekrümmtes Zeugungsglied, ſo daß es ſein Waſſer hinter ſich läßt. Es iſt ein ſehr geiles k) Thier, ungeachtet es ſich mit

ſo ſie zerren; fällt dieſer Geifer aufs Geſicht, ſo verurſacht er einen rothbraunen Fleck, woraus oft ein Ausſchlag entſteht; ſie haben einen langen Hals, der wie bei den jungen Kameelen niederwärts gebogen iſt, und dieſen Kameelen würden ſie noch ähnlicher ſeyn, wenn ihnen der Buckel nicht fehlte; ihre Höhe iſt ungefähr vier und ein halb Fuß; ſie gehen mit in die Höhe gerichtetem Kopfe, und mit ſo abgemeſſenen Schritte; daß ſelbſt Schläge ihn nicht beſchleunigen können; die Nacht hindurch gehen ſie mit ihrer Laſt nicht weiter, man nimmt ſie ihnen alſo alle Abende ab, um ſie weiden zu laſſen; ſie eſſen wenig, und zu trinken giebt man ihnen niemals; ſie haben wie die Hammel eine geſpaltene Klaue, und über ſelbige einen Sporn, der ihren Gang auf den Felſen ſicher macht; ihre Wolle riecht ſtark, iſt lang, weiß, grau und braunröthlich gefleckt, und ſehr ſchön, obgleich lange ſo ſchön nicht, als die der Vicognes. Voyage de Frezier. pag. 138.

k) Salaciſſimum hoc eſſe animal id mihi conjecturam facit, quod cum ſui generis femellis ſit deſtitutum, magna cum prurigine capris ſe commiſceat, non tamen erectis ut alias capræ hirco aſcendente, ſed humi ventre accubantibus, ita cogente animali anterioribus cruribus. Itaque ſuperaſcendens coit, non autem averſis clunibus. Adeo

mit vieler Mühe begatten muß. Die Oeffnung der weiblichen Geburtstheile iſt ſehr klein; mit heftigen Verlangen nach dem Männchen wirft es ſich nieder, und lockt es durch ſeine Seufzer; aber es gehen oft viele Stunden, ja bisweilen wohl ein ganzer Tag hin, ehe ſie einander genießen können, und dieſe ganze Zeit über ſeufzen, brummen und beſpeien ſie ſich; und da dies lange Vorſpiel ſie mehr als die Begattung ſelbſt abmattet, ſo bietet man ihnen zur Verkürzung deſſelben die Hand, und hilft ſie zuſammen. Sie bringen gewöhnlich nur ein, ſehr ſelten zwei Junge zur Welt. Die Mutter hat auch nur zwei Eiter, und das Junge folgt ſelbiger vom Augenblicke der Geburt an. Das Fleiſch der Jungen iſt ſehr gut zu eſſen, da hingegen das der Alten trocken und hart iſt; überhaupt haben die zahmen Lamas ein weit niedlicheres Fleiſch, als die wilden, ſo wie auch ihre Wolle viel feiner iſt.

Adeo venere, vernali autumnalique tempore, ſtimulatur hoc animal, ut illud viderim humile quoddam præſepium avena refertum conſcendiſſe, genitaleque illi magno cum murmure tam diu confricaſſe quosque ſemen redderet, plurimis una hora replicatis vicibus Non tamen concepere capræ hujusce animalis ſemine refertae. Matthiel. Epiſt. Lib. V.

iſt. Ihre Haut iſt ſehr feſt, und die Indianer machen ihre Schuhe daraus, ſo wie die Spanier eine Art Pferdezeug. Dieſe ſo nützlichen, ja in ihrem Vaterland ſelbſt ſo nothwendigen Thiere, koſten nichts, weder zu warten noch zu unterhalten; ihr geſpaltener Huf bedarf keines Eiſens; die dicke Wolle, womit ſie bedeckt ſind, macht einen Sattel bei ihnen ganz unnütz; ſie brauchen kein Korn, Haber oder Heu; grünes von ihnen ſelbſt abgeweidetes Gras, iſt ihnen zureichend, und auch davon eſſen ſie nur wenig; l) in Abſicht des Trinkens ſind ſie noch mäßiger, ſie tränken ſich mit ihrem eigenen Speichel, der bei keinem Thiere in größerer Menge, als bei dieſem iſt.

Das

l) Die Haut der Huanacus iſt ſehr hart: die Indianer behandeln ſie, um ſie geſchmeidig zu machen, mit Unſchlitt, und machen ihre Schuhſohlen daraus; da indeß dies Leder nicht gehörig bereitet iſt, ſo ziehen ſie die Schuhe bei Regenwetter aus. Die Spanier machen ſchönes Pferdegeſchirr daraus; auch bedienten ſie ſich dieſer Thiere wie die Indianer, zum Transport ihrer Waaren. Ihre gewöhnliche Reiſe iſt von Cozar bis Potoſi, ungefähr zweihundert Meilen, und davon machen ſie täglich, da ſie ſehr langſam gehen, nur drei, treibt man ſie geſchwinder zu gehen, ſo werfen ſie ſich nieder, ohne daß man ſie

Das wilde Huanacus oder Lama iſt weit ſtärker, munterer und leichter, als das zahme;

ſie durch irgend ein Mittel zum Aufſtehen bringen kann, ſelbſt auch wenn man ihnen ihre Laſt abnimmt, ſo, daß man ihnen auf der Stelle das Fell abzieht. Beim Trans=porte der Waaren gehen ſie immer trupp=weiſe, und man hält immer vierzig oder funf=zig unbeladen, um ſie ſogleich, als ſich einige ermüdete zeigen, beladen zu können. Das Fleiſch dieſes Thiers iſt vortreflich, es iſt ge=ſund und von gutem Geſchmack, vornämlich das der Jungen von vier bis fünf Monaten. Ob dieſe Thiere gleich ſo zahlreich ſind, ſo koſten ſie ihren Herrn doch ſonſt nichts zu unterhalten, oder zu warten; denn nach ge=endigter Tagreiſe, nimmt man ihnen ihre Laſt ab, läßt ſie auf dem Felde weiden. We=gen ihrer geſpaltenen Klaue darf man ſie we=der beſchlagen laſſen, noch auch, da ſie viel zu dicke Wolle haben, als daß ihnen ihre Laſt Schmerzen verurſachen könnte, ihnen kaum Sättel auflegen. Der Führer ſieht da=hin, daß ſie die Laſt nicht gerade auf dem Rückgrade tragen, denn dies würde ihr Tod ſeyn. Ihre Führer bleiben ſtets, um ſie wei=den laſſen zu können, unter ihren Zelten, ohne die Städte zu beſuchen; ſie bringen vier gan=zer Monate auf dieſer Reiſe von Cozar nach Potoſi zu, zween Monate auf der Hin= und eben ſo viel auf der Rückreiſe. Die beſten Lamas kauft man zu Cozar, das Stück zu achtzehn Dukaten, auch wohl von ſchlechtern zu zwölf bis dreizehn Dukaten. Das Fleiſch der wilden Guanacus iſt zwar auch gut, indeß doch lange nicht ſo gut, als das der zahmen. Hiſt. des Incas. Tom. II. pag. 760. u. f.

zahme; es läuft wie ein Hirſch, und klettert wie eine Gemſe auf den ſchroffſten Felſen; ſeine Wolle iſt kürzer und rohfahl. Auch in ihrer völligen Freiheit verſammlen ſich dieſe Thiere in große Haufen, und ihrer ſind bisweilen zwei bis dreihundert zuſammmen. Wenn ſie Jemand auſichtig werden, ſo ſtaunen ſie ihn ſtarr an, ohne Anfangs weder Furcht noch Freude zu bezeugen; aber mit eins blaſen ſie die Naſenlöcher auf, wiehern beinahe wie die Pferde, und rennen alle mit einander auf die Spitze der Berge; vorzüglich lieben ſie die nördliche und kalte Seite; ſie klettern und bleiben oft noch über den Schneeſtrich; und befinden ſich dort, wenn ſie mit Reif bedeckt, in den Eisſchollen herumwändern, beſſer als in einer gemäßigten Gegend; je zahlreicher und munterer ſie auf den Sierras, als den höchſten Gegenden der Cordilleren ſind, deſto ſeltener und ausgemergelter ſind ſie hingegen auf den Lanos, als den untern Gegenden derſelben.

Man jagt dieſe wilden Lamas ihres wollreichen Felles wegen; die Hunde haben Mühe genug ihnen zu folgen, und läßt man ihnen Zeit, ihre Felſen zu gewinnen, ſo

ſo müſſen der Jäger ſowohl als der Hund ſie aufgeben. Es ſcheint, als fürchten ſie die Schwere der Luft eben ſo ſehr, als die Wärme; man findet ſie daher nie in niedrigen Gegenden; und da die Kette der Cordilleren ſich in einer beinahe ſtets gleichbleibenden Höhe, von dreitauſend Toiſen über die Fläche des Meers durch Peru und Chili bis an die magellaniſche Küſte erſtreckt, ſo findet man dort auch eine große Menge von Huanacus oder wilden Lamas; m) anſtatt daß man auf der Seite von Neuſpanien, wo ſich dieſe Bergkette merklich

 ſenkt,

m) In der Gegend von Port deſiré, in einiger Entfernung von der magellaniſchen Meerenge, fanden ſich eine große Anzahl dieſer wilden Thiere, oder wilden Schafe, die die Spanier Wianaques nennen. Ob ſie gleich ſehr auf ihrer Hut, und dabei furchtſam waren, ſo tödteten wir doch, während unſers Aufenthaltes, ſieben davon, und man kann ihre Wolle mit Recht für die feinſte in der Welt halten. Sie gehen in Haufen von ſechs bis ſiebenhundert, und ſobald ſie Jemand erblickten, ſo ſchnaubten ſie mit den Naſelöchern, und wieherten wie die Pferde. Voyage de Wood. Suite des Voyages de Dampier. Tom. V. pag. 181. — In Tucuman, einer an Peru grenzenden Landſchaft ſieht man große Schafe, die zu Laſtthieren dienen, und deren Wolle beinahe eben ſo fein als die Seide iſt. Voyage de Woodes Rogers Tom. II. p. 65

ſenkt, deren wenige antrifft, und man keine andere, als zahme Lamas, die man hier anzuziehen bemüht iſt, zu Geſichte bekömmt.

Die Pacos oder Vicognes 4) ſtehen in Abſicht der Gattung gegen die Lamas faſt in eben dem Verhältniſſe, worin der Eſel gegen das Pferd ſtehet; ſie ſind kleiner und weniger zur Arbeit geſchickt, wegen ihres Felles aber wieder deſto nützlicher, ihre lange und feine Wolle iſt eine eben ſo theure und koſtbare Waare des Luxus, als die Seide: die Pacos, die man auch Alpaques nennt, und die zahmen Vicognes ſind, haben bisweilen eine ganz ſchwarze, bisweilen eine braungebliche Farbe. Die Vicognes oder wilden Pacos haben die Farbe einer vertrockneten Roſe, und dieſe natürliche Farbe iſt ſo beſtändig, daß ſie ſich unter den Händen des Künſtlers nicht verändert; man macht ſehr ſchöne Handſchuhe und Strümpfe aus dieſer Vicognewolle, eben ſo auch vortrefliche Decken und Tapeten von ſehr hohem Werthe. Dieſe Waare allein

4) Die Vicogna iſt doch nach Molina eine von dem Paco oder Alpaca verſchiedene Thierart.

D.

allein macht einen großen Handelszweig des ſpaniſchen Amerikas, der canadenſiſche Biber, das kalmückiſche Schaf, und die ſyriſche Ziege, liefern kein ſchöneres Haar; und die Vicognewolle ſteht mit der Seide in einem Preiſe. 5)

Dies Thier ſtimmt in vielen Stücken mit dem Lama überein; es iſt in eben dem Lande zu Hauſe, auf welchem es, ſo wie jenes, dergeſtalt eingeſchränkt iſt, daß man es nirgends als auf den Cordilleren findet; eben ſo hat es das nämliche Naturel, faſt die nämlichen Sitten und Temperament. Da indeſſen ſeine Wolle weit länger und dicker, als die des Lamas iſt, ſo ſcheint es, als wenn es die Kälte noch weniger als jenes ſcheue, und Schnee, Eis und die kälteſten Gegenden, liebt es noch mehr wie jenes; in den Ländern an der magellani-

5) Ich habe davon gemachtes, ſchön roth gefärbtes Tuch geſehen, davon die Elle über zwanzig Rthlr. koſtete; das ſchwarze Tuch war ebenfalls theurer, als das von der natürlichen Farbe der Wolle.

Das Pfund der blaſſeren Wolle koſtet in Hamburg zehn Mark, die dunkler rothe dreizehn Mark. Beckm. Technol. pag. 84. S. auch Beckm. Bibl. VIII. pag. 450.

ſchen Küſte findet man ſie in vorzüglich groſ-
ſer Menge. n)

In ihrer äußern Bildung ſind die Vi-
cognes den Lamas ebenfalls ähnlich, außer
daß ſie etwas kleiner ſind, etwas kürzere
Beine, und dickere Schnauze haben; ihre
Wolle hat die Farbe einer vertrockneten und
verbleichten Roſe: ſie haben keine Hörner;
ſie wohnen und gehen auf den ſteilſten
Spitzen der Berge; Schnee und Eis ſcheint
ſie mehr zu erfriſchen, als ihnen unange-
nehm zu ſeyn; ſie gehen truppweiſe, und
laufen mit vieler Leichtigkeit; ſie ſind ſchüch-
tern, und ſobald ſie Jemand erblicken, ſo
laufen ſie, ihre Jungen vor ſich her, davon.
Die alten peruaniſchen Könige hatten es
ſehr ſtrenge verboten, ſie zu jagen, weil ſie
ſich nur ſparſam vermehren; und heut zu
Tage ſind ſie ungleich ſeltener, als bei der
An-

n) Die öſtliche Seite des Patagonien, in der Nähe des Plata-Stromes hat noch einen großen Vorrath von Vicognes, aber dies Thier iſt ſo ſchüchtern, und ſchnell, daß es äußerſt ſchwer hält, es zu fangen. Voyage de George Anſon. pag. 57. Die gemeinſten Landthiere des Haſens St. Julien an der magellaniſchen Küſte, ſind die Guanacos. Hiſtoire de Paraguai, par le P. Charlevoix. T. VI. pag. 207.

Ankunft der Spanier. Das Fleiſch dieſer Thiere iſt ſo niedlich nicht als des der Huanacus; man ſucht ſie blos ihres Felles und der Bezoarſteine willen, ſo ſich bei ihnen erzeugen. Die Art, wie man ſie fängt, bezeugt ihre außerordentliche Furchtſamkeit, oder wenn man lieber will, ihre Schwäche. Es verſammlet ſich nämlich eine Anzahl Menſchen, um ſie in die Flucht, und in gewiſſe enge Wege zu treiben, wo man in einer Höhe von etwa drei bis vier Fuß, Stricke ausgeſpannt hat, längs welcher man Stücken von Lein oder Tuch anhängen läßt; wenn nun die Vicognes bei dieſem Wege ankommen, werden ſie durch das Flattern dieſer vom Winde bewegten Lumpen, ſo in Furcht geſetzt, daß ſie ſich nicht unterſtehen hierüber zu ſetzen, ſondern alle als unbeweglich ſtehen bleiben, ſo daß man ſie mit geringer Mühe in großer Menge tödten kann; aber finden ſich einige Huanacus unter den Haufen, ſo ſetzen dieſe, da ſie höher gebaut, und weniger furchtſam ſind, über dieſe Stricke herüber, und ſobald dieſe erſt ein Beiſpiel gegeben, ſo ſpringen die Vicognes ebenfalls herüber, und entwiſchen den Jägern. o)

o) Voyage de Frezier, pag. 138 und 139.

Der zahmen Vicognes oder Pacos bedient man ſich eben ſo als der Lamas zum Transporte; allein außerdem, daß ſie, da ſie kleiner oder ſchwächer ſind, weniger tragen, ſind ſie noch weit eigenſinniger in ihrer Widerſetzlichkeit; wenn ſie ſich einmal mit ihrer Laſt niederwerfen, ſo ließen ſie ſich lieber in Stücken hauen, als daß ſie aufſtänden. Die Indianer haben ſich ihrer Milch niemals bedient, weil ſie nur gerade ſo viel, als zur Ernährung der Jungen nöthig iſt, davon haben. Der große Vortheil, ſo ihre Wolle einträgt, bewog die Spanier, es zu verſuchen, ſie in Europa fortzubringen; ſie brachten auch wirklich einige nach Spanien, um ſie dort fortzupflanzen, herüber, aber das Klima war ihnen ſo wenig zuträglich, daß alle ſtarben. p) Indeſſen bin ich, wie ſchon angeführt, überzeugt, daß dieſe noch nützlichere Thiere als die Lamas, auf unſern Gebirgen und vornämlich auf den Pyreneen ſehr gut fortkommen würden; die, ſo ſie nach Spanien gebracht, haben keine Rückſicht darauf genommen, daß ſie ſelbſt in Peru nur in den kalten Gegenden, oder auf den höchſten Spitzen der

p) Hiſtoire des avantures de Flibuſtiers, pag 376. B.

der Berge leben; ferner, daß man ſie niemals in niedrig gelegenen Gegenden antrifft, und daß ſie in warmen Ländern ſtarben; daß ſie hingegen noch heut zu Tage in den an der magellaniſchen Meerenge gelegenen Ländern, wo die Kälte weit ſtärker als in unſern mittäglichen Theil von Europa iſt, ſehr zahlreich ſind, und daß man ſie alſo, wenn man ſie erhalten wollte, nicht in Spanien, ſondern in Schottland oder gar in Norwegen, und noch ſicherer an dem Fuſſe der Pyreneen oder Alpen, wo ſie klettern, und eine ihnen zuträgliche Gegend erlangen könnten, ans Land ſetzen müßte: ich dringe deswegen ſo ſehr darauf, weil ich denke, daß dieſe Thiere eine vortreffliche Erwerbung für Europa ſeyn würden, und mehrere wahre Vortheile ſchaffen würden, als alles Metall q) der neuen Welt, das zu nichts andern gedienet, als unſere mit einer überflüſſigen Laſt zu beladen, indem man vorher

q) Anmerkung. Welche wahre Vortheile haben wohl alle dieſe reichen Minen Perus hervorgebracht? Millionen Menſchen ſind, um ſie uns zu verſchaffen in den Eingeweiden der Erde umgekommen, deren Blut und Sklaverei zu nichts gedienet, als uns mit einer bequemen Laſt zu beladen.

für ein Quentchen Gold oder Silber eben das erhalten konnte, was uns wohl eine Unze eben dieſes Metalles koſtet.

Die kräuterfreſſenden Thieren, ſo auf den Gebirgen von Aſien und ſelbſt von Afrika leben, liefern uns den ſogenannten orientaliſchen Bezoar, deſſen Kräfte hoch genug erhoben ſind. Die Bewohner der europäiſchen Gebirge, auf denen die Pflanzen und Kräuter mehr gemildert ſind, erzeugen bloße Bälle ohne Kräfte, oder die ſogenannten Haarkugeln, und im ganzen ſüdlichen Amerika liefern alle Thiere, ſo die Gebirge unter dem heißen Erdgürtel bewohnen, eine andere Art Bezoar, den man den occidentaliſchen nennt, die noch härter und vielleicht eben ſo wirkſam als die orientaliſchen ſind. Die Vicognes liefern ſelbige in vorzüglicher Menge, ſo auch die Huanacus, auch erhält man ſie von den Hirſchen und Rehböcken auf den Gebirgen von Neu-Spanien. r) Die Lamas und Pacos geben

r) Wir wiſſen, daß es in Neu-Spanien Bezoarſteine giebt, ob dort gleich weder Vicognes, noch Guinacos, ſondern blos Hirſche ſind, bei denen man bisweilen auch dergleichen Steine findet. Hiſtoire naturelle des Indes occidentales, par Acoſta, pag. 207.

B.

geben nur ſo lange ſie Huanacus und Vicognes ſind, das heißt nur im Stande der Freiheit, einen guten Bezoar; der den ſie als Hausthiere liefern, iſt klein, ſchwarz, und ohne Kräfte; die dunkelgrauen ſind die beſten, und dieſe kommen gewöhnlich von den Vicognes, vornämlich von denen, ſo die höchſten Spitze der Berge bewohnen, und die gewohnt ſind, unter dem Schnee ihre Nahrung hervorzuſuchen; von dieſen Bergbewohnern hat ſowohl das Weibchen, als Männchen den Bezoar, und dieſe peruaniſche Bezoare ſtehen zunächſt nach den Orientaliſchen, und ſie ſind weit beſſer als die Bezoare aus Neu-Spanien, welche die Hirſche liefern, und die unwirkſamſten ſind.

Anhang.

Vom Vigogne.

Buff. Suppl. quadr. X. pl. 28.

Wir liefern auf der XXVIII. Kupfertafel die Abbildung eines männlichen Vigogne, welcher nach dem Leben auf der Vieharzneiſchule, im Jahr 1774 gezeichnet iſt, und wovon man das ausgeſtopfte Fell in dem Kabinet des Hrn. Baurgelat ſieht. Es iſt viel kleiner als der Lama, und hier ſind ſeine Ausmeſſungen.

Länge des Leibes in grader Linie gemeſſen vor der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des Schwanzes	4 Fuß	4 Zoll	6 Lin.
Höhe des Vordertheils . .	2 —	4 —	9 —
— des Hintertheils . .	2 —	6 —	2 —
— des Bauchs über der Erde .	1 —	8 —	. —

Länge

Der Vigogne T. CCLVI.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII T.

Länge des Kopfs .	Fuß . 6	Zoll 6	Lin.
— der Ohren .	— 4	— 3	—
Weite der Ohren .	— 1	— 1	—
Größe des Auges .	— 1	— 4	—
Abſtand des Auges v. der Spitze der Schnauze	— 3	— 9	—
Länge des Schwanzes mit ſeiner Wolle =	— 8	— 9	—

Der Vigogne hat viel ähnliches, und ſogar gleiches mit dem Lama, aber ſeine Bildung giebt ihm mehr Leichtigkeit, ſeine Beine ſind nach Verhältniß des Körpers viel länger, dünner und beſſer gebaut als die Beine des Lama; der Kopf, den er auf einem langen und zarten Halſe gerade und hoch trägt, giebt ihm ein leichtes Anſehen, ſelbſt wenn er ruhet, er iſt im Verhältniß viel kürzer als der Kopf der Lama, breit an der Stirne und ſchmal bei der Oeffnung des Mundes, welches dem Thier eine feine und lebhafte Phyſiognomie giebt, deren Lebhaftigkeit noch ſehr durch ſeine ſchöne ſchwarze Augen gehoben wird, die einen ſehr großen Umkreiß von ſechszehn Linien haben, der oberen Knochen dieſer Augenhöh-

lung

lung iſt ſehr erhaben, und das untere Augenlied weiß, die Naſe iſt abgeplattet, und die von einander entfernten Naſenlöcher gleich den Lefzen braun mit grau vermiſcht; die obere Lefze iſt wie bei dem Lama geſpalten, und die Spalte iſt groß genug, um zwei lange und platte Schneidezähne in der untern Kinnlade zu erblicken.

Der Vigogne hat auch grade, lange, und zuſpitzende Ohren, die inwendig nackt, und außen mit kurzen Haaren bedeckt ſind. Größtentheils iſt der Leib dieſes Thiers braunröthlich, das ins Weinfarbige fällt, übrigens aber iſabellfarbig. Das Obere des Kinnbacken iſt weißgelb, die Bruſt, der Unterleib, das Innere der Lenden und der untere Theil des Schwanzes ſind weiß. Die unter der Bruſt hängende Wolle iſt drei Zoll lang, die aber auf dem Leibe beträgt nur einen Zoll. Das Ende des Schwanzes iſt mit langer Wolle behangen. Dies Thier hat geſpaltene Füſſe in zwo Zehen getheilt, die bei dem Gehen ſich von einander trennen. Seine Hufe ſind ſchwarz, dünne, unten platt und oben rund, haben einen Zoll Länge bei einer Höhe von neun Linien, und fünf Linien Breite oder Grundfläche.

Dieſer

Dieſer Vigogne lebte vierzehn Jahre in der Vieharzneiſchule, und war vielleicht eben ſo lange in England geweſen, inzwiſchen war es doch nicht voll ſo eingezogen, wie der Lama; es ſchien uns auch nicht vom Naturell voll ſo empfindlich, denn es ließ keine Probe der Zuneigung gegen ſeinen Wärter blicken, es biß ſogar um ſich, wenn man es zwingen wollte, blies oder ſpie unaufhörlich denen, die ſich ihm näherten ins Geſicht. Man gab ihm trockene und öfters in Waſſer eingeweichte Kleie. Nie hat es reines Waſſer oder ein anderes Getränk getrunken, ſondern es ſcheint, als habe der Vigogne gleich dem Lama ſo überflüßigen Speichel, daß er des Trinkens nicht bedarf. Endlich laßt er ſeinen Harn wie der Lama nach hinten, und nach aller dieſer Gleichheit ihrer Natur kann man beide Thiere zwar als Arten deſſelbigen Geſchlechts aber doch nicht ſo nahe verwandt anſehen, daß ſie ſich begatten ſollten.

Als ich im Jahr 1766 die Geſchichte des Lama und Vigogne im XIIIten Bande ſchrieb, ſo glaubte ich, daß es in dieſem Geſchlecht nur zwo Arten gäbe, und meinte, daß der Alpaco oder Alpaca mit dem

Vigo-

Vigogne einerlei Thier unter einer verſchiedenen Benennung ſey. Die Unterſuchung, die ich mit dieſen beiden Thieren angeſtellt, und wovon ich Rechenſchaft ablegen will, hatte mich in dieſer Meinung beſtätiget; aber neulich habe ich entdeckt, daß der Alpaco oder Paco eine dritte Art ausmacht, die man als eine Mittelart zwiſchen dem Lama und Vigogne anſehen kann. Ich bin dieſe neue Kenntniſſe dem Herrn Marquis von Neſſe ſchuldig. Dieſer Herr, der eben ſo eifrig für die Ausbreitung der Wiſſenſchaften als für das gemeine Wohl iſt, hat ſogar das Projekt gemacht, aus dem ſpaniſchen Indien eine gewiſſe Anzahl dieſer Thiere der Lamas, der Alpacas und der Vigognes ſich kommen zu laſſen, damit er ſie in Frankreich einheimiſch zu machen, und ſie zu vermehren verſuchte, und es wäre ſehr zu wünſchen, daß die Regierung ſeine Abſichten begünſtigte, da die Wolle dieſer Thiere, wie bekannt, einen unſchätzbaren Werth hat. Die Vortheile und Schwierigkeiten dieſes Unternehmens ſind in folgender Schrift vorgeſtellt, die dem Marquis von Neſſe von dem Abt Belliardy übergeben, deſſen Verdienſte bekannt genug ſind, und der wegen ſeines langen Aufent-

halts

halts in Spanien im Stande war, richtige Kenntniſſe davon zu haben.

„Der Name Lama, ſagt er, iſt ein Geſchlechtsname, den die peruaniſchen Indianer ohne Unterſchied allen Wolle tragenden Thieren geben. Vor der Eroberung der Spanier gab es in Amerika keine Schafe, nur dieſe Eroberer brachten ſie dahin, und die peruaniſchen Indianer nannten ſie Lamas, weil dies wahrſcheinlich in ihrer Sprache ein Wort iſt, das jedes wolligte Thier anzeigt, doch unterſcheidet man in den Provinzen Cuſco, Potoſi und Tucuman drei Arten von Lamas, deren Unterſchied ihnen auch verſchiedene Benennungen gegeben hat.

Der Lama iſt ein Thier, daß in ſeinem natürlichen und freien Zuſtande die Geſtalt eines kleinen Kamels hat; er hat die Höhe eines großen Eſels, iſt aber weit länger. Seine Füſſe ſind wie die Ochſenfüſſe geſpalten; ſein Hals iſt dreißig bis vierzig Zoll lang; ſein Kopf, den er immer in die Höhe trägt, iſt einem Füllenkopf ziemlich gleich. Den ganzen Körper bedeckt eine lange Wolle, am Halſe und Bauch iſt ſie aber weit kürzer.

Urſprünglich iſt das Thier wild, und man findet es noch in kleinen Haufen auf hohen und kalten Bergen. Die Landeseinwohner haben es zahm gemacht, daß es in warmen und kalten Himmelsgegenden auf gleiche Art fortkömmt, und es pflanzt ſich in dieſem Zuſtande auch fort. Das Weibchen wirft jedesmal nur ein junges, wie lange es trägt, hat man mir nicht ſagen können.

Seitdem die Spanier Pferde und Mauleſel in das Königreich Peru eingeführt, hat man die Lamas nicht ſo ſehr gebraucht, man bedient ſich ihrer aber doch noch beſonders zu Arbeiten auf dem Lande. Man bepackt es wie wir unſere Eſel, und es trägt fünf und ſiebzig bis hundert Pfund auf dem Rücken. Es geht weder im Trott noch im Galopp, aber ſein gewöhnlicher Gang iſt ſo eben, daß die Frauenzimmer ſich ſeiner vorzugsweiſe vor jedem andern Reitthier bedienen. Man läßt ſie frei auf den Feldern weiden, ohne daß ſie ſich zu entfernen ſuchen. Außer dem Hausdienſt wozu man ſie braucht, hat man noch den Vortheil, daß man ihre Wolle nutzt. Man ſcheeret ſie einmal des Jahres gewöhnlich am Ende des Junius, von ihrer Wolle

macht

macht man in dieſen Gegenden eben den Gebrauch, den wir von den Haaren machen, ob ſie gleich eben ſo weich wie unſere Seide, und ſchöner als unſere Schafwolle iſt.

Die zweite Art Lamas iſt der Alpaco. Im Ganzen gleicht dies Thier dem Lama, unterſcheidet ſich aber dadurch, daß es kürzere Füſſe, und einen weit breitern Körper hat. Der Alpaca iſt ganz wild, und hält ſich mit den Vigognes in Geſellſchaft, ſeine Wolle iſt dichter, und viel feiner als bei dem Lama, und man ſchätzt ſie auch mehr.

Die dritte Art iſt der Vigogne, der auch dem Lama ähnlich, ausgenommen, daß er viel kleiner iſt, er iſt wie der Alpaca ganz wild. Einige Leute in Lima füttern ſie zur Seltenheit, und aus bloßer Liebhaberei (man weiß aber nicht, ob ſie ſich in dieſem Zuſtande vermehren, und auch nicht einmal, ob ſie ſich begatten.) Die Vigognes eſſen bei dieſer eingeſchränkten Lebensart faſt alles, was man ihnen anbietet, Maiz, türkiſchen Weizen, Brod und alle arten von Kräuter. Der Vigogne hat noch feinere Wolle als der Alpaca, und man jagt ihn nur um die Haut zu bekommen.

Sein Fell hat dreierlei Arten von Wolle, die auf dem Rücken, die dunkler, feiner und am koſtbarſten iſt, die an den Seiten, die eine hellere Farbe hat, und die auf dem Bauch, die ſilberfarbig iſt, und die man am wenigſten ſchätzt. Wegen des Unterſchiedes im Preiſe, unterſcheidet man im Handel dieſe drei Wollarten.

Die Vigognes gehen immer in ziemlich zahlreichen Haufen, ſie halten ſich auf den Bergſpitzen von Cuſco, Potoſi und Tucuman auf rauhen Felſen und in wüſten Gegenden, und gehen um zu weiden in die Thäler herab. Will man ſie jagen, ſo ſucht man ihre Spuren oder ihren Unrath auf, der die Oerter anzeigt, wo man ſie finden kann, denn dieſe Thiere lieben die Reinlichkeit, und haben einen natürlichen Trieb ihren Miſt auf einen Ort zuſammen zu bringen. — Man ſpannt zuerſt an den Orten, wo ſie entwiſchen könnten, Stricke aus, und befeſtigt in verſchiedenen Entfernungen Lumpen von allerlei Farben an dieſen Stricken; das Thier iſt ſo furchtſam, daß es ſich nicht wagt, durch dieſe ſchwachen Schranken durchzubrechen. Die Jäger machen einen großen Lerm, und ſuchen die Vigognes gegen einige Felſen zu treiben,

über

über welche ſie nicht hinüberſteigen können; die außerordentliche Furchtſamkeit dieſes Thiers hindert ſie, den Kopf nach ihre Verfolger hinzudrehen, und es läßt ſich in dieſem Zuſtande bei den Hinterbeinen greifen, wo man ſicher iſt, keinen zu verfehlen; man iſt ſo grauſam, daß man den ganzen Haufen auf der Stelle niederhauet. Es giebt Verordnungen, wonach dies Gemetzel unterſagt iſt, ſie werden aber nicht beobachtet. Es würde indeſſen leicht ſeyn, ſie zu ſcheeren, wenn man ſie gefangen hat, und ſich die neue Wolle auf das folgende Jahr zu ſparen. Dieſe Jagden bringen gewöhnlich fünfhundert bis tauſend Vigognesfelle, wenn aber die Jäger das Schickſal haben einen Alpaca zu treffen, ſo iſts mit ihrer Jagd aus. Dies kühnere Thier rettet die Vigognes unfehlbar. Es ſpringt über den Strick ohne zu erſchrecken, noch durch die flatternden Lumpen ſich irre machen zu laſſen, bricht durch die Schranken, und die Vigognes folgen ihm nach.

In allen nördlichen Gegenden der Cordilleras von Lima, wenn man näher nach Quito kömmt, findet man weder Lamas noch Alpaces noch Vigognes in der Wild-

 heit,

heit, der zahme Lama iſt aber zu Quito ſehr gewöhnlich; man bepackt ihn und braucht ihn zu allen Feldarbeiten.

Wollte man ſich von der ſüdlichen Seite von Peru Vigognes lebendig herkommen laſſen, ſo müßte man ſie die Provinzen Cuſco und Potoſi bis an den Hafen Arika herunterbringen laſſen, von wo man ſie nach Europa fortſchiffen könnte; denn die Schifffahrt durch das Südmeer bei Cap Horn iſt ſo lang und ſo vielen Zufällen unterworfen, daß es vielleicht ſehr ſchwer ſeyn möchte, ſie auf der Fahrt zu erhalten. Das beſte und ſicherſte Mittel wäre, ein eignes Schiff dazu nach den de la Plata Fluß zu ſchicken, die Vigognes, die man in der Provinz Tucuman ohne ſie zu mißhandeln, hätte können fangen laſſen, würde man leicht nach Buenos-Ayres herabbringen laſſen, und hier einſchiffen können, aber es würde ſchwer halten zu Buenos-Ayres ein Fahrzeug zur Rückreiſe zu finden, das zum Transport von drei bis vier Dutzend Vigognes zubereitet, und genau dazu eingerichtet wäre. In Europa wäre zur Ausrüſtung eines ausdrücklich hiezu beſtimmten Fahrzeuges nicht mehr Koſten nöthig, als ein Schiff zu befrach-

frachten, das ſich von ungefähr zu Buenos-Ayres fände.

Man müßte daher einem Handelshauſe in Cadix den Auftrag geben, ein Fahrzeug nach den de la Plata Strom ausrüſten zu laſſen: dies Schiff, das mit Waaren die zum Handel frei ſtünden, befrachtet ſeyn könnte, würde den ſpaniſchen Finanzen gar keinen Eintrag thun, man dürfte ja nur um Erlaubniß bitten, daß man einen bis zween Leute an Bord nehmen dürfte, die Kommiſſion hätten dieſe Vigognes mit zurück zu nehmen: für die Statthalter in dieſem Lande müßten ſie vom ſpaniſchen Miniſterio mit Päſſen und hinreichenden Empfehlungsſchreiben verſehen ſeyn, damit ſie in dem Vorhaben und in dem glücklichen Erfolg dieſes Auftrages unterſtützt würden. Von Buenos-Ayres müßte man nothwendig nach Santa Crux de la Sierra Ordre geben, daß man von den Tucumaniſchen Bergen drei bis vier Dutzend weibliche Vigognes nebſt einem halben Dutzend Männchen dahin brächte, ſo wie einige Alpacas und einige Lamas die Hälfte Männchen, und die Hälfte Weibchen; das Schiff würde ſo zurecht gemacht, daß ſie darin fortgebracht würden, und einen bequemen

Platz hätten, und es dürfte deswegen keine andere Waaren wieder zurücknehmen, und müßte den Befehl haben, zuerſt nach Cadix zu gehen, wo die Vigognes ſich ausruhen könnten, von wo man ſie dann nach Frankreich transportiren könnte. . .

Eine ſolche Reiſe nach den Umſtänden, wie ſie eben entworfen, könnte ſo ſehr koſtbar nicht ſeyn. Ja man könnte allen Seeoffizieren, ſo wie allen Schiffen, die von Isle de France und Indien zurückkommen, den Befehl geben, daß, wenn ſie von ungefähr an die amerikaniſchen Küſten verſchlagen würden, und ſich genöthigt ſehen, ſich einen Zufluchtsort daſelbſt zu ſuchen, ſie im de la Plata Fluß am liebſten ihre Raſt hielten. Unterdeſſen, daß man mit den Ausbeſſerungen des Schiffs beſchäftiget wäre, ſo müßte man bei den Eingebornen nichts ſparen, um einige lebendige Vigognes Männchen und Weibchen nebſt einigen Lamas und Alpacas zu bekommen. Zu Montevideo wird man Indianer finden, die dreißig bis vierzig Meilen auf einen Tag machen, die nach Santa Crux de la Sierra gehen könnten, und dieſen Auftrag ſehr gut ausrichten würden. Dies wäre um ſo leichter, da die franzöſiſchen Schiffe,

Schiffe, die von Isle de France oder Indien zurückkommen, in Montevideo ſich ausruhen können, anſtatt daß ſie, wie es ſich oft trifft, nach St. Katharina an der braſilianiſchen Küſte gehen. Der Miniſter, der dazu etwas beitrüge, das Königreich mit einem ſo nützlichen Thier zu bereichern, könnte ſich darüber wie über die wichtigſte Eroberung Glück wünſchen. Es iſt erſtaunend, daß die Jeſuiten niemals darauf gedacht, mit der Verpflanzung der Vigognes nach Europa einen Verſuch zu machen, ſie, die als Herren von Tucuman und Paraguay dieſen Schatz mitten in ihren Miſſionsgegenden und in ihren ſchönſten Niederlaſſungen beſaßen."

Als ich dieſe wichtige Schrift des Hrn. Abt Beliardy mitgetheilt bekommen, ſo gab ich ſie meinem würdigen und verehrungswerthen Freund, dem Oberaufſeher der Handlung Herrn Tolozan, der bei allen Gelegenheiten eifrig für das gemeine Wohl arbeitet; er hielt es daher für ſeine Pflicht, wegen dieſer Schrift und des darin enthaltenen Vorſchlages einen einſichtvollen Mann (den Herrn de la Foile, Oberaufſeher der Manufakturen,) um Rath zu fragen, und

hier ſind deſſelben hierüber gemachte Bemerkungen.

„Der Verfaſſer dieſer Schrift, von einem lobenswürdigen Eifer beſeelt, ſagt Hr. de la Folie, ſtellt die Vermehrung der Lamas, Alpacas und Vigognes in Frankreich als eine große Eroberung vor, die ein Miniſter machen könnte, er wird mir aber folgende Bemerkungen erlauben.“

Die von den Peruvianern ſogenannten Lamas, und die Carneros de la terra der Spanier, ſind, wie der Autor ſie angiebt, gute Hausthiere, man bemerkt nur, daß ſie bei Nacht mit ihrer Laſt nicht gehen können, welches die Spanier nöthigte, Mauleſel und Pferde zu gebrauchen. Uibrigens wollen wir dieſe Thiere nicht als Laſtthiere anſehen, (unſere franzöſiſchen Eſel haben vor ihnen einen großen Vorzug) die Hauptſache iſt ihr Fell: ihre Wolle, wie der Autor bemerkt, ſteht nicht nur unter der Wolle der Vigognes, ſondern ſie hat auch einen ſehr unangenehmen Geruch, den man ihr ſchwerlich nehmen kann.

In der That hat die Wolle des Alpaca, wie er ſagt, vor der Lamawolle viele Vorzüge,

züge, man verwechſelt ſie immer mit der Vigognewolle, und ſelten trifft man dieſe letztere von derſelben unvermiſcht.

Der Lama läßt ſich, wie der Verfaſſer bemerkt, ſehr gut zähmen, man macht ihm aber den Einwurf, daß die Spanier in ihrem Lande viele Verſuche angeſtellt, um die Alpacas und Vigognes einheimiſch zu machen. Der Verfaſſer, der das Gegentheil behauptet, hat keine ſichere Berichte gehabt. Man hat verſchiedenemal eine Menge von daſigen Thieren nach Spanien kommen laſſen, und verſucht ſie zu vermehren; die vielfältig darüber angeſtellten Proben, ſind aber durchaus fruchtlos geweſen, die Thiere ſind ausgeſtorben, und ſeit der Zeit hat man deswegen dieſe Verſuche aufgegeben.

Es wäre alſo wohl zu fürchten, daß dieſe Thiere in Frankreich eben das Schickſal haben möchten, ſie ſind in ihrem Vaterlande zu einer beſondern Nahrung gewöhnt, und dieſe iſt eine Art von ſehr zarten Binſen, die man Ycho nennt, und vielleicht haben unſere Futterkräuter nicht eben die Eigenſchaften, und eben die nährenden Kräfte, ſie mögen nun ſchlechter oder beſſer ſeyn.

Aus

Aus der Vigognewolle wird ſchönes Zeug gemacht, das aber nicht ſo dauerhaft iſt, als die aus Schafwolle verfertigten Zeuge."

Da ich dieſe in vieler Rückſicht befriedigende Antwort erhielt, die zugleich das wirkliche Daſeyn einer dritten Art, nämlich der Alpaca-Art in dem Lamageſchlecht beſtätigt, aber auch zu einigen Zweifel über die Möglichkeit, dieſe Thiere ſowohl als den Vigogne in Europa zu halten, Gründe anzugeben ſcheint; ſo theile ich ſie mit der vorigen Schrift des Herrn Beliardy verſchiedenen ſachkundigen Perſonen, und beſonders dem Herrn Abt Bexon mit, der folgende Anmerkung dazu gemacht hat.

„Ich merke an, ſagt er, daß der Lama eben ſo gut in den niedrigen und warmen Thälern von Peru, als in der kälteſten Gegend von Sierra lebt, und daß folglich die Beſchaffenheit des Klima kein Hinderniß ſeyn kann, daß ſie ſich daſelbſt nicht aufhalten könnten."

Wenn man ihn, als ein Thier zum Reiten anſieht, ſo hat er einen ſo ebenen Gang, daß man ihn lieber als das Pferd und

und den Eſel gebraucht, es ſcheint auch, daß er ein härteres Leben als der Eſel, eine eben ſo grobe Lebensart hat, und auch nicht mehr mehr Sorgfalt nöthig hat. (pag. 285.)

Es ſcheint, als wenn die Spanier ſelbſt nicht den vortheilhaftern oder den beſten Gebrauch von der Wolle des Lama zu machen wiſſen, weil es heißt, daß man dieſe Wolle, ob ſie gleich ſchöner als unſere Schafwolle, und auch weicher als Seide iſt, eben dazu gebraucht, wozu wir unſere Haare gebrauchen. (pag. 285)

Der Alpaca, ein Mittelart zwiſchen dem Lama und Vigogne, der bisher ſogar Naturforſchern wenig bekannt iſt, lebt noch ganz wild; inzwiſchen iſt es vielleicht unter den drei peruvianiſchen Thieren das, was zum Anſchaffen das Wichtigſte wäre, weil der Alpaca bei einer Wolle, die dichter und viel feiner als die Lamawolle iſt, eine weit ſtärkere und feſtere Leibesbeſchaffenheit als der Vigogne zu haben ſcheint. (Eb. daſ.)

Die leichte Art, wie die zahmen Vigognes, die man in Lima zur Liebhaberei gehalten, ernährt, indem ſie Maiz, Brod und

und alle Arten von Kräuter freſſen, iſt da- für Bürge, daß man auch leicht dieſe Thiere im Großen aufziehen könnte. Eine unbe- greifliche Nachläſſigkeit macht, daß wir noch nicht wiſſen, ob die zahmen Vigognes, die man bisher gehalten, ſeitdem ſie zahm ge- worden, ſich fortgepflanzt haben; ich zweifle aber gar nicht, daß dies durch einen na- türlichen Trieb geſellige, von Natur ſchwa- che und wie unſere Schafe mit einer ſanf- ten Furchtſamkeit begabte Thier an zuſam- men gebrachten Heerden kein Gefallen ha- ben ſollte, und daß es ſich nicht gerne in dem ſichern Zufluchtsort eines Parks, oder in einem friedlichen Stall fortpflanzen wür- de, und wohl beſſer als in wilden Thälern, wo ihre flüchtigen Schaaren unter der Klaue des Raubvogels oder bei dem Anblick des Jägers zittern. (Man ſehe pag. 286.)

Die Grauſamkeit, womit man, wie man uns geſagt, in Peru die großen Jagden, oder vielmehr die großen Gemetzel mit den Vigognes anſtellt, iſt noch eine Urſache mehr, eine koſtbare Thierart bald durch ei- nen häuslichen Zufluchtsort in Sicherheit zu bringen, die dies Morden ſtören, oder wenigſtens aufs äußerſte ſchwächen würde.

Die gefährliche und weite Schifffahrt um Cap Horn ſcheint mir, ſo wie dem Herrn Beliardy, ein groſses Hinderniſs zu ſeyn, daſs man die Vigognes nicht auf der ſüdlichen Seite über Arika, Cuſco oder Potoſi fortbringen kann, und der eigentliche Weg dieſe koſtbaren Thiere fortzubringen würde wohl nur der ſeyn, daſs man ſie von Tucuman auf dem Rio de la Plata Strom bis nach Buenos-Ayres hinabbringen lieſse, wo ein ausdrücklich dazu gemiethetes Schiff wäre, das mit Leuten beſetzt, die ſich auf die ſorgſame Behandlung, die dieſe Thiere auf der Reiſe erfordern, verſtünden, und ſie nach Cadix, oder noch beſſer, nach einen von unſern Häfen, die zunächſt an den Pyreneen oder Sevennen grenzen, brächte, wo man wohl das Aufziehen dieſer Thiere am bequemſten verſuchen könnte, da die Luft in dieſer Gegend der, wo man ſie hat herbringen laſſen, nahe kömmt.

Ich habe noch einige Bemerkungen übrig, die ich über den Brief des Herrn de la Folie machen muſs, der mir nur ſehr wenig gegründete und ziemlich leicht zu hebende Schwürigkeiten zu enthalten ſcheint.

2) Man

1) Man hat bemerkt, daß, wenn das Pferd und der Eſel durch den anhaltenden Dienſt vor dem Lama einen Vorzug haben, dieſer ihnen hingegen in anderer Rückſicht vorzuziehen iſt; und übrigens kömmt es hier weit weniger darauf an, den Lama als ein Laſtthier anzuſehen, als vielmehr ihn ſo wie den Vigogne und Alpaca, als ein Wolle tragendes Thier zu betrachten.

2) Wer kann uns die Verſicherung geben, daß man in Spanien viele Verſuche gemacht, dieſe Thiere einheimiſch zu machen, und zugegeben, daß ſie gemacht ſind, ſind ſie mit Einſicht gemacht? Nicht in einer warmen Ebene, ſondern wie wir eben angezeigt haben, auf den hohen Bergrücken, welche an Gegenden ſtoßen, die mit Schnee bedeckt ſind, muß man den Vigognes ein Klima wieder finden laſſen, das ihrem natürlichen Klima ähnlich iſt.

3) Man könnte weniger von den aus Peru gekommenen Vigognes, als von ihrer in Europa entſtandenen Raße, ſich neue Heerden anzuſchaffen, hoffen, und man müßte auf die Erhaltung und Vermehrung dieſer Raße alle ſeine Sorgfalt zuerſt richten, die bei zarten und aus ihrem Vaterlande ge-

gebrachten Thieren ohne Zweifel groß und ununterbrochen ſeyn müßte.

4) Was das Ychokraut anlangt, ſo kann man wohl kaum glauben, daß ſeine Stelle nicht von einigen unſerer Gräſer, oder Binſen ſollte erſetzt werden können; wäre es aber durchaus nöthig, ſo wollte ich vorſchlagen, das Ychokraut ſelbſt hierüber zu bringen, es würde wahrſcheinlich nicht ſchwerer ſeyn, hievon als von jedem andern Samenkraut Samen zu ziehen, und es wäre ein Glück für uns, wenn wir mit einer neuen Art von Heerde, eine neue künſtliche Wieſenart bekämen.

5) Was die Furcht betrifft, daß ſich bei der Wolle des anders wohin verſetzten Vigogne eine Ausartung zeigen würde, ſo ſcheint ſie mir nicht ſehr gegründet. Es iſt mit dem Vigogne nicht ſo, wie mit einer zahmen durch Kunſt vervollkommneten, oder wenn man will, ſo ſehr wie möglich ausgearteten Art, zum Beiſpiel wie mit der angoriſchen Ziege, die wirklich, wenn man ſie außerhalb Syrien verſetzt, mit der Zeit etwas von ihrer Schönheit verliert. Der Vigogne lebt im Stande der Wildheit, hat keine andere Eigenſchaften, als die ihm die

Natur gegeben, und die das zahm machen unſtreitig wie jede andere Art zu unſerm Nutzen noch vervollkommnen könnte.“

Ich nehme dieſe ſehr wahren Bemerkungen des Herrn Abt Beron vollkommen an, und bleibe bei der Meinung, daß es eben ſo möglich als vortheilhaft wäre, dieſe drei für Peru ſo nützliche Arten von Thieren, die zum Gebrauch als Hausthiere ſo geſchickt zu ſeyn ſchienen, bei uns einzuführen. Buff. quadr. Suppl. X. pag. 378. pl. 28.

B.

An-

Der Lama. T. CCLVII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

Anhang.

Vom Lama.

Buff. Suppl. quadr. X. pl. 27.

Wir liefern hier die Zeichnung eines nach der Natur gezeichneten Lama, und das wirklich noch jetzt (im Aug. 1777.) in der Vieharzneiſchule auf dem Schloſſe zu Alfort lebt. Dies Thier iſt aus dem ſpaniſchen Indien, nach England gebracht, und wurde uns im November 1773. zugeſchickt. Es war damals noch jung, und ſeine Mutter, die bei ihm war, ſtarb kurz nach der Ankunft. Man kann die ausgeſtopfte Haut, und den unter der Haut ausgeſpritzten Körper deſſelben in dem ſchönen anatomiſchen Kabinet des Hrn. Bourgelat ſehen.

Obgleich dieſer Lama noch jung war, und der Transport, und die eingeſchränktere Lebensart auf ſeinen Wachsthum ohne Zweifel Einfluß gehabt, und ihn zum Theil zu-

rückgehalten hatten, ſo war er dennoch, wenn man ihn von dem Scheitel des Kopfs an den Vorderfüſſen herab in grader Linie maß, beinahe fünf Fuß hoch, und wenn er in der Freiheit lebt, wird er merklich größer und bekömmt einen dickern Körper. Dies Thier vertritt in dem neuen Welttheil die Stelle des Kameels der alten Welt. Er ſcheint daſſelbe in einer ſchönen verkleinerten Geſtalt zu ſeyn; denn ſein Wuchs iſt zierlich, und von den Verunſtaltungen des Kameels hat er nichts, er nähert ſich ihm aber doch durch viele Aehnlichkeiten, und iſt ihm in vieler Rückſicht gleich. Er iſt wie der Kameel zum Laſttragen geſchickt, hat ein wolligtes Haar, ziemlich dünne Beine, und kurze Füſſe, die faſt eben die Geſtalt wie die Beine und Füſſe des Kameels haben; dadurch aber unterſcheidet er ſich, daß er keinen Höcker, einen kurzen Schwanz und lange Ohren hat, überhaupt aber weit beſſer gebildet iſt, und durch die Verhältniſſe ſeines Körpers eine angenehmere Geſtalt hat. Sein Hals iſt ſtark mit Wolle bedeckt, und ſein Kopf, den er ſtets in die Höhe trägt, geben ihm das edle und leichte Anſehen, das die Natur den Kameelen verſagt hat. Seine ſieben Zoll lange

Ohren

Ohren, die zwei Zoll in der größten Breite haben, gehen zugeſpitzt zu, und ſtehen ſtets gerade nach vorne. Sie ſind mit einem kurzen und ſchwärzlichen Haar verſehen. Der Kopf iſt lang, und hat ein leichtes, und zierliches Anſehen, auch ſeine Augen ſind groß, ſchwarz und an den innern Winkeln mit großen ſchwarzen Haaren geziert, die Naſe iſt platt, und die Naſenlöcher ſtehen weit ab, die obere Lefze iſt geſpalten, und vorne am Kinnbacken ſo getheilt, daß man zween Schneidezähne in der Mitte, die lang und platt ſind, gewahr wird, deren ſich in allen vier im untern Kinnladen befinden. Den obern Kinnbacken fehlen dieſe Schneidezähne, wie allen andern wiederkäuenden Thieren, gänzlich. Oben und unten an jeder Seite ſind nur fünf Backenzähne, welche in allem zwanzig Backen- und vier Schneidezähne ausmachen. Der Kopf, das Obere des Leibes, des Kreuzes, des Schwanzes, und der Füſſe ſind mit einem wolligten Haar bedeckt, welches muskusbraun doch aber ein wenig weinfarbig iſt, mehr ins Helle auf dem Backen, dem Halſe und der Bruſt, mehr aber ins Dunkele auf den Lenden und Vorderfüſſen fällt, wo die Farbe ins Braune und ins Schwarze übergeht, daher kömmt auch das Schwarze, welches auf

der Stirne, rings um die Augen, auf der Naſe, den Naſenlöchern, der Oberlefze und der Hälfte der Backen ſich zeiget. Die Wolle auf dem Halſe iſt dunkelbraun und macht eine Mähne, welche von dem Hauptwirbel herabhängt, und ſich bis auf dem Wiederroß erſtreckt. Eben dieſe braune Farbe erſtreckt ſich, nur bläſſer bis auf den Rücken und macht da einen ſchwachbraunen Streif; die Lenden ſind an den hintern Theilen mit ſtarker Wolle bedeckt, die ziemlich große Flocken bildet. Die Beine ſind nur mit einem kurzen und braunſchwärzlichen Haar bekleidet. Die Vorderbeine ſind ihrer Größe wegen, merkwürdig, anſtatt daß an den hinteren Beinen gegen die Mitte ſich unter der Haut ein Raum findet, der ungefähr zwo Zoll eingeſenkt iſt. Die Füſſe ſind in zwo Zehen geſpalten, das Horn des Hufes an jedem Zehen iſt über anderthalb Zoll lang und iſt ſchwarz, glatt und platt auf ſeiner innern Fläche, auf der äußeren aber geründet. Das Horn des Hufes an den Hinterfüſſen hat das beſondere, daß es an ſeinen Enden einen Haken bildet. Die Rübe des Schwanzes iſt über einen Fuß lang und mit einer ziemlich kurzen Wolle bedeckt, er gleicht einem Büſchel, das Thier trägt ihn ſowohl

bei

bei dem Gehen als bei dem Laufen grade, ſelbſt wenn es ruhet und ſich niedergelegt hat.

Länge des Lama	. 5 Fuß	4 Zoll	4 Lin.	
Höhe des Vordertheils	3 —	3 —	. —	
Höhe des Hintertheils	3 —	6 —	. —	
Höhe des Bauchs über der Erde	. 1 —	9 —	2 —	
Länge des Kopfs von dem äußerſten Theil der Lefzen bis zum Hinterkopf	. . . —	11 —	. —	

Dieſes Thier iſt ſehr zahm, nicht heftig oder boshaft, ſondern ſogar einſchmeichelnd, es läßt ſich von dem der ihn füttert, und auch von jedem andern beſteigen, es gehet im Schritt, Trott, und in einer Art von Galopp.

In ſeiner Freiheit ſpringt es und wälzt ſich auf dem Graſe. Der von mir beſchriebene Lama war ein Männchen, man hat oft Anreizungen vom Begattungstriebe bei ihm bemerkt, es harnte nach hinten, und die männliche Ruthe iſt nach der Größe des

Körpers klein. Es hat über achtzehn Monate bis zu ſeinem letzten Maimonat, ohne zu trinken, zugebracht. Mir ſcheint das Trinken für ihn nicht nothwendig wegen des großen Uiberfluſſes am Speichel, womit das Innere ſeines Mundes beſtändig angefeuchtet iſt.

In den Reiſen des Commodore Byron a) lieſet man, daß Guanaques, das iſt Lamas, auf dem Pinguinseilande und dem Innern des Landes bis am Vorgebirge de Vierges, welches den Eingang der magellaniſchen Meerenge gegen Norden bildet, gefunden werden, daß alſo dieſe Thiere keinen Froſt ſcheuen. In ihrem natürlichen und freien Zuſtande gehen ſie gewöhnlich heerdenweiſe zu sechszig bis achtzig Stück, laſſen ſich aber nicht gern ankommen, b) inzwiſchen ſind ſie leicht zahm zu machen, denn

a) I. Band von Cooks erſten Reiſen. pag. 18.33.

b) Ebend. pag. 25. Den 27. glückte es denen, die ich auf die Jagd der Guanaco's geſchickt hatte, ein junges Guanaco zu fangen, welches ſie am Bord brachten. Es war dieſes das ſchönſte Thier das wir je geſehen hatten. Wir zähmten es ſo weit, daß es kam und uns, beinahe wie ein Kalb, die Hand leckte. Aller Sorge es zu erhalten ungeachtet, ſtarb es aber in wenig Tagen. Voy de Byron par Hawkesworth, Tom. I. c. 2. pag. 27.

denn die Beſatzung auf Byrons Schiffe hatte ſich eines jungen Lamas bemächtiget, deſſen Schönheit man bewunderte, und machten es ſo zahm, daß es ihnen die Hände leckte. Der Commodore Byron und der Kapitain Wallis verglichen dies Thier nach der Gröſse, Geſtalt und Farbe mit dem Dannhirſchen; doch irrt Wallis, wenn er ſagt, daß es einen Höcker auf dem Rücken hat. Buff. Anim. Suppl. Edit. in 12. quadr. Tom. X. pag. 371. pl. 27.

V.

Molina konnte uns in ſeiner Naturgeſchichte von Chili gute Nachrichten von dem Vicogna und Guanaco geben. Er unterſcheidet auch fünf Arten dieſer amerikaniſchen Thiere, welche einige Aehnlichkeit mit den Kameelen haben, und leugnet daß der Vicogna und Paco eine, und der Guanaco und Glama auch nur eine Art ſey. Wir werden ſolches in folgender Nachricht von ihm finden.

Der Vicogna, Chilihueque, und Guanaco ſind Unterarten vom Kameel, wozu noch der Alpaco oder Paco und Glama aus Peru gehören. Alle dieſe Thiere ſind dem

Kameele ſehr ähnlich, ausgenommen daß ſie kleiner, und von feinerer Figur und Umriß ſind. Sie haben wie die Kameele, einen langen Hals, kleinen Kopf ohne Hörner, mittelmäßige Ohren, runde und große Augen, kurze Naſe, die Oberlippe mehr oder weniger geſpalten, die Beine länger als es die Größe des Körpers zu erfordern ſcheint, geſpaltene Füſſe, kurzen Schwanz, langes und gut zu ſpinnendes Haar. Die Geburtstheile ſind eben ſo gebildet als beim Kameel; das Männchen hat eine lange, dünne und gebogene Ruthe, desfalls es auch etwas hinterwärts pißt; die Oeffnung der weiblichen Geburtstheile iſt ſehr enge, daher haben die Thiere dieſer Art bei der Begattung ſo viel Mühe.

Ihr innerer Bau iſt, obgleich nicht derſelbe, doch nicht ſehr verſchieden. Als wiederkäuende Thiere haben ſie vier Mägen. Der zweite enthält zwiſchen den beiden Häuten, woraus er beſteht, eine große Anzahl Höhlungen, die zu etwas anderm als Waſſer darin aufzubewahren, beſtimmt zu ſeyn ſcheinen. Ich würde mich aber zu ſehr ausbreiten, wenn ich die anatomiſche Beſchreibung der verſchiedenen innern Theile dieſer Thiere fortſetzen wollte. Wer ſich davon

voll-

vollſtändig unterrichten will, leſe den P. Feuillee im dritten Theile, oder im Supplement zu ſeinem Tagebuche, S. 27. welcher mit ſeiner gewohnten Genauigkeit davon handelt.

Die amerikaniſchen Kameele gleichen auch den afrikaniſchen und aſiatiſchen im Naturell und in der Lebensart, ſie ſind auch eben ſo ſanft und leicht abzurichten. Der Paco und Gliama dienen, wenn ſie gezähmt ſind, wie die gewöhnlichen Kameele, Laſten zu tragen, indem ſie ſich wie ſie, niederbeugen ſie aufzunehmen und abzulegen. Die Bildung ihrer Füſſe und die Dicke ihres Haars, machen es unnöthig ſie zu beſchlagen, und ihnen den Saumſattel aufzulegen. Sie gehen zwar langſam, aber ihr Schritt iſt feſt, und auch in den ſteilſten Straßen der Berge ſicher, die ſie paſſiren müſſen. Auch der Chilihueque diente den Chileſen auf dieſelbe Art zu Laſtthieren, aber jetzt da ſie eine Menge Maulthiere haben, die ſich in dieſem Klima leicht vermehren, bedienen ſie ſich deſſelben nicht mehr. Alle dieſe Thiere wenden einen guten Theil der Nacht dazu an, das was ſie den Tag über gegeſſen haben, wiederzukäuen, und wenn ſie ſchlafen

wollen,

wollen, legen ſie die Füſſe unter den Bauch, und ſtützen ſich auf die Bruſt.

Unter ſo vielen Zeichen der Aehnlichkeit mit dem Kameel hat dieſe Art noch andere, die ſie davon unterſcheiden. Da ſie beſtimmt ſind, größtentheils zwiſchen dem Eiſe und dem Schnee der Cordilieren zu leben, ſo hat die ſorgſame Natur ihnen, wie den Thieren der Polarländer, einen Uiberfluß von Fett zwiſchen der Haut und dem Fleiſche, und eine erſtaunliche Menge Blut in den Adern, zum Unterſchiede der Thiere, welche die Ebenen bewohnen, gegeben. Dieſer Uiberfluß von Blut macht ihnen eine Wärme, die der ſtrengſten Kälte widerſtehen kann, und die Menge Fett, die das Fleiſch von außen umgiebt, verhindert die Verdünſtung der Wärme. In ihren Magen bilden ſich wie in denen einiger Ziegen, Bezoarſteine, die mehr oder weniger fein ſind. Ihre untere Kinnlade iſt, wie bei den Kameelen, mit ſechs Schneidezähnen, zween Hundszähnen in jeder Reihe, und verſchiedenen Backenzähnen beſetzt; aber die obere Kinnlade hat gar keine Schneide- und Hundszähne, daher es gut ſcheint, von dieſen Thieren ein beſonderes Geſchlecht zu machen.

Sie haben übrigens ſpitze, und beſſer als bei den Kameelen gebildete Ohren, eine einfache Naſe, einen geradern und proporzionirtern Hals, gleichere und ebenere Rücken, das Guanaco ausgenommen, welches einen etwas gebogenen Rücken, einen ſchönern, und mehr mit Haaren bedeckten Schwanz, weit beſſer gebildete, und ſchnellere Füſſe, längeres, weicheres, und der Wolle näher kommendes Haar hat. Das Kameel iſt, mit dieſen Thieren verglichen, wirklich ein Ungeheuer. Ihre natürliche Stimme nähert ſich ſehr dem Wiehern der Pferde. Wenn ſie gereizt werden, bedienen ſie ſich nie der Füſſe oder der Zähne ſich zu rächen, ſondern eben ſo gut des Speichels, den ſie gegen die werfen, die ſie beleidigen. Dieſer Speichel ſoll freſſend ſeyn, und auf der Haut, die damit beſpritzt wird, kleine Blattern hervorbringen, aber dieſe Wirkung iſt ſehr ungewiß.

Zu Ende des Sommers begatten ſie ſich, ſie werden alsdann magerer, und verlieren größtentheils das Haar. Ehe ſie zur Begattung kommen, werfen ſie erſt lange Speichel aus, brüllen und laufen wie raſend umher. Die Weibchen tragen fünf oder ſechs Monat, und bringen gewöhnlich ein Junges

zur

zur Welt. Sie haben nur zwei Brüſte, die überflüſſig voll Milch ſind. Alle verſchiedene Arten vermeiden ſich wechſelſeitig, und man hat ſie noch nie ſich vermiſchen geſehen. Ich weiß die Dauer ihres Lebens nicht anzugeben; wahrſcheinlich iſt ſie kürzer als bei den Kameelen; unter den Eingebornen iſt indeſſen die Meinung, daß ſie bis an dreißig Jahr reiche. Das iſt gewiß, daß ſie nach den erſten drei Jahren ihres Lebens ſchon zu zeugen anfangen. Uiberhaupt ſcheinen dieſe Thiere in der bewunderungswürdigen Kette der Dinge, Zwiſchengattungen auszumachen, welche Ziegen, Rindvieh und Hirſche mit den Kameelen verbinden, wie es die beſondere Beſchreibung eines jeden zeigen wird.

Der Vicogna, (Camelus Vicogna,) iſt nach Herrn von Buffon der wilde Paco, im Stande der Freiheit. Aber dieſer große Mann iſt hierin, wie in vielen andern Dingen, die die Naturgeſchichte von Amerika betreffen, übel unterrichtet geweſen. Der Paco oder Alpaca und der Vicogna ſind zwei Thiere, die zwar unter eine Gattung begriffen, aber von verſchiedener Art ſind, und die ſich nie zuſammen begatten, ob ſie ſich gleich in einerlei Gebirgen aufhalten; da

ſich

es bekannt iſt, daß außer den zahmen Paco, ſich auch der wilde in großer Anzahl daſelbſt findet. Der Vicogna hat beinahe die Größe der Ziege, der er in Geſtalt, Rücken, Kreuzwerk und Schwanz ſehr gleicht, ſich aber von ihr unterſcheidet, im zwanzig Zoll langen Halſe, runden Kopf ohne Hörner, kleinen aufgerichteten und ſpitzigen Ohren, kürzer offener Schnauze, und doppelt ſo hohen Beinen. Der Körper iſt mit einer feinen Wolle von trockner Roſenfarbe, die jede künſtliche Farbe gut annimmt, bedeckt. Die Einwohner machen Schnupf- und Halstücher, Strümpfe, Handſchuhe, Hüthe, und mehreres daraus. In Europa iſt dieſe Wolle ſehr bekannt, und wird jetzt nicht weniger geſchätzt und geſucht als Seide.

Der Paco iſt dicker als der Vicogna, hat eine längere Schnauze, und weniger feine, obgleich längere Wolle. Die Peruvianer haben zahlreiche Heerden von dieſen Thieren, aus deren Wolle ſie Stoffe machen, die wie halbſeiden ausſehen; aber in Chili ſind weder zahme noch wilde.

Die Vicognen ſind in den Theilen der Cordiglieren, die zu den Provinzen Coquimbo und Copiapo gehören, in Menge, halten

ſich aber gewöhnlich nur an den ſteilſten Spitzen dieſer Berge auf. Weder Schnee noch Eis ſchaden ihnen, ſondern es ſcheint, als wenn ſie Vortheil davon hätten, weil ſie, wenn ſie in die Thäler gebracht werden, geſchwind abnehmen, eine Art Ausſchlag kriegen, und ſterben; aus dieſer Urſache hat man ſie noch nicht können nach Europa bringen. Sie gehen beſtändig haufenweiſe, und weiden zuſammen an gähen Oertern, wie die Ziegen. Sehen ſie einen Menſchen, ſo entlaufen ſie geſchwind, und ſtellen ſich vor ihre Jungen. Die Jäger, die vereiniget nach ihnen ausgehen, ſuchen einen der Berge, wo ſie ſich aufhalten, zu umgeben; ſie ſchlieſzen ſie darauf immer mehr und mehr ein, und treiben ſie an einen engen Ort, wo ſie ſchon ein langes Seil mit verſchiedenen herabhängenden Lumpen geſpannt haben. Die Vicognen, die ſehr furchtſam ſind, kommen haufenweiſe in dieſe enge Oerter, und durch die „Scheuchen erſchreckt, bleiben ſie alle ſtehen, und wagen es nicht weiter zu gehen. In dieſer Lage werden ſie von den Jägern überfallen, die viele von ihnen fangen. Dieſe könnten, ſtatt ſie zu tödten, wie ſie ohne Gnade thun, ſich begnügen ſie zu ſcheren, um die Wolle davon zu haben, und ſie dann wieder in Freiheit

ſetzen,

ſetzen, damit ihre Art ſich ſtärker vermehrte. Ungeachtet dieſer Niederlagen, ſind ſie doch im Gebirge ſehr häufig, daher ich vermuthe, daß ſie oft mehr als ein Junges jedesmal werfen. Sind auch die Verſuche dieſe ſchätzbaren Thiere zu zähmen, bisher wenig geglückt, ſo läßt doch die zunehmende Induſtrie des Landes hoffen, daß die wirklichen oder eingebildeten Hinderniſſe dagegen, endlich werden überwunden werden. Außer dem Hauptvortheil der Wolle, iſt auch das Fleiſch der Vicognen ſehr gut zu eſſen, und wird im Geſchmacke dem Kalbfleiſche vorgezogen. Ganz friſch aufgelegt, hält man es für ein gutes Mittel wider die Entzündung der Augen. Im Magen dieſer Thiere wachſen ſehr feine Bezoars, die von denen, die dieſes Medikament ſchätzen, ſehr geſucht werden.

Der Chilihueque, (Camelus Araucanus.) Dieſes Thier heißt eigentlich Hueque; aber die Arancaner, bei denen man es gezähmt findet, fiengen nach der Ankunft der Spanier an, es Chilihueque oder Rehueque, das iſt das Chileſiſche, oder gemeine Hueque zu nennen, um es von dem europäiſchen Widder zu unterſcheiden, den ſie wegen der Aehnlichkeit,

lichkeit, die zwiſchen beiden iſt, eben ſo nennen. Wirklich iſt auch der Chilihueque, die Länge des Halſes und Höhe der Beine ausgenommen, übrigens eben ſo gebildet als der Widder. Er hat einen eben ſo gebildeten Kopf, eben ſo länglichte und ſchlaffe Ohren, eben ſo große und ſchwarze Augen, eine eben ſo lange und höckerichte Schnauze, nicht weniger dicke und herabhängende Ohren, einen eben ſo geſtalteten aber kürzern Schwanz, und auf dem ganzen Körper eben ſo lange aber reichere Wolle. Seine Länge von den Lippen, bis zum Anfange des Schwanzes, iſt ungefähr ſechs Fuß, wovon der Hals ein Drittheil ausmacht. Die Höhe an den Hinterfüſſen iſt wenig mehr als vier Fuß. Die Farbe iſt verſchieden, man findet weiße, ſchwarze, braune und aſchfarbene.

Die alten Chileſen bedienten ſich, wie wir ſchon geſagt haben, dieſer Thiere als Laſtthiere, indem ſie ſich durch einen Strick, welcher in ein durch den Knorpel des Ohrs gemachtes Loch gebunden war, leiteten. Daher kömmt der Irrthum der Geographen, welche ſagen, die Widder wären in Chili ſo groß geworden, daß ſie wie Maulthiere bepackt, und zum Transport der Waaren gebraucht würden. Andere geben vor, die Indianer hätten, vor der Eroberung der Spa-

nier

ner ſich der Thiere bedient, das Land zu be- ſtellen, und ſie vor den Pflug, den ſie Aue- tahue nennen, geſpannt; und wirklich fand auch Admiral Spilberg, daß die Einwohner der Inſel Mocha ſie dazu gebraucheten. Sie werden von den Araucanern ſehr ge- ſchätzt, die, ob ſie gleich ihr Fleiſch gerne eſſen, ſie doch nicht tödten, als um den Tiſch für einen vornehmen Fremden, oder bei Ge- legenheit eines öffentlichen Opfers, damit zu beſetzen. Vor der Entdeckung von Ame- rika kleideten ſie ſich auch von ihrer Wolle, da ſie jetzt aber europäiſches Vieh in Men- ge haben, ſo gebrauchen ſie dieſelbe nur zur Verfertigung ihrer feinſten Stoffe, die ſo ſchön und glänzend werden, daß ſie wie Seide ausſehen.

Das Guanaco, (Camelus Huanacus.) Herr Graf Buffon und Ritter Linnee, die das Paco und die Vicogna unter eine Art geſetzt haben, machen es eben ſo mit dem Guanaco und dem Gliama aus Peru, und ſagen, daß Gliama ſey nichts anders als das Guanaco, außer dem urſprünglichen Stande der Freiheit. Ich zweifle aber ſehr an dieſer ſpecifiſchen Identität, weil beide Thiere, außer der Antipathie, die ſie in Ab- ſicht der Begattung gegen einander haben, ſich noch durch ſo wichtige Zeichen unter-

ſcheiden, die nicht einzig von der vorgegebenen Veränderung des Zuſtandes herkommen können. Das Gliama hat einen ebenen Rücken, vier beinahe gleiche Beine, und eine Bruſt mit einem Auswuchſe, der beſtändig von einem gelblichen Oele feucht iſt. Das Guanaco hergegen hat dieſen Auswuchs nicht, einen höckrichten oder vielmehr krummen Rücken, die Hinterfüſſe in Rückſicht der vordern, ſo kurz, daß es, wenn es von Jägern verfolgt wird, nie nach der Spitze der Berge fliehet, wie die übrigen Thiere dieſer Gattung, ſondern ſich beſtändig nach der Ebene wendet, die für ſeinen fehlerhaften Bau und Rettung ſeines Lebens, am beſten iſt. Daher kömmt es auch, daß es im Herabſteigen hüpft, wie das Reh und der Hirſch.

Die Größe dieſes Thiers übertrifft die des Chilihueque. Ich habe welche von der Größe eines guten Pferdes geſehen. Seine gewöhnliche Länge von der Spitze der Naſe bis zum Hintern iſt ungefähr ſieben Fuß, und die Höhe, an den Vorderbeinen genommen, vier Fuß und drei Zoll. Der Körper iſt mit ziemlich langen Haar, das am Halſe und auf dem Rücken gelb, und unter dem Bauch weißlich iſt, bedeckt. Es hat einen

einen runden Kopf, ſpitze und ſchwarze Schnauze, gerade, und denen des Pferdes ähnliche Ohren, kurzen, und wie beim Hirſche zurückgebeugten Schwanz. Der Name Guanaco, mit dem es gewöhnlich benannt wird, kömmt aus dem Peruvianiſchen her; die Chileſen nennen es in ihrer Sprache Huan.

Die Guanacos lieben die Kälte nicht ſo ſehr als die Vicognes. Wenn der erſte Schnee fällt, verlaſſen ſie die Anden, wo ſie ſich den Sommer aufhalten, und kommen die chileſiſchen Ebenen während des Winters zu bewohnen. Sie ſuchen immer in Geſellſchaft zu leben, und weiden in Truppen, jede von hundert oder zweihundert. Die Einwohner jagen ſie mit Hunden, fangen aber gewöhnlich nur die jüngſten, welche zurückbleiben, weil ihre Beine nicht ſtark genug zum laufen ſind. Die Alten halten einen ſo geſchwinden Galopp, oder vielmehr Trab, daß ein Pferd, wenn es mit verhängtem Zügel läuft, ſie nicht einholen kann. Sie bleiben von Zeit zu Zeit ſtehen, um die Jäger die ſie verfolgen, auf einen Augenblick zu betrachten; und wenn ſie alsdann ſo ſtark, als ein Pferd gewiehert haben, verſchwinden ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit.

digkeit. Demungeachtet fangen die Indianer, wenn ſie ſchnelle Pferde haben, ſie doch oft lebendig, indem ſie ihnen von ferne eine Schlinge um die Beine werfen. Dieſe Schlinge, die ſie Lagun nennen, iſt von einer fünf oder ſechs Fuß langen Strieme Leder gemacht, an deren Enden ſie zween Steine von der Größe dreipfündiger Kugeln, binden. Den einen dieſer Steine nehmen ſie in die Hand, und drehen den andern wie eine Schleuder um den Kopf, bis er hinlängliche Kraft erlangt hat, alsdann werfen ſie ihn nach dem Thiere, nach welchen ſie trachten. Sie ſind ſo geſchickt dieſe Art von Schleuder zu führen, daß ſie jedes Thier, auch in einer Entfernung von dreihundert oder mehr Schritte, damit treffen; wollen ſie es aber lebendig haben, ſo werfen ſie ſo, daß der Riem nur die Beine trifft, und ſie durch die Kraft und drehende Bewegung der Steine verwickelt und bindet.

Die Guanacos ſind ſehr gelehrig; ſie werden leicht zahm und gewinnen ihre Herren ſo lieb, daß ſie ihnen überall folgen. Ein wohlhabender Einwohner von der Küſte von Quillota hatte zwanzig dieſer Thiere, die alle Morgen zuſammen auf die Weide giengen, und Abends allein zu Hauſe kamen.

Da

Da ſie ſich in dieſem neuen Stand ſehr vermehren, ſo kann man glauben, daß jetzt eine zahlreiche Heerde aus ihnen geworden ſey. Folgten die übrigen Chileſen einem ſo lobenswürdigen Beiſpiele, und gäben ſich Mühe ein ſo einträgliches Thier zu zähmen, ſo fügten ſie zu den übrigen Produkten des Landes noch einen neuen Handelszweig hinzu. Das Fleiſch der Thiere, vorzüglich der Jungen, iſt vortrefflich, und giebt dem Kalbfleiſch nichts nach; das Fleiſch der Erwachſenen iſt indeß ein wenig hart, wird aber, wenn es geſalzen wird, vortrefflich, und von Schiffern ſehr geſucht, um es auf lange dauernde Fahrten zu gebrauchen, nicht ſowohl weil es ſich beſſer als alles andere Fleiſch erhält, ſondern weil es ſehr geſund iſt. Auch das Haar iſt gut Hüte daraus zu machen, und könnte in Camelotfabriken gebraucht werden. Molina Naturgeſchichte von Chili. Leipzig 1786. S. 274 — 283.

D.

CII.

Der Unau, a) 1)

Buffon in 4to. VII. 1. Tab. 1.

und

Der Ai. b) 2)

Büffon VII. 1. Tab. 5. und 6.

Dieſen beiden Thieren hat man wegen der Langſamkeit ihrer Bewegungen und Beſchwerlichkeit zu gehen, den Beinamen Faulthier gegeben; wir halten uns aber

a) Unau iſt der von uns aufgenommene Name dieſes Thieres zu Maragnon. Der Pater Abbeville unterſcheidet zwo Arten von Unaus, den größern von dem hier gehandelt wird, und den er Unau Ouaſſu nennet, und den kleinern den er ſchlechtweg Unau nennt, der mit dem Ai einerlei Thier iſt. Es ſind deren zwo Arten, ſagt er; einige ſind ungefähr ſo groß als Haſen, die andern ſind beinahe noch zweimal ſo groß. Miſſion au Marignon. pag. 252. Bisweilen hat man dem Unau den Namen Leckpfote (Leche patte) gegeben, aber

Der Unau. T. CCLVIII.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

Ein erwachsener Ai. T. CCLIX.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

Junge Ais oder Faulthiere. T. CCLX.

Büff. N. d. Vierf. Th. XIII. T.

aber verbunden ihnen den Namen zu laſ-
ſen, den ſie in ihrem Vaterlande haben,

aber dieſer Name, der von einer Gewohnheit des Thiers hergenommen zu ſeyn ſcheinen könnte, hat gar keinen Grund, denn es leckt weder ſeine Pfoten noch irgend einen andern Theil ſeines Körpers.

Tardigradus ceilonicus, catulus. Seba. Vol. I. pag. 54. Tab. 33. fig. 4. — Tardigradus ceilonicus fœmina, id. ib. Tab. 34. Welche Abbildungen ſehr richtig ſind.

Tardigradus pedibus anticis didactylis, poſticis tridactylis. Tardigradus ceilonicus. Le Pareſſeux de Ceylon. Briſſon regn. animal. pag. 35. Edit. in 8. pag. 22. n. 2.

Didactylus. Bradypus manibus didactylis, cauda nulla. Linn. Syſt. nat. Edit. X. p. 35. 2.

B.

1) The Sluggard. Barbot Guin. pag. 212.

Potto. Boſſm. Guin. pag. 296.

Bradypus manibus didactylis, cauda nulla. Linn. Syſt. nat. 2. pag. 42.

Der aſiatiſche Faule. Meyer Thiere. III. Tab. 2. Figur aus Seba.

Bradypus manibus didactylis, cauda nulla. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 3. n. 2.

theils um ſie von andern faſt eben ſo faulen Thieren, theils auch um ſie ſelbſt genau von ein-

Silenus. Simia perſonata, verkleideter Affe. Klein quadrup. pag. 42. Vierf. pag. 125.

Ignavus orientalis minimus. Klein quadrup. pag. 44. Klein vierf. pag. 130. Kleinſter orien-tal. Faule.

Bradypus manibus didactylis cauda nulla. The Bradypus with only two toes on the fore-feet, and without any tail; the Ceylon Sloth. Hill. anim. pag. 535.

Bradypus (didactylus) manibus didactylis, cau-da nulla. Linn. muſ. Ad. Frid. I. pag. 4.

Der verkleidete Faulthieraffe mit dem Hunds-kopfe. Halle vierf. pag. 390.

Le Pareſſeux de L'isle de Ceylan. Diction. anim. I. pag. 59.

Potto ou Sluggard. Diction. anim. III. pag. 556.

Luyaard met twee-vingerige Handen, zonder Staart. Houtt. nat. hiſt. I. pag. 484. Tab. 9. fig. 2. Sebæ.

Unau. Bom. Dictionn. IV. pag. 619. (Edit. 8. IX. 368.)

L'Unau. Buff. hiſt. nat. XIII. pag. 34. tab. I.

Bradypus (didactylus) manibus didactylis, cau-da nulla. Linn. Syſt. nat. XII. I. pag. 51. n. 2.

The

einander zu unterſcheiden, denn ob ſie ſich gleich in vielen Stücken ähnlich ſind, ſo ſind ſie

The two toed Sloth. Penn. Syn. quadr. pag. 321. n. 251.

Unau. Aleſſ. quadr. III. tab. 142. fig. Buff.

Das zweifingerige Faulthier. Müller Naturſ. I. pag. 179. tab. 9. fig. 2. (aus Seba.)

Der Unau: Bradypus didactylus. Schrebers Säugth. II. pag. 202. n. 2. tab. 65. fig. (aus Buff.)

Bradypus (didactylus) palmis didactylis, cauda nulla. Erxleb. Mammal. pag. 88. n. 2. Friſch vierf. pag. 119. Graumann Introd. p. 27. n. 2. Leske Naturg. (A.2.) pag. 158. n. 2.

Bradypus manibus didactylis cauda nulla. Onomat. hiſt. nat. pag. 291. Borowsky Naturg. I. 1. pag. 55. n. 2.

Unau. Neuer Schaupl. der Nat. IX. pag. 201.

Der Unau. Zimmermann geogr. Zool. II. pag. 398. n. 338.

D.

b) Ai iſt der von uns angenommene Name dieſes Thiers in Braſilien; dieſer Name kömmt von ſeinem Klagegeſchrei A, i, her, das er oft wiederholet. Ouaikare heißt er in Guiana nach Barrere; Hay, nach de Lery; Hau oder Hauthi, nach Thevet; Perillo ligero, nach Oviedo; Unau, nach dem P. d'Abbeville; Haut, nach Nieremberg.

ſie doch ſowohl im Aeußern als Innern verſchieden, und zwar durch ſo auffallende Merk-

Arctophithecus. Gesner icon. animal. pag. 96. fig. ibid. Anmerkung: Mit Unrecht hat Gesner dieſen Namen Arctophithecus dieſem Thiere gegeben, da es weder mit dem Bären, noch mit dem Affen einige Aehnlichkeit hat; die Abbildung iſt eben ſo ſchlecht als der Name; es iſt einem Menſchengeſichte ähnlich, und das einzige mit der Natur übereinſtimmende daran, ſind die drei Nägel an allen Klauen; und doch iſt dieſe elende Abbildung von Nieremberg, Johnſton, und manchen andern aus dem Gesner entlehnt.

Ignavus, Cluſ. Exot. pag. 110. fig. pag. 111. idem pag. 372. fig. pag. 373. Dieſe zweite Abbildung von Cluſius iſt etwas beſſer, als die erſtere.

Pigritia, ſive Haut. Euſ. Nieremberg. hiſt. nat. pag. 163. & 164. Anmerkung. Von allen dreien Abbildungen, die Nierenberg von dieſem Thiere liefert, iſt keine nach der Natur gemacht, ſondern die erſte nach dem Gesner, und zwo andere nach den Cluſius, alle drei aber ſind ſchlecht: indeſſen kömmt doch die dritte, die die zweite des Cluſius iſt, der Natur ein wenig näher, und dieſe iſt nicht allein vom Nieremberg, ſondern auch vielen andern häufig kopirt.

Unau. Deſcription des ndes orientales, par de Laët, pag. 556. & 612. fig. ibid. Dieſe Abbildungen des deLaët, ſind eben die des Cluſius.

Merkmale, daß man ſie unmöglich, wenn man ſie unterſucht hat, für einerlei Thier halten, ja ſelbſt es bezweifeln kann, daß ſie nicht zwo von einander ſehr entfernte Arten ſind. Der Unau hat keinen Schwanz, und nur zween Nägel an den Vorder=

Aï, ſive Ignavus. Marcgr. hiſt. nat. Braſil. p. 221. fig. ibid. Anmerkung. Auch dieſe Abbildung iſt noch die nämliche, als die dritte des Nieremberg, oder die zweite des Cluſius.

Aï, ſive Ignavus. Piſon. hiſt. Braſ. pag. 321. & 322. Die Abbildung Seite 322. iſt nach die Cluſiusſche; aber außerdem findet man hier noch einen kleinen kriechenden Ai, und das Gerippe eines größern. Auch ſieht man auf dem Titelkupfer ſeines Buches, dieſes Thier, wie es einen Baum heran klettert.

Aï, ſeu Tardigradus, gracilis, Americanus. Seba. Vol. I. pag. 53. tab. 33. fig. 2. Dieſe Abbildung iſt ſehr gut.

Ignavus. Marcgr. Opeikare. le Pareſſeux, Barrere, hiſt. nat. de la France equin. p. 154.

Ignavus Americanus niſum fletu miſcens. Ignavus Marcgravii, Klein, de quadrup. pag. 43. (Vierf. d. B. pag. 129.)

Tardigradus pedibus anticis & poſticis tridactylis. Tardigradus, le Pareſſeux. Briſſon. Regn. animal. pag. 34. (Edit. in 8. pag. 21.)

Vorderpfoten; der Ai hat einen kurzen Schwanz, und drei Nägel an allen Pfoten. Der Unau hat eine längere Schnauze, eine mehr aufgeworfene Stirn, und ſichtbarere Ohren als der Ai; auch das Fell iſt ganz unterſchieden: in Abſicht des Innern, haben

The Sloth, le Pareſſeux, Edwards Glanures, part II. pl. 310. Die erſte Abbildung iſt nicht übel gerathen, ob ſie gleich nur nach einem ausgeſtopften Felle gemacht iſt.

Tridactylis, Bradypus manibus tridactylis, cauda brevi. Linn. Syſt. nat. Edit. X. pag. 34.

B.

2) Hay. Laët Amer. pag. 554. Abbild. von Cluſius.

Unau. Laet Amer. pag. 618. Abbildung von Cluſius.

Aï. Nieuhof Braſil. pag. 18.

Ignavus, Cluſii. Aldrov. digit. pag. 262.

Ignavus. Jonſt. quadrup. pag. 145. tab. 62. 74. fig. Cluſii.

Papio 2. Jonſt. quadrup. tab. 61. fig. Laetii.

Haut eine beſondere Art Affen, Arctophithecus. Gesner Thierb. pag. 178.

Igna-

ben die Eingeweide des Unau eine ganz andere Lage, ja in einigen Theilen ganz anders gebildet; aber der auszeichnendſte und zugleich ſonderbarſte Unterſchied iſt der, daß der Unau ſechs und vierzig Rippen, hingegen der Ai nur acht und zwanzig hat:

ſchon

Ignavus. Olear. Gott. Kunſtk. pag. 6. tab. 7. fig. 2.

Ai ſive Ignavus, the Sluggard. Charlet. exercit. pag. 17.

The Sloath. Ignavus ſive Pigritia. Grew. muſ. reg. Soc. pag. 11.

Ai ſive Ignavus Marcgr. Ray Syn. quadr. pag. 245.

Ignavus ſeu pigritia. Jacob. muſ. reg. pag. 10. Laur. muſ. reg. quadrup. n. 91.

Le Sloth, ou le Pareſſeux. Dampier voy. III. pag. 305.

Pericos ligeros. Cieza Peru. pag. 20.

Ai ou Pareſſeux. De March. voy. III. pag. 285.

Bradypus manibus tridactylis, cauda brevi. Linn. Syſt. nat. 2. pag. 42.

Pericoligeros. Grum. Ovin. 1. pag. 298.

Der amerikaniſche Faule. Meyer Thiere. III. tab. 1. (mit Sebas Abbild.)

Bra-

ſchon dies allein ſetzt zwo ſehr entfernte Arten voraus, und dieſe Anzahl von ſechs und vierzig Rippen in einem Thiere, deſſen Körper ſo kurz iſt, iſt eine Art von Ausſchweifung oder Verwirrung der Natur, denn unter allen Thieren ſelbſt den größten

Bradypus manibus tridactylis, cauda brevi. Linn. Syſt. nat. 6. pag. 3. n. 1.

Bradypus manibus tridactylis, cauda brevi. Linn. amoen. acad. 1. pag. 495.

Ignavus Marcgravii. Klein quadr. pag. 43.

Ignavus Americanus ſomniculoſus. Klein quadr. pag. 44.

Bradypus manibus tridactylis cauda brevi. The Bradypus with three toes on the fore-feet, and a ſhort tail: the Sloth. Hill. anim. pag. 534.

Bradypus (tridactylus) manibus tridactylis, cauda brevi. Linn. muſ. Ad. Frid. 1. pag. 4.

The Sloath: Bradypus crinitus, palmis tridactylis, unguibus arcuatis longiſſimis. Brown. Jam. pag. 489.

Das ſchmächtige weißgraue amerikaniſche Faulthier. Halle vierf. pag. 391. tab. 15.

Ai ou le Pareſſeux. Diction. anim. 1. pag. 59.

Unau. Dictionn. anim. IV. pag. 559.

größten, und die ſo im Verhältniß ihrer Dicke, den längſten Leib haben, hat keins ſo viele Sparren in ſeinem Gebäude. Der Elephant hat nur vier Rippen, u. ſ. w.

Dieſe

Luyaard met drievingerige Handen een koort. Staart. Houtt. nat. Hiſt. 1. pag. 480. tab. 9. fig. 1. Sebæ.

Tardigradus pedibus anticis & poſticis tridactylis. Gronov. Zooph. I. pag. 2. n. 4.

Pareſſeux. Bom. Dictionn. III. pag. 376. (Edit. 3. VI. pag. 428.)

L'Ai. Buff. hiſt. nat. XIII. pag. 34. Jeunes Ais tab. 5. L'Ai adulte. tab. 6.

Bradypus (tridactylus) pedibus tridactylis cauda brevi. Linn. Syſt. nat. XII. 1. pag. 50. n. 1.

Amerikaniſches Faulthier. Knorr delic. II. tab. K. fig. 1. 2. 3.

The three-toed Sloth. Penn. Syn. quadr. pag. 319. n. 250. tab. 29. fig. 1.

Ai. Aleſſ. quadr. III. tab. 143. fig. (Buff.)

Das dreifingerige Faulthier. Müller Naturg. 1. pag. 177. tab. 9. fig. 1. aus Seba.

Der

Dieſe Verſchiedenheit in dem Baue des Unau und Ai, ſetzt einen größern Abſtand zwiſchen dieſen beiden Arten voraus, als zwiſchen dem Hunde- und dem Katzengeſchlechte, bei welchen die Zahl der Rippen gleich iſt; denn die Verſchiedenheiten im äußern Bau kommen gar mit denen im innern nicht in Vergleichung; dieſe ſind, ſo zu

Der Ai. Bradypus tridactylus. Schreb. Saugthiere. III. pag. 197. n. 1, tab. 64. (Edw. & Buff. Abbild.)

Bradypus (tridactylus) pedibus tridactylis, cauda null. Erxleb. mammal. pag. 84. n. 1. Friſch vierf. pag. 19. Graumann introd. p. 27. 1.

Bradypus. Ai. Hungar. Reſt- Kutya; Sclavon. Leniw, Pes. Severini Tentamen Zool. p. 60. §. 31.

Ignavus tridactylus. Der Ai. Blumenb. Naturg. (2) pag. 69. 1. Leske Naturg. (A.2) pag. 157. n. 1.

Ai. Onomat. hiſt. nat. 1. pag. 212. Neuer Schauplatz der Nat. 1. pag. 162. Borowsky Naturg. 1. 1. pag. 54. tab. 4.

Der Ai. Zimmermann geogr. Zool. II. pag. 398.

Faulthier. Der Ai. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. 1. pag. 18. n. 25.

D.

-u ſagen, die Urſachen der erſtern, die nur eine Wirkung von jenen ſind. Der innere Bau der lebenden Weſen iſt der Grundriß des Planes der Natur, die bildende Form, dies iſt die wahre Geſtalt; das Aeußere iſt nur die Oberfläche oder vielmehr das Gewand deſſelben; denn wie oft haben wir nicht bei der angeſtellten vergleichenden Unterſuchung der Thiere, bemerkt, daß dieſes oft ſehr verſchiedene Aeußere die Decke eines innerlich vollkommen ähnlichen Baues ſey; und daß hingegen die geringſte Verſchiedenheit im innern Bau, ſehr weſentliche Unterſchiede im Aeußern zur Folge habe, ja ſelbſt natürliche Fertigkeiten, Fähigkeiten und andere Eigenſchaften des Thieres verändere? Wie viele giebt es nicht, die mit weit hervorragenden Theilen bewaffnet, bedeckt und geſchmückt ſind, und die doch in Abſicht des innern Baues andern, die von jenen entblößt ſind, vollkommen ähnlich ſind? Allein hier iſt der Ort nicht, uns über dieſen Gegenſtand auszubreiten, der zu einer würdigen Behandlung, ſowohl eine aufmerkſame Vergleichung, als auch eine ununterbrochene Entwickelung aller Theile der organiſirten Körper fordert. Wir werden hier, um wieder auf unſere Thiere zu kommen, nur ſo viel ſagen, daß ſo leb-

 haft,

haft, ſo thätig und veredelt die Natur uns bei den Affen geſchienen, ſo träge, gebunden, und gänzlich gefeſſelt iſt ſie hingegen bei dieſen Faulthieren; und zwar iſt dies weniger Faulheit, als wirkliches Elend, es iſt Mangel, Blöße, und Fehler der Bildung; weder Schneide- noch Eckzähne; dabei düſtere und bedeckte Augen, eben ſo plumpe als dicke Kinnladen, ein flaches verdorrtem Graſe ähnliches Haar, ſchlecht eingeſetzte und beinahe außer den Heften ſtehende Schenkel, zu kurze verdrehte Beine, die ſich noch fehlerhafter endigen; keine Fläche zum Auftreten unter dem Fuſſe, keine Daumen, keine getrennte für ſich bewegliche Zehen, ſondern zween oder drei übermäßig lange Nägel, die nach unten zu gekrümmt, und wovon keiner vor ſich beweglich iſt, und beim Gehen mehr hinderlich als beim Klettern dienlich ſind: die Trägheit, die Dummheit, das Nichtgefühl ihres eigenen Daseyns, ja ſelbſt der bei ihnen zur Gewohnheit gewordene Schmerz, ſind Folgen dieſer wunderlichen und vernachläſſigten Bildung; keine Waffen zur Vertheidigung oder zum Angriff; *) kein Sicherheits-

*) Herr Prof. Blumenbach ſagt: bei aller Trägheit iſt das Faulthier der Ai) (wie wir von Augen-

heitsmittel, ſelbſt nicht das Scharren in der Erde; keine Rettung in der Flucht; eingeſchränkt, ich ſage nicht, auf einem Striche Landes, ſondern auf einem Raſen, auf dem Baum unter dem ſie geboren ſind; eingekerkert mitten im Raume des Weltalls; ihr Unvermögen in einer Stunde mehr als eine Toiſe zurückzulegen; c) ihr mühſames

Augenzeugen wiſſen, die ſich viele Jahre in Guiana aufgehalten, liſtig genug um ſeinen Feinden, zumal den kleinen amerikaniſchen Tigern ꝛc. auf allerhand Weiſe zu entgehen; und ſtark genug um ſich im Nothfall ſiegreich gegen ſie zu vertheidigen. Blumenb. a. a. O.

O.

c) Perillo ligero, ſive canicula agilis, animal eſt, omnium, quæ viderim, ignaviſſimum; nam adeo lente movetur, ut ad conficiendum iter longum dumtaxat quinquaginta paſſus, integro die illi opus ſit . . . in aedes translatum, naturali ſua tarditate movetur, nec a clamatione ulla aut impulſione gradum accelerat. Oviedo in Summario ind. occid. cap. 23. Aus dem Spaniſchen vom Cluſius ins Lateiniſche überſetzt, Exot. Lib. V. cap. 16. Tanta eſt ejus tarditas, ut unius diei ſpatio vix quinquaginta passus pertranſire poſſit, Hernand. hiſt. Mex.— Die Portugieſen haben einem gewiſſen ſehr ſonderbaren Thiere, von der Große der Cerigon (Sarigue) den Namen Faulheit (Pareſſe) gegeben. . . . Das Hintertheil ſeines Kopfes iſt

tern, das ſchmerzvolle Nachſchleppen der Glieder; ihre jammernde und ſtöhnende Stimme und Geſchrei, das ſie ſich nur des Nachts hören zu laſſen unterſtehen; alles iſt ein Beweis ihres Elendes; alles erinnert uns, daß ſie mangelhafte Ungeheuer, rohe, unvollkommene, von der Natur tauſendmal hingeworfene und endlich ausgeführte Entwürfe ſind, die, kaum im Stande ihr Daſeyn zu erhalten, auch nur eine gewiſſe Zeit haben fortdauren, dann aber aus der Reihe der Geſchöpfe ganz ausgeſtrichen werden ſollen; und

iſt mit einem großen Haarſchopf bedeckt, und ſein Bauch iſt ſo dick, daß er die Erde damit kehret: er richtet ſich niemals aufrecht auf den Beinen, und ſchleppt ſich ſo langſam fort, daß er in vierzehn Tagen, kaum die Weite eines Steinwurfs zurücklegen würde. Hiſtoire des Indes par Maffe traduite de Depare, pag. 71. — Das Thier, dem die Portugieſen den Namen Faulheit (Pareſſe) gegeben haben, ſchleppt ſich, ohne iemals ſich in die Höhe zu heben, und iſt ſo langſam, daß es in vierzehn Tagen nicht einen Steinwurf vorwärts kömmt. Deſcr. des indes occid. par Herrera. Amſt. 1622. p. 252. — Tam lentus eſt illius greſſus & membrorum motus, ut quindecim ipſis diebus ad lapidis ictum continuo tractu vix prodeat. Piſon. hiſt. Braſ. pag. 322. Anmerkung. Dieſe Angabe des Piſon, die er dem Maffe und Herrera entlehnt, iſt äußerſt übertrieben. — Ein fauleres Thier, als dieſes, giebt es wohl nicht,

und in der That, wären die Länder, die ſo-
wohl das Unau als das Ai bewohnt, keine
Wüſten; wenn Menſchen und ſtarke Thiere
ſich vor Alters dort vermehrt, dieſe Gattun-
gen wären gar nicht auf uns gekommen,
ſie wären von andern aufgerieben, ſo wie

nicht, und um ſie einzuholen, braucht man keiner Windhunde, eine Schildkröte vermöchte dies. Desmarchais, Tome 3. pag. 301. Anmerk. Auch dies iſt noch übertrieben, — Sie gebrauchen acht bis neun Minuten, um den Fuß etwa drei Zoll weiter zu ſetzen, und dabei bewegen ſie nur immer den einen nach den andern mit eben der Langſamkeit; Schläge ſind zur Verdoppelung ihrer Schritte ganz vergeblich, ich habe ſelbſt einige auf dem Hintern gehauen, um zu ſehen, ob dies ſie raſcher machen würde, aber ſie ſcheinen ganz unempfindlich, und man würde ſie auf keine Art, ſchneller zu gehen zwingen können. Voyage de Dampier, Tome 3. pag. 305. — Das Faulthier legt in einem Tage nicht fünfzig Schritte zurück, der Jäger, der es fangen will, kann immer nach einer andern Jagd ausgehen, er findet ihn doch an ſeinem Ort wieder, oder doch wenigſtens nahe dabei. Voyage à Cayenne par Binet Paris 1664. pag. 341. — Perico ligero, Pierrot coureur. . . . . Man giebt ihm den Beinamen des Laufers, weil eine Viertelmeile ſchon für ihn eine ſehr ſtarke Tagreiſe iſt. Hiſt. de l'Orinoque par Gumilla, Tome II. pag. 13. Anmerk. Dies iſt der einzige Autor, der mir in Abſicht der Langſamkeit dieſer Thiere, der Wahrheit am nächſten gekommen zu ſeyn ſcheint.

es doch einſt geſchehen wird. Wir haben geſagt, es ſcheine, das alles, was exiſtiren könne, das exiſtire, dieſe Thiere ſcheinen ein auffallender Beweis dafür zu ſeyn. Dieſe Faulthiere machen die äußerſte Grenze des Daſeyns in der Reihe der Thiere, ſo Fleiſch und Blut haben, noch ein Mangel mehr, und ihre Exiſtenz wäre unmöglich geweſen; dieſe rohen Entwürfe für eben ſo vollkommene Thiere anſehen, Endurſachen für ſolche Mißgeſtalten annehmen; und hier die Natur eben ſo glänzen ſehen, als in ihren übrigen ſchönen Werken, heißt ſie durch ein ſehr enges Fernrohr betrachten, und das, was unſere Vernunft als Endurſachen anſieht, zu ihrem letzten Zweck machen.

Und warum ſollte es auch zum Elende erſchaffne Thiergattungen geben, da der größte Theil der Menſchengattung von Jugend auf zu ſelbigen verdammt iſt? es iſt wahr, der Grund dieſes Elends liegt mehr in uns, als in der Natur; wie viele Millionen Menſchen ſind nicht einzig und allein durch die Härte ihres Gleichen elend, gegen einen der es aus angeborner Schwachheit, Unvermögen oder Mißgeſtalt iſt? die Thiere ſind überhaupt weit glücklicher, die Gattung hat von ihren Individuis nichts zu befürchten;

das

das Uibel hat für ſie nur eine Quelle: für den Menſchen hingegen zwo, die des ſittlichen Uibels, die er ſelbſt geöffnet, iſt ein reißender gleich einem Meere angewachſener Strom, deſſen Uiberſtrömen die ganze Fläche des Erdbodens bedeckt und heimſucht; in der Natur hingegen iſt das Uibel in enge Grenzen eingeſchloſſen, es geht ſelten allein, und oft hat das Gute, wo nicht das Uiber, dennoch das Gleichgewicht; kann man an dem Glücke der Thiere zweifeln, wenn ſie frei ſind, wenn ſie ſich leicht ihren Unterhalt verſchaffen können, und es ihnen weniger an Geſundheit, Sinnen, und Werkzeugen theils nothwendigen, theils nur zum Vergnügen abzweckenden fehlt, als uns? die mehreſten Thiere ſind alſo in allen dieſen Rückſichten ſehr reichlich ausgeſtattet; und dieſe beiden unglücklichen Arten, das Unau und Ai, ſind vielleicht die einzigen von der Natur gemißhandelten, die einzigen Beiſpiele eines angebornen Elends.

Wir wollen ſie näher betrachten; aus Mangel an Zähnen 3) können dieſe elende

 Thiere;

3) Es fehlen nur die Vorderzähne, aber in jeder Kinnlade ſind doch zwölf Backenzähne. Man ſehe auch im Anhange des Herrn Verfaſſers Wiederrufung.

D.

Thiere, ſich weder einer Beute bemächtigen, noch ſich von Fleiſch ernähren, ja nicht einmal Gras freſſen; gezwungen von Blättern und wilden Früchten zu leben; ſich bis an den Fuß eines Baums zu ſchleppen, koſtet ihnen ſchon viele Zeit, noch mehr aber d) bis an die Zweige zu klettern; und während dieſer

d) Einige glauben, dies Thier lebe blos von den Blättern eines gewiſſen Baumes, den ſie in der Landesſprache Anahut nennen; dies iſt ein hoher über alle andre hervorragender Baum, deſſen Blätter klein und zart ſind, und weil dies Thier gewöhnlich auf dieſem Baume iſt, ſo hat man es Haut genannt. Singal de la France anat. par Thevet, pag. 100. — Das Thier, Faulheit, (Pareſſe) lebt blos von den Blättern der Bäume, deren höchſte Zweige ihm zum Aufenthalte dienen, und zu deren Erſteigung es wenigſtens zween Tage braucht. . . . Aufmunterungen, Drohungen, ja ſelbſt Schläge ſind nicht im Stande ſeinen Gang zu beſchleunigen. Hiſtoire des Indes par Maffe, p. 71. Anmerk. Eben das ſagt auch Herrera in den nämlichen Ausdrücken, S. 252. Das Schlaf- oder Faulthier iſt weder ſo dick, noch mit ſo emporſträubenden Haaren verſehen, als der Ameiſenbär (Tamanoir) Seine Nahrung ſind Blätter. Dieſe Thiere ſind den Bäumen, über die ſie herfallen, höchſt ſchädlich, und dabei in ihren Bewegungen ſo langſam, daß, nachdem ſie einen Baum ganz kahl gemacht, ſie fünf bis ſechs Tage gebrauchen, um herunter zu kommen, um auf einen andern noch ſo nahen zu ſteigen, und ehe ſie bei dieſem

dieſer langſamen und traurigen Arbeit die bisweilen einige Tage währt, ſind ſie gezwungen zu hungern, und des dringendſten Bedürfniſſes zu entbehren; ſind ſie endlich auf ihnen angekommen, ſo bleiben ſie an Aeſten deſſelben hängen, machen einen Theil nach den andern kahl, und freſſen allmähig die Blätter von einem jeden Zweige; ſo bringen ſie verſchiedene Wochen zu, ohne durch irgend einen Trunk dies trockne Na rungsmittel zu erweichen; und wenn ſie nun endlich allen ihren Vorrath verzehrt, und der Baum gänzlich kahl iſt, ſo bleiben ſie doch noch,

ſem neuen Aufenthalt angelangen, bleibt nichts als Haut und Knochen an ihnen, wenn ſie auch gleich, wie ſie vom erſtern herunter ſteigen, feiſt und wohl bei Leibe waren. Sie verlaſſen keinen Baum, als bis ſie alles zerſtückt, und ihn ſo kahl als mitten im Winter gemacht. Voyage de Dampier. Tom. 3. p. 305. — Es klettert auf die Bäume, aber dazu gebraucht es ſo viele Zeit, daß man es mit der größten Gemächlichkeit dort fangen kann, es vertheidigt ſich gar nicht wenn es gefangen wird, ja denkt nicht einmal an die Flucht; hält man ihm eine lange Stange hin, ſo macht es g eich Mine daran heran zu klettern, aber mit ſolcher Langſamkeit, daß einem alle Geduld dabei vergeht, iſt es am Ende, ſo bleibt es da, ohne ſich die Mühe zu geben, wieder herunter zu ſteigen. Voyage de Cayenne par Binet, p. 341. —

noch, endlich, wenn der Hunger von neuen kömmt, ſie plagt, und lebhafter als die Furcht für die Gefahr des Todes wird, ſo laſſen ſie ſich, da ſie nicht ſteigen können, herunter fallen, und fallen ſo plump wie ein Klotz, wie eine Maſſe ohne alle Federkraft, denn ihre ſteifen und faulen Beine haben keine Zeit ſich auszuſtrecken, und die Gewalt des Falls zu brechen.

Auf der Erde fallen ſie allen ihren Feinden in die Hände; da ihr Fleiſch nicht ganz ſchlecht iſt, ſo ſuchen Menſchen und Raubthiere ſie, und tödten ſie; es ſcheint, als vermehrten ſie ſich nur ſparſam, oder daß

341. — Die Unaus haben vier Füſſe, deren ſie ſich nicht anders als zum klettern bedienen, und wenn ſie einmal auf einem Baum ſind, ſo verlaſſen ſie ihn nicht eher, als bis ſie alle Blätter herunter gefreſſen, dann ſteigen ſie herunter, und fangen an, Erde ſo lange zu freſſen, bis ſie wieder auf einem andern Baum geſtiegen, den ſie eben ſo kahl als den erſtern machen. — Wir ſetzten das Thier auf das unterſte Beſaansſegel, und es brauchte beinahe zwo Stunden, um auf dem Maſtkorb zu kommen, wohin ein Affe in einer halben Minute geklettert wäre, und man hätte ſagen ſollen, er bewege ſich durch ein Getriebe, wie ein Perpendikul. Voyages de Woodes Rogers Tom. I. pag. 341.

daß wenigſtens, wenn ſie auch öfters war-
fen, jeder Wurf doch nur klein ſey, da
ſie auch nicht mehr als zwo Zitzen haben:
alles vereinigt ſich alſo zu ihrer gänzlichen
Vertilgung, und es iſt zu bewundern,
daß ſich die Gattung bis jetzt noch hält;
es iſt wahr, ſo unbeholfen, ungeſtalt, und
faſt zu aller Bewegung unfähig ſie auch
ſind, deſto härter, ſtärker, ſind ſie am
Körper, ein deſto zäheres Leben haben
ſie, ſo daß ſie ſich auch lange ohne alle
Nahrung e) behelfen können; bedeckt mit
einem dichten und trocknen Haare dünſten
ſie bei ihrer Unfähigkeit ſich zu bewegen,
wenig aus, und werden durch dieſe Ruhe
bald feiſt, ſo wenig nahrhaft auch ihre
Lebensmittel ſind: ferner ob ſie gleich we-
der Geweihe noch Hörner auf dem Kopfe,
noch Hufe unter den Füſſen haben, noch
auch Schneidezähne in der untern Kinnla-
de, ſo gehören ſie doch zu den wiederkäu-
enden Thieren, und haben wie dieſe meh-
rere Mägen; ſo daß ſie folglich das was
ihren

e) Ich erhielte einen lebendigen [Haut zum Ge-
ſchenk, der noch lebte, und den ich ſechs
und zwanzig Tage erhielte, ohne daß er hät-
te eſſen oder trinken wollen. Singul. de la
France ant. par Thevet, pag. 99.]

ihren Lebensmitteln am Nahrhaften abgeht, durch die Menge, ſo ſie auf einmal zu ſich nehmen, erſetzen können; das ſonderbarſte iſt noch, daß anſtatt bei andern wiederkäuenden Thieren, die Gedärme ſehr lang ſind, ſie hingegen bei dieſen Thieren ſehr klein, ja noch kürzer als bei den fleiſchfreſſenden Thieren ſind. Sehr deutlich zeigt ſich in dieſem Kontraſte das unbeſtimmte, an nichts gebundene der Natur. Der Unau und Ai ſind ohne Wiederrede wiederkauende Thiere, ſie haben vier Mägen, und doch fehlen ihnen zugleich alle übrige Merkmale, ſowohl die äußern als innern, die allen wiederkäuenden Thieren ſonſt allgemein eigen ſind: eben dies unbeſtimmte und ungebundene zeigt ſich auch darinn, daß anſtatt zwoer äußern Oeffnungen, die eine für den Urin, und die andre für die Exkremente, anſtatt einer äußern ſichtbaren Oeffnung für die Zeugungstheile, dieſe Thiere nur eine Oeffnung haben, in deren innerſten ein gemeinſchaftlicher Abführungsweg, ein Ort zur Sammlung des Unflaths wie bei den Vögeln iſt; aber ich würde nie zu Ende kommen, wenn ich mich über alles ſonderbare in der Bildung dieſer Thiere einzeln ausbreiten wollte: man wird alles

dies in der vortreflichen Beſchreibung des Herrn Daubenton aufs genaueſte ausgeführt finden können. f)

Wenn übrigens das Elend, so aus Mangel der Empfindung entſpringt, nicht unter allen das gröſzte iſt, ſo könnte das Elend dieſer Thiere, ſo ſcheinbar es auch iſt, vielleicht doch kein wahres Elend ſeyn; denn ſie ſcheinen nur ſehr ſchwach, oder vielmehr gar nicht zu empfinden: ihr finſteres Anſehen, ihre groben zum Sehen wenig geſchickten Augen, ihr fühlloſes Erdulden der Schläge, die ſie ohne ſich zu rühren annehmen; ja, was dieſe Unempfindlichkeit noch deutlicher beweiſet, iſt, daſz wenn man ihnen unter dem anatomiſchen Meſſer das Herz und Eingeweide heraus reiſzt, ſie doch nicht gleich ſterben. Piſo, g) der dieſe Verſuche gemacht, er=

f) Man ſehe den 26ſten Theil der Ausgabe in ein und dreiſzig Bänden und den Anhang.

g) Secui femellam vivam. . . habentem in ſe foetum omnibus modis perfectum cum pilis, unguibus & dentibus, amnioni more cæterorum animalium inclusum. Cor motum ſuum validiſſime retinebat poſtquam exemptum erat e corpore per ſemihorium; placenta ulterina conſtat multis particulis carneis

erzählt, daß ſich das vom Körper getrennte Herz noch während einer halben Stunde lebhaft zuſammen ziehe, und das Thier noch ſtets die Füſſe als im Schlafe bewege; in dieſer Abſicht kömmt dies Thier nicht allein der Schildkröte, der es auch ſchon in Abſicht der Langſamkeit ähnlich iſt, ſondern auch andern kriechenden, ja allen den Thieren, denen ein einzelner und beſonderer Mittelpunkt aller Empfindung mangelt, nahe. Elend ſind nun zwar alle dieſe Thiere, ohne jedoch unglücklich zu ſeyn; und die Natur zeigt ſich, auch ſelbſt in ihren am meiſten vernachläſſigten Werken, mehr als Mutter, als Stiefmutter.

Dieſe beiden Thiere gehören alle beyde einzig und allein auf dem ſüdlichen feſten Lande der neuen Welt zu Hauſe, und fin-

carneis inſtar ſubſtantiæ renum, rubicundis magnitudinis variæ, inſtar fabarum; in illas autem particulas carneas (tenuibus membranulis connexas per multos ramulos vaſa umbilicalia inſtar funis contorta, inſerta erant. Cor femellæ duas habebat inſignes auriculas cavas. Exempto corde cæterisque visceribus, multo poſt ſe movebat & pedes lente contrahebat ſicut dormituriens ſolet. Mammillas duas cum totidem papillis in pectore femella & foetus gerebant. Piſon, Hiſt. Braſſ. p. 322.

finden ſich gar nicht in der alten. Wir haben es ſchon angeführt, h) daß der Herausgeber des ſebaiſchen Kabinets ſich geirret habe, da er dem Unau den Namen des Faulthieres von Ceylan gegeben; jetzt iſt dieſer, von den Herren Klein, Linné, und Briſſon ebenfalls aufgenommene Irrthum, noch ſichtbarer, als damals. Der Herr Marquis von Montmirail beſitzt einen lebendigen Unau, den er aus Surinam erhalten; die, welche wir im königlichen Kabinette haben, kommen eben daher und aus Guiana, und ich bin überzeugt, daß man dieſen Unau ſowohl als den Ai in dem ganzen wüſten und öden Striche Amerikas von Braſilien i) bis Mexiko findet; hingegen, da ſie niemals die nördlichen Gegenden beſucht, ſo haben ſie auch nicht von einem feſten Lande zum an-

h) Man ſehe auf der 223. Seite im III. Theil dieſes Werks die Abhandlung über die Thiere der beiden feſten Länder.

i) Der vom Herrn Edwards beſchriebene und gezeichnete Ai, war aus dem Lande Honduras. D. Antonio de Ulloa, ſagt, man finde ihn in der Gegend von Porto-Bello.

andern kommen können; 4) und wenn man einige dieſer Thiere in Oſtindien oder auf der afrikaniſchen Küſte geſehen hat, ſo ſind ſie ganz gewiß dort herüber gebracht. Sie können keine Kälte ertragen; und eben ſo ſehr ſcheuen ſie auch den Regen; die Abwechſelungen der Näſſe und Dürre verderben ihnen ihren Pelz, ſo daß er ſchlecht gehecheltem Hanf ähnlicher wird, als Wolle oder Haare.

Ich kann dieſen Abſchnitt nicht beſſer ſchließen, als mit einigen Beobachtungen, die mir vom Herrn Marquis von Montmirail, über einen Unau, den er ſeit drei Jahren in ſeiner Menagerie gehalten, ſind mitgetheilt worden. „Das Haar des Unau iſt weit ſanfter als das des Ai. Es iſt zu vermuthen, daß alles was die Reiſe-

4) „Das Vaterland des Unau iſt Südamerika und Oſtindien. Letzteres zieht der Herr Graf von Büffon in Zweifel; allein nicht nur Seba ſagt ausdrücklich, er habe es aus Ceylan erhalten: ſondern unſer verdienter Herr Hofrath Rudolph hat ſelbſt eins lebendig gehabt, welches zu Bellaſor im Königreich Orixa gefangen worden. Und Herr Pennant führet auch einen Zeugen an, daß es auf den Gebirgen bei Paleiakadtu einheimiſch ſey.“ Schreber Säugth. pag. 200.

Reiſebeſchreiber von der ausnehmenden Langſamkeit der Faulthiere geſagt haben, nur von Ai gelte. Der Unau, ſo ſchwerfällig und unbeholfen in ſeinem Gange er auch iſt, würde dennoch den höchſten Baum in einem Tage verſchiedenemale auf und nieder ſteigen. In der Dämmerung und des Nachts ſcheint er munterer zu werden, welches leicht vermuthen ließe, er ſehe bei Tage nur ſchlecht, und könne ſeine Augen nur im Dunkeln gebrauchen. Als ich dies Thier zu Amſterdam kaufte, unterhielte man es mit Schifszwieback, und ſagte mir, ſo lange alles grün wäre, dürfte man es blos mit Blättern unterhalten: man verſuchte auch wirklich ſie ihm zu reichen, und es fraß ſie auch, ſo lange ſie noch zart waren, ſehr gerne; aber ſo bald ſie trocken und wurmſtichig zu werden anfiengen, ſo nahm es ſie nicht ins Maul. Seit den drei Jahren, daß ich es lebendig in meiner Menagerie halte, iſt ſeine gewöhnliche Nahrung Brod, bisweilen auch Aepfel und Wurzeln, und ſein Getränk Milch geweſen: ſtets faßt er das, was er freſſen will in einer ſeiner Vorderpforten, ſo ſauer es ihm auch wird, und je größer das Stück, je ſaurer wird es ihm, es in ſeinen beiden Nägeln feſt

zu packen. Es ſchreit ſelten; dabei iſt ſeyn Geſchrei kurz, und wird vielmals kurz hintereinander von ihm wiederholt. Dieſes Geſchrei, ein ſo kläglicher Ton es auch iſt, kömmt doch dem des Ai gar nicht gleich, wenn der Ton Ai wirklich das Geſchrei deſſelben iſt. Die natürlichſte Lage des Unau, die er auch allen andern vorzuziehen ſcheint, iſt die, daß er ſich an einem Zweige, den Körper nach unten hin, hängt, bisweilen ſchläft er ſogar in dieſer Lage, alle vier Pfoten an einer Stelle eingehaft, ſo daß ſein Leib einen Bogen beſchreibt; die Stärke ſeiner Muskeln iſt unglaublich, aber wenn er geht, iſt ſie ihm ganz unnütz, denn ſein Gang iſt nichts deſtoweniger gezwungen und wackelnd; dieſe Bildung allein ſcheint mir die Urſache der Faulheit dieſes Thieres zu ſeyn; welches ſonſt weder irgend eine heftige Begierde hat, noch ſelbſt diejenigen, ſo ihn pflegen, kennt."

An-

Anhang

zum

Unau und Ai.

„In Cayenne, ſagt der Herr de la Borde, kennt man zwo Gattungen dieſer Thiere, die eine unter dem Namen das verächtliche Faulthier (pares-ſeux-honteux,) das andere unter dem des Hammel-Faulthiers (mouton-pareſſeux;) dieſes letzte iſt noch einmal ſo lang geſtreckt als das erſte, ſonſt von der nämlichen Höhe; es hat langes, dickes und weißliches Haar, und wiegt ungefähr fünf und zwanzig Pfund. Es ſtürzt ſich oben von den Bäumen auf die Menſchen herunter, eben ſo plump und ſchwerfällig, daß es leicht iſt, ihm auszuweichen. Es frißt Tag und Nacht.

Das verächtliche Faulthier hat ſchwarze Flecken, kann bis zu zwölf Pfund wägen, wohnt ſtets unter den Bäumen, und

frißt die Blätter des Kanonenbaums, 5) die man ſonſt für Gift gehalten. Ihre Eingeweide vergiften die Hunde, ſo davon freſſen, und doch iſt ihr Fleiſch ſehr gut zu eſſen, indeſſen macht auch nur das gemeine Volk dieſen Gebrauch davon.

Beide Gattungen werfen nur ein Junges, ſo ſie beſtändig auf dem Rücken tragen. Allem Anſehen nach werfen die Weibchen ihr Junges auf den Bäumen, indeſſen iſt man darin nicht ganz gewiß. Sie ernähren ſich von den Blättern des Monbain. 6) und des Kanonenbaums. Beide Gattungen ſind ſehr gemein, außer in der Gegend um Cayenne herum. Bisweilen hängen ſie ſich mit den Nägeln an ſolchen Baumzweigen, die über Ströme herüber hängen, und dann iſt es leicht, die Zweige abzuſchneiden, und die Thiere ins

5) Der ſchildförmige Kanonenbaum oder Trompetenbaum, Cecropia peltata Linn.) wird in den wärmern Gegenden von Jamaika und auf den karaibiſchen Inſeln nach dem Herrn Jaquin dreißig bis vierzig Schuh hoch, und hat große, rundliche ſchildförmige Blätter.
D.

6) Monbain. S. Bomare Diction. d'hiſt. nat. Edit. 3. Tom. 5. pag. 438.
D.

ins Waſſer zu ſtürzen, die aber nicht los laßen, ſondern ſich mit ihren Vorderpfoten feſt anhalten.

Um auf einen Baum zu klettern, ſtreckt das Thier ganz nachläſſig die eine Vorderpfote aus, die es ſo viel als möglich an dem Fuſſe des Baumes anlegt, und ſo hält es ſich mit ſeinem langen Nagel feſt, darauf hebt es den Körper höchſt unbeholfen auf, nach und nach ſchlägt es auch die andre Pfote ein, und ſo fährt es zu klettern fort. Alle ſeine Bewegungen geſchehen mit einer ganz unbeſchreiblichen Langſamkeit und Nachläſſigkeit. Hält man ſie in den Häuſern, ſo klettern ſie ſtets an einige Pfoſten oder gar Thüren heran, und bleiben höchſt ungerne auf der Erde: wenn man ihnen, wenn ſie auf der Erde ſind, einen Stock hinhält, ſo bemächtigen ſie ſich deſſelben ſogleich, und klettern bis ganz in die Höhe an ſelbigen heran, dann halten ſie ſich mit ihren Vorderpfoten ſo feſt als möglich, und umſchließen mit ihren ganzen Körper den Ort, wo ſie ſich geſetzt haben. Sie machen ein ſehr ſchwaches, klägliches und dumpfiges Geſchrei, das

 man

man nicht weit in der Ferne hören kann.“ a).

Man ſieht leicht, daß das Hammel-Faulthier des Herrn de la Borde eben der iſt, den wir Unau genannt haben, ſo wie ſein verächtliches Faulthier der Ai iſt, deren Beſchreibung und Abbildung wir im ſechſten Theil auf der 5 6 und 7ten Platte S. 71 u. f. geliefert haben.

Der Herr Vosmaer, ein gelehrter Naturkündiger und Aufſeher der Kabineter Sr. Hoheit des Prinzen von Oranien, hat mir in Abſicht deſſen, was ich von dieſem Thiere geſagt, zweierlei vorgeworfen; das erſte betrifft die Art, womit ſie ſich bisweilen von einem Baum herunter fallen zu laſſen pflegen. Hier ſind die Worte des Herrn Vosmaer ſelbſt:

„Die Erzählung des Herrn von Büffon, der da behauptet, daß dieſe Thiere (der Unau und Ai,) zu träge einen Baum herunter zu klettern, gezwungen wären, ſich

a) Auszug aus den Beobachtungen des Herrn de la Borde, königl. Arztes zu Cayenne.

B.

ſich wie einen Kloz fallen zu laſſen, wenn ſie auf der Erde kommen wollten.“ b)

Ich habe indeſſen dieſen Umſtand blos auf die Erzählung von Augenzeugen angeführt, die mir verſichert haben, ſie hätten das Thier verſchiedentlich ihnen vor die Füſſe fallen geſehen, und man ſieht, daß das Zeugniß des Herrn de la Borde, königlichen Arztes zu Cayenne, mit jenem ihren, ſo mir dieſen Umſtand erzählten, übereinſtimmt, und daß man folglich meine Erzählung in dieſem Stück nicht ganz verwerfen müſſe, (wie Herr Vosmaer ſich doch ausdrückt.)

Der zweite Vorwurf hat mehreren Grund; ich ſehe wohl ein, daß ich mich geirret, wenn ich geſagt habe, daß der Unau und Ai keine Zähne haben, und ich bin den Herr Vosmaer äuſſerſt verbunden, daß er dieſen aus bloßer Unachtſamkeit entſprungenen Fehler bemerkt hat. Eine Perſon, die mir einen Irrthum entdeckt, ſchätze ich eben ſo ſehr, als die

b) Beſchreibung eines fünffingerichten Faulthieres aus Bengalen. Seite. 5. Amſterdam 1767.

mich eine Wahrheit lehrt, denn was iſt ein aufgedeckter Irrthum in der That anders, als eine Wahrheit? (Buffon Supplem. a. a. O.)

Der Graf Büffon beziehet ſich auf die ausführlichere Beſchreibung des Unau und Ai von dem Herrn Daubenton: desfalls aus derſelben hier folgender Auszug nothwendig ward. Darin heißt es: „Der Unau (Taf. I.) der bei dieſer Beſchreibung zum Gegenſtande gedienet hat, war beinahe ſo groß, als ein Dachs, aber nicht ſo hoch von Beinen; denn ſeine Beine ſcheinen weder zum Stehen, noch zum Gehen gemacht zu ſeyn, ſondern nur zum Anhalten, und ſich hie und da etwa anzuklammern. Er hat einen runden Kopf, eine hervorliegende Schnauze, eine dicke rund zugehende Naſe, ovale Naſenlöcher, runde Augen, aufgetriebene und wulſtige Augenlieder, eine erhabene Stirn und Scheitel, und überaus kurze, rundlichte, ſehr dicke und beinahe ganz kahle Ohren, die ſehr nach hinten überlagen und gänzlich im Haare verſteckt waren. Der Hals hat das Anſehen, eben ſo dick als der Kopf zu ſeyn, weil er mit einem langen Haare bedeckt iſt, das, gleich dem Haare des

des Leibes, nach hinten gerichtet iſt; das Haar auf dem Kreuze hat eine entgegengeſetzte Richtung, und macht oberhalb des Kreuzes eine Art von Queermähne, indem es dem Rückenhaare begegnet; die Füſſe vom Fauſtgelenke und von der Ferſe bis ans Ende der Nägel, ſind nach Proporzion länger, als die Beine. An den Vorderfüſſen finden ſich nur zwo Zehen, und an den Hinterfüſſen drei; die Klauen ſind lang und krumm.

Wann der Unau auf ſeinen Beinen ruht, ſo liegen das Handgelenk und die Ferſe auf die Erde, der Vorderarm iſt ſchräge nach vorn gerichtet, und der Ellbogen iſt nicht viel über der Erde erhoben; das eigentlich ſogenannte Bein iſt gebogen, und macht nach dem Schenkel einen geraden Winkel, ſo daß der Untertheil des Kreuzes allezeit niedriger, als das Knie liegt. Der Gang dieſes Thiers iſt ungemein gezwungen. Wenn es einen Schritt thun will, ſo ſetzt es das Vorderbein nicht vorwärts; ſondern läßt blos den Fuß fortgleiten, ohne die Zehen auszuſtrecken; die Klauen bleiben hinterwärts gebogen, und der Fuß ſtützt ſich blos auf ihre Konvexität und auf das Fauſtgelenke,

ohne

ohne daß die Sohle die Erde berühret: dieſe Bewegung geſchieht nicht gerade nach vorne, ſondern ein wenig nach außen. Das Hinterbein und der hintere Fuß ſind nach außen zu noch weiter ausgeſpreitet, ſo daß der Fuß einen Zirkelbogen beſchreibt, wenn das Thier ihn vorwärts ſetzen will, und während dieſer Bewegung bleiben die Klauen, ſo wie die an den Vorderfüſſen, hinterwärts gekehrt, indem der Fuß blos auf ihrer konvexen Seite und auf der Ferſe trägt, ohne daß die Sohlen an die Erde kömmt. Ein Gang von dieſer Art kann unmöglich ſchnell, und nicht einmal leicht ſeyn; auch ſcheint das Thier gleichſam nur wider ſeinen Willen, und aus bloßer Noth zu gehen, um ſeine Bedürfniſſe zu ſuchen. Indeſſen iſt es doch ſo langſam nicht, als man ſich bei einer Bildung vorſtellen ſollte, die ſich ſo wenig zu der fortſchreitenden Bewegung ſchicket. Es gieng, wie mich dünkte, geſchwinder, als die Schildkröte, und ſein Gang kam mit dem Gehen der Fledermäuſe überein, wenn ſie auf allen Vieren kriechen, und ihre Flügel ruhen laſſen.

Es

Es kömmt den Unau weit leichter an, zu klimmen, und ſich in der Höhe und in der Luft irgendwo anzuhängen, als auf der Erde zu gehen. Alsdann ſtrecket er die Klauen von ſich, und bedienet ſich ihrer als Haken, indem er damit auf alles, was halten kann, eingreift. Da ſeine Klauen lang, krumm, ſpitzig und überaus ſtark ſind, ſo macht es ihm ſo wenig Mühe ſich damit anzuhalten, daß er daher ſolche Stellungen vorzüglich zu lieben ſcheint, wo er mit dem Leibe hängt, und ſich mit den Füſſen in der Höhe angehakt hat; ſo bleibt er eine geraume Zeit ſchweben, und das gefällt ihm, wie es ſcheint; ſogar um zu ruhen hängt er ſich zur Hälfte auf, indem er ſich auf den Hintern ſetzt, und ſich mit den Vorder- und Hinterfüſſen in einer kleinen Höhe anklammert, um dadurch ſeinen Leib in einer ſenkrechten Stellung zu erhalten: in dieſer Stellung bringt er die Nacht zu. Allein wenn er keine Vorlage hätte, wo er ſich mit ſeinen Vorderfüſſen anhängen könnte, ſo würde es ihm nicht möglich ſeyn, den Leib aufrecht zu erhalten; zwingt man ihn, ſich nieder zu ſetzen, ſo gleiten ſeine Hinterbeine zu beiden Seiten ſo ſehr auswärts, daß ſie alle beide

in

in einer Linie zu liegen kommen. So leicht ihm, vermöge der Bildung ſeiner Klauen, das Klettern wird, ſo unbehilflich und im höchſten Grade ungeſchickt ſteht ihm alles an, wobei es auf die Bewegungen der Beine und des Leibes ankömmt. Ich habe geſehen, daß derjenige der hier beſchrieben wird, ſich mit allen Vieren an dem Rande eines Spieltiſches aufhieng, und in dieſer Stellung ſich rund um den Tiſch herum bewegte; aber hinauf kommen konnte er nicht.

Mit dem Vorderfuſſe packt der Unau als mit einer Hand an, und bedienet ſich deſſelben, um ſeine Nahrung ins Maul zu bringen. Aber es iſt bei dem allein nur eine ſehr unvollkommene Hand, ſie hat nur zween Finger, wie ich bereits angemerkt habe, und zwo große Klauen. Dieſe Finger und dieſe Klauen, thun auch nur den Dienſt eines einzigen Fingers; denn ſie thun ſich nicht von einander, ſondern ſtrecken und biegen ſich zugleich; das Thier nähert die Spitze ſeiner Klauen gegen das Fauſtgelenk, beklammert die Sachen, die es faſſen will, und hebt es in die Höhe. Der Unau, den ich geſehen habe, fraß wenig, man unterhielt

ihn

ihn mit Brod, das im Backofen gedörrt war, und man gab ihm dabei Milch mit Waſſer vermiſcht zu ſaufen. Die meiſte Zeit hängte er ſich an dreien ſeiner Füſſe auf, und fraß mit dem vierten, ſo daß der Kopf niederwerts hieng. Wenn man ihm zuſetzte, daß er gar zu lange gehen mußte, ſo ſchrie er ganz ſchwach und kläglich. Er liebte die Hitze; und je weniger es warm war, deſtomehr ſchlief er; bisweilen dauerte ſein Schlaf achtzehn ganzer Stunden. Er hatte wenig Geruch, und ſchien kein gutes Geſicht zu haben. Dieſes Thier lebt jetzt in dem Thiergarten des Herrn Marquis vor Montmirail.

Die Länge des ganzen Körpers betrug von dem Ende der Schnauze bis zum After einen Fuß fünf Zoll und ſechs Linien.

Ein junger Unau, der von Surinam, über Amſterdam nach Paris kam, war viel kleiner und nur noch erſt neun Zoll und zehn Linien lang. Er war in Weingeiſt aufbewahret, und man zergliederte ihn, da man dann ungefähr wie bei den wiederkäuenden Thieren vier Mägen fand. Der große Panſch war darinn von dem Panſche des Ochſen und der mehrſten wie-

derkäuenden Thiere verſchieden, daß er an ſeinem hinterſten Theile nur eine einzige runde Erhabenheit hatte, und daß ſeine inneren Wände glatt und ohne alle Wärzchen waren. Es fand ſich ein Beutel, der dem Mützenmagen des Ochſen gleich kam; allein ſeine innern Wände waren, wie am Panſche glatt, und ohne alle Spuren eines Netzes; der Panſch wurde von den Mützenmagen zum Theil durch eine Zwiſchenhaut geſchieden. Anſtatt des dritten Magens bei den wiederkäuenden Thieren, hatte der Unau blos einen Beutel oder vielmehr eine Blaſengeſchwulſt, deren innere Wände glatt waren, und gar keine Spur von derjenigen Bildung hatten, die ſich in den Blättermagen des Ochſen findet. Zwiſchen dieſen Beutel und dem letzten Theile von den Mägen des Unau, war eine Verengerung befindlich, die nach ihrer Geſtalt und Lage mit dem Laabe des Ochſen überein kam, aber an ihren Wänden keine Falten hatte. Dieſer letzte Theil hörte mit dem Pförtner auf. Der Darmgang war vom Pförtner bis zum After dieſes jungen Thieres nur drei Fuß lang, doch hatten ſie in dieſem Maß noch viele Krümmungen. Man fand keinen Blinddarm. Die Gallenblaſe

fehlt

fehlt wahrſcheinlich wie beim Ai. Die Zunge war ihrer ganzen Länge nach dick, und an ihrem Vorderrande breit. Der Kehldeckel hatte in der Mitte einen Ausſchnitt. Der Gaumen war mit zehn ſehr unregelmäßigen Furchen überzogen. An jeder Seite der Bruſt fand man nur eine Saugwarze. —

Der Unau hat keine Schneidezähne, weder in dem obern noch in dem untern Kinnbacken; ein Hundszahn und vier Backenzähne, an jeder Seite des Oberkinnbackens, ein Hundszahn und drei Backenzähne, an jeder Seite des untern, welches in allem nur achtzehn Zähne ſind. Die Hundszähne gleichen der Geſtalt nach den Backenzähnen, ſie ſind zugeſpitzt, und wann das Maul geſchloſſen iſt, ſo berühren ſie ſich blos mit ihren Seiten. — Es fanden ſich drei und zwanzig Rückenwirbel, und an jeder Seite drei und zwanzig Rippen, zwölf wahre und eilf falſche, welches zuſammen ſechs und vierzig Rippen ausmacht, mehrere alſo als bei andern Thieren; Lendenwirbel ſind nur vier, und der Abſtand zwiſchen der letzten falſchen Rippe und dem Hüftknochen iſt da-

der klein. " Büff. a. a. O. pag. 27. u. ſ. w.

„Der Ai, ſagt Daubenton, gleicht dem Unau in der Bildung; aber er unterſcheidet ſich von ihm durch die Beſchaffenheit und die Farben des Haars, durch die Figur der Schnauze, durch die Zahl der Zehen an den Vorderfüſſen, und durch den Schwanz, denn er hat einen kleinen Schwanz, und der Unau hat gar keinen. Die fünfte Kupfertafel ſtellt junge Ais nach verſchiedenen Stellungen vor; und auf der ſechſten Kupfertafel iſt ein älteres Thier von eben der Art vorgeſtellet. Der Ai, nach welchem dieſe Beſchreibung gemacht iſt, war ſehr klein. Er hatte einen länglichteren Kopf, als der Unau, und eine weit kürzere Schnauze, ſo, daß Schnauze und Kopf zuſammen eine runde Gruppe vorſtelleten. Der untere Kinnbacken war ſo dick, daß die Oeffnung des Mundes ſich mitten in der Vorderfläche der Schnauze befand; dieſe war eben ſo kurz, als der Mund, ohne übermäßig groß zu ſeyn, und erſtreckte ſich zu beiden Seiten faſt unter den Hinterwinkel des Auges. Die Naſe ſtand ein wenig her-

hervor; die Stirn war nicht ſo erhaben, als am Unau, und die Ohren waren noch kürzer, ſie waren auswärts blos durch einen behaarten Rand merklich. An jedem von den vier Füſſen fanden ſich drei Klauen, die des Unau ſeinen gleich waren; die Klauen an den Vorderfüſſen waren ein wenig gröſſer, als an den Hinterfüſſen, und die Mittelklaue an jedem Fuſſe war ein wenig länger, als die beiden andern.

Die Haare des Ai waren von den Haaren des Unau und anderer Thiere sehr unterſchieden; ſie ſahen aus als trockenes Gras; jedes dieſer Haare war geplätet und weit breiter, als dick. Die Haare des Kopfes und des Halſes waren vorwärts gerichtet, und lieſſen nichts blos, als die Augen und die Schnauze. Die Farbe dieſer Haare war braun und weiſſlich unvermiſcht. Das Braune ſtach vornämlich auf dem Kopfe, auf der Bruſt, am Bauche und an den Seiten des Leibes hervor; und auf den Rücken fand ſich mehr weiſſliches als braunes.

	Zoll.	Lin.
Länge des ganzen Körpers, vom Ende der Schnauze bis an den		

	Z.	L.
After in gerader Linie gemeſſen . . .	7	6
Länge des Kopfes von dem Ende der Schnauze bis Hinterkopf .	1	10
Umfang von dem Ende der Schnauze . .	2	8
Umfang der Schnauze unter den Augen . .	2	11
Umriß von der Oeffnung des Mauls . .	1	2
Abſtand zwiſchen den beiden Naſenlöchern . .	—	1
Abſtand zwiſchen dem Ende der Schnauze und dem Vorderwinkel des Auges . .	—	6
Abſtand zwiſchen dem Hinterwinkel und dem Ohre .	1	6
Länge des Auges, von einem Winkel bis zum andern .	—	3
Oeffnung des Auges .	—	2
Abſtand zwiſchen den Vorderwinkeln des Auges nach der Krümmung des Stirnblatts .	1	1
Eben derſelbe Abſtand in gerader Linie . .	—	8

Um=

Umfang des Kopfs zwiſchen den Augen und Ohren . .	4	6
Länge der Ohren . .	—	$2\frac{1}{2}$
Breite des Untertheils, nach der äußern Krümmung gemeſſen .	—	$5\frac{1}{2}$
Abſtand zwiſchen den beiden Ohren, unten genommen .	1	2
Länge des Halſes . .	1	3
Umfang des Halſes .	2	6
Länge des Vorderarms, von dem Ellbogen bis an das Fauſtgelenk	2	1
Umfang des Fauſtgelenks .	1	8
Länge von dem Fauſtgelenke bis ans Ende der Klauen .	2	1
Länge des Beins vom Knie bis an die Ferſe . .	1	9
Breite in der Gegend der Ferſe.	—	8
Länge von der Ferſe bis ans Ende der Klauen . .	2	0
Breite des Vorderfuſſes .	—	6
Breite des Hinterfuſſes .	—	$6\frac{1}{2}$
Länge der größeſten Klauen .	—	10
Breite an der Unterflache .	—	$1\frac{1}{2}$.

Es finden ſich in dem königlichen Kabi-nete zwo Aihäute; die Kopfknochen ſitzen noch an einer von dieſen Häuten, die vom Ende der Schnauze bis zum Schwanze ei-nen Schuh und zehn Zoll lang iſt; die Länge des Schwanzes beträgt anderthalb Zoll. Die andere Haut iſt nur ein klein wenig eben ſo groß, als die erſte; der Kopf fehlt daran, aber die Klauen ſind da. Das Haar dieſer beiden Häute iſt eben ſo beſchaffen, wie an den kleinen Ai, den ich beſchrieben habe; es iſt faſt zween Zoll und ein Viertel lang; die Farben kommen an dieſen beiden Häuten nicht ganz genau mit einander überein.

An der erſten iſt das Angeſicht mit ei-nem kurzen, ſteifen und geſträubten Haare umgeben, ſo an ſeinem Urſprunge weißlich, und an der Spitze röthlich iſt. Der übri-ge Theil des Kopfes und der Hals ſind mit einem längeren, weicheren, braunen und ſchwärzlichen Haaren umgeben. Auf dem Wiederriſſe findet ſich ein länglichter Streif, der durch ein kurzes Haar von ſchöner ſchwarzer Farbe gebildet wird, und an je-der Seite zween röthliche Flecken neben ſich hat. Dieſe röthlichen und ſchwarzen Far-ben ſind Urſache, daß man dem Ai den Na-

men

men Brandmücken gegeben hat, indem es das Anſehen hat, als wenn ſein Haar auf dem Rücken in der That verbrannt wäre. Der ganze Obertheil von dem Leibe dieſes Thiers, und die Beine ſind von gemengter Farbe, braun, röthlich und weißlich; der Untertheil des Leibes iſt braun und grau untermiſcht.

Die Farben von dem Haare der andern Haut, ſind darin unterſchieden von den Farben der andern Haut, daß das Haar, ſo das Angeſicht umgiebt, gelblich iſt; das Haar des Kopfes und des Halſes iſt nicht ſchwärzlich, und hat mehr graue als braune Schattirungen. Die Flecken, die an den Seiten des ſchwarzen Streifes auf dem Wiederriſſe ſind, haben ſehr ſchöne röthliche Sprenkel, und unterhalb des Leibes, und an den Beinen findet ſich nichts von dieſen Farben; das Graue und Weißliche ſind daſelbſt die Hauptfarben, und herrſchen über das Braune. Der Untertheil des Leibes iſt eben ſo wenig braun als grau. Unten an der Wurzel der Haare von dieſen beiden Häuten findet ſich ein kurzes und feines Wollhaar, das von gleicher Farbe mit denjenigen Haaren iſt, zwiſchen welchen es ſich befindet.

Die Klauen ſind gelblich, und ſehr feſt an einander geſchloſſen, die Klauen an den Vorderfüſſen ſind nach ihrer Krümmung gemeſſen, zween Zoll neun Linien lang, und die an den Hinterfüſſen, nur einen Zoll und drei Linien. Sowohl dieſe als jene ſind an der Unterfläche nicht über drei Zoll breit.

Die Lage der Eingeweide des jungen Ai, deſſen Maße in der vorhergehenden Tabelle angeführt ſind, gieng darin ab von der Lage der Eingeweide des Una, daß die Mägen die ganze linke Seite einnahmen, und daß die Windungen des Darmganges, der mit dem Grimdarme änderer Thiere übereinkam, fieng in der rechten Wamme an, ſtreckte ſich vorwärts in die rechte Seite, bog ſich einwärts nach der Leber, und verlängerte ſich nach hinten, um ſich an den Maſtdarm anzuſchließen.

Der Ai hatte vier Mägen wie der Unau; allein der Panſch unterſchied ſich von dem Panſche des Unau darin, daß die Wölbung viel länglicher war, und eine lange Verlängerung hervorbrachte; der Mützenmagen war von dem Panſche durch einen tiefen Einſchnitt abgeſondert; der Blättermagen

gen und das Laab waren wie am Unau. — Die Gedärme waren vom Pförtner bis zum After zween Schuh und zwei Zoll lang. Uibrigens waren die Eingeweide und Zähne des Ai denen vom Unau ähnlich. Anſtatt der ſechs und vierzig Rippen des Unau, hat aber der Ai nur acht und zwanzig, vierzehen an jeder Seite, neun wahre und fünf falſche. Er hat auch wie der Unau vier Lendenwirbel und vier falſche Wirbelknochen im Heiligbeine; allein im Schwanze befinden ſich bei dem Ai fünfzehn falſche Wirbel, daher ein kurzer Schwanz entſteht." Büffon a. a. O. pag. 33. u. ſ. f.

Der Kuri,

oder

der kleine Unau. a)

Buffon. Suppl. quar. Tom. X. pl. 35.

Wir geben hier (Tab. XXXV.) eine Zeichnung von einem Thier, deſſen Art an die Art des Unau grenzt; es iſt freilich um die Hälfte kleiner, aber es iſt ihm in der Geſtalt des Kopfs ſehr ähnlich. Dies Thier iſt in einer Wohnung des franzöſiſchen Guyane gefunden; es war auf dem Hühnerhofe mitten unter den Hühnern und fraß mit ihnen; dies iſt, ſagt man, das eine Individuum was man in Cayene geſehen hat, woher es uns für das königliche Kabinet, unter dem Namen des Kuri geſchickt iſt; wir haben aber von ſeinen Naturtrieben keinen Bericht erhalten, und ſehen

a) Nach dem Zuſatz zu den Supplementen, Vol. III. pag. 289.

der Kuri. T. CCLXI.

Büff. N. d. Vierf. T. XIII. T.

hen uns alſo genöthigt, uns nur auf ſeine ſimple Beſchreibung einzuſchränken.

Dieſer kleine Unau gleicht dem groſſen in einem weſentlichen Merkmal. Er hat wie dieſer nur zween Zehen an den Vorderfüſſen, anſtatt daß der Ai drei hat, und folglich gehört er zu einer ganz andern Art wie der Ai; er iſt von der Spitze der Naſe bis zum Anfang des Schwanzes nur zwölf Zoll lang, da hingegen der Unau von dem wir Vol. XIII. die Geſchichte und Beſchreibung geliefert haben, ſechszehn Zoll und ſechs Linien hatte, und doch ſchien dieſer kleine Unau ausgewachſen zu ſeyn; er hat wie der große zween Zehen an den Vorder- und fünf an den Hinterfüſſen, aber er iſt nicht nur durch die Taille von ihm verſchieden, ſondern auch durch das Haar, das muscusbraun mit grauſich und gelb ſchattirt iſt, und dies Haar iſt viel kürzer, und ſeiner Farbe nach weniger glänzend als bei dem Unau, unter dem Bauch hat er eine hellere Muscusfarbe mit aſchgrau ſchattirt, und dieſe Farbe nimmt unter dem Halſe bis an die Schultern, die Geſtalt eines ſchwachen blasgelben Streifen an. Die größten Nägel dieſes kleinen Unau ſind nur neun Linien

lang.

lang, da die an dem größeren einen Zoll ſieben und eine halbe Linie lang ſind.

Wir haben den großen Ungu lebendig gehabt, aber da wir die Beſchreibung von dem kleinen nur nach einer ausgeſtopften Haut haben machen können, ſo ſind wir nicht im Stande, über alle die Verſchiedenheiten die ſich zwiſchen dieſen Thieren finden können, zu entſcheiden, wir nehmen aber nichts deſtoweniger an, daß ſie nur eine und dieſelbe Art ausmachen, in der ſich dieſe beiden Raßen, die eine, eine größere, die andre, eine kleinere, befinden.

Ich habe dem Herrn de la Borde nachgeſagt, (Suppl. Vol. III. pag. 239.) daß das Faulthier was er Mouton nennt, die Menſchen oben von den Bäumen anfällt; dies iſt vom Herrn de la Borde nicht gut ausgedrückt; es iſt gewiß, daß er die Menſchen nicht angreift, aber wie alle Faulthiere überhaupt von den Bäumen nicht herunter ſteigen können, ſo ſind ſie genöthigt herunter zu fallen, und fallen zuweilen auf Menſchen. Herr de la Borde führt in ſeinen nouveaux Memoires vier Arten von Faulthieren an, nämlich das Cabri-Faulthier, das Mouton-

Faul-

Faulthier, das Faulthier mit dem brandfarbnen Rücken, und das neue Faulthier was wir jetzt Kuri genannt haben. Da er von dieſen vier Arten keine genaue Beſchreibung giebt, ſo können wir ſie mit denen, die wir kennen, nicht vergleichen; wir nehmen es blos an, daß ſein Cabri-Faulthier und ſein Mouton-Faulthier, unſer Ai und unſer Unau ſind; er hat uns eine Haut geſchickt, die uns die von ſeinem Faulthier mit dem brandfarbnen Rücken zu ſeyn ſcheint, aber ſie war nicht gut genug aufbehalten, daß wir hätten beurtheilen können, ob ſie von einem Thier kömmt, deſſen Art von der Ai-Art, dem dieſe Haut mehr ähnlich zu ſeyn ſcheint, als der vom Unau, verſchieden iſt. Buff. Suppl. XI. pag. 29.

CIII.

CIII.

Der Surikate. [1])

Büff. Allg. Hiſt. der Nat. VII. 2. Tab. 8.

Dieſes Thier iſt in Holland unter dem Namen Surikate gekauft; es findet ſich in Surinam und den übrigen Ländern des ſüdlichen Amerikas: 2) Wir hielten ihn einige Zeit, und darauf theilte mir der Herr

1) Surikate. Buff. Hiſt. nat. XIII. pag. 72. tab. 8. Edit. in 12. Paris. Tom. VI. pag. 93. pl. 8. und Tom. VIII. pag. 283. Bomare Dictionn. IV. pag. 278. (Edit. 3.) Tom. VIII. pag. 392.

The fourtoed Weeſel. Pennant Synopſ. quadr. 228. n. 163.

Surikate. Aleſſandri quadr. III. tab. 144. (aus Büffon.)

Viverra Suricata. Der vierzehige Rüſſelträger. Schrebers Säugthiere. p. 434. tab. 117. (Büff.).

Vi-

der Surikate. T. CCLXII.

Büff. N. d. Vierſ. T. XIII. T.

Herr de Seve, der mit nicht minderer Sorgfalt als Einſicht die Thiere in unſerm Werke gezeichnet hat, folgende Bemerkungen, die er in zween Monaten, darin er dieſes Thier lebendig beobachtet, über ſeine Natur gemacht hat, mit. Es iſt ein artiges Thier, munter und gewandt, geht bisweilen aufgericht, ſitzt oft ganz grade, mit hängenden Vorderpfoten, ſteilem Kopfe, und dreht den Hals wie auf einer Angel; Dieſe Stellung nahm er immer an, wenn er ſich bei dem Feuer wärmen wollte. Er iſt kleiner als ein Kaninchen, und in ſeinem Wuchſe und Felle der Manguſte ziemlich ähnlich, außer daß er etwas beſſer bei Leibe iſt, und nicht einen ſo langen Schwanz hat. In Abſicht der Schnauze aber, deren Obertheil über den untern hervorſtehend und aufgeworfen iſt, kömmt er dem Coati näher, als irgend einem andern Thiere. Ein beinahe ausſchließendes Kennzeichen deſſelben,

Viverra (Suricatta) pedibus tetradactylis. Erxleb. Mammal. pag. 448. n. 4.
Vivera tetradactyla. Pall. Miſcell. pag. 60. Der Surikatt. Zimmermann geogr. Zool. II. pag. 287. n. 181. D.

2) Wir werden im Anhange ſehen, daß es nicht in Amerika, ſondern am Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden werde. D.

ſelben, indem es blos ihm und der Hyäne zukömmt, beſteht darin, daß dieſe beiden Thiere an allen Pfoten vier Zehen haben.

Anfänglich gaben wir dieſem Surikate, weil er noch ſehr jung war, blos Milch; aber bald zeigte ſich ſein Geſchmack fürs Fleiſch; mit größter Gierigkeit fraß er rohes Fleiſch, und vorzüglich Hühnerfleiſch; auch ſuchte er junge Thierchen zu überfallen, und ein junges Kaninchen, das man in eben dem Hauſe hielte, würde eine Beute für ihn geworden ſeyn, hätte man ihm ſeinen Willen gelaſſen. Eben ſo lieb mochte er Fiſche, und noch lieber Eier; man hat ihn Eier, die man eben zum Aufkochen ins Waſſer gelegt hatte, mit ſeinen beiden Vorderpfoten herausholen ſehen; Früchte, und ſelbſt Brod aß er nicht, wo man es ihm wenigſtens nicht gekäut hatte. Seiner Vorderpfoten bediente er ſich eben wie das Eichhörnchen, die Speiſen zum Munde zu bringen. Beim Trinken ſchlappte er wie ein Hund, und trank kein Waſſer, wo es nicht wenigſtens laulicht war; ſein gewöhnliches Getränk war ſein Urin, einen ſo ſtrengen Geruch ſelbiger auch hatte. Mit Katzen ſpielte er gerne, jedoch ſtets im Scherze; Kinder biß er nie, und überhaupt Niemanden,

ren, 3) als deſſen Aufſeher des Hauſes, den er nicht leiden konnte. Seiner Zähne bediente er ſich nicht zum Nagen, aber mit ſeinen Nägeln pflegte er den Gipsboden und das Pflaſter aufzukratzen. Er war ſo zahm, daß man ihn beim Namen lockte; und lief ganz allein das ganze Haus durch, und war gleich wieder da, ſo bald man ihn rief. Er hatte zweierlei Stimmen, wenn er aus Einſamkeit Langeweile fühlte, oder ein ungewöhnliches Geräuſch hörte, ſo bellte er, wie ein junger Hund; hingegen liebkoſete man ihn, oder fühlte er ſonſt etwas Behägliches, ſo gab er einen eben ſo hellen und durchdringenden Ton von ſich, als eine mit der größten Heftigkeit gedrehte Klappermühle. Unſer Thier war ein Weibchen, und ſchien ungeachtet des kalten Himmelſtrichs, den es auch, aller unſrer angewandten Mühe es zu füttern und zu erwärmen ungeachtet, nicht länger als einen Winter aushalten konnte, oft brünſtig zu ſeyn.

An-

3. Man ſehe die Einſchränkung im Anhange.
D.

Anhang.

Vom Surikate.

Wir haben erwähnt, *) daß der Surikate den Kindern nichts Böſes zufügte, und nur einige erwachſene Perſonen biſſe und unter andern den Herrn des Hauſes, wogegen er einen Abſcheu gefaßt hatte. Ich habe ſeitdem erfahren, daß er in der That weder die Frau noch die Kinder dieſes Hauſes biſſe, daß er aber viele Perſonen beiderlei Geſchleches gebiſſen hat. Herr de Seve hat bemerkt, daß er durch den Geruch zum Beißen gereizt würde. Wenn einer ihn anfaßte, ſo zog der Knorpel an der Spitze der Naſe ſich in Falten indem er roch, und nach dem Geruch den er von einer Perſon bekam, biß er oder nicht. Dies hat ſich immer bei einer ziemlichen Anzahl Leute gezeigt, die die Probe gewagt haben, und was das ſonder-

*) Tome VI. pag. 95.

derbare iſt, wenn er einen einmal gebiſſen hatte, ſo biß er ihn immer, ſo daß man nicht ſagen kann, daß es aus natürlicher Neigung oder aus Eigenſinn geſchahe. Es gab Leute die ihm ſo ſehr mißfielen, daß er, um ſie zu beißen, los zu kommen ſuchte, und wenn er die Füſſe nicht erreichen konnte, ſo machte er ſich an die Schuhe und Röcke, ſo daß er daran riß; er brauchte ſogar bisweilen Liſt, um den Perſonen, die er beißen wollte, näher zu kommen.

Herr Vosmaer macht in einer Anmerkung p. 7. ſeiner Beſchreibung von einem fliegenden Eichhorn eine Bemerkung, die mir richtig geſchienen, wofür ich ihm hier meine Erkenntlichkeit bezeugen muß.

Herr von Büffon (ſagt Herr Vosmaer, iſt wahrſcheinlich in Anſehung des Namens Surikate und des urſprünglichen Aufenthalts dieſes Thiers, das Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Oranien im vergangenen Sommer von dem Herrn Tulbogh geſandt iſt, getäuſcht worden. Es gehört nicht in Amerika, aber wohl in Afrika zu Hauſe. Dies kleine Thier, wovon man mir zwei von verſchiedenem Ge-

ſchlecht zugeſchickt hatte, wovon aber das Weibchen auf der Reiſe geſtorben war, iſt Kolben nicht bekannt geweſen, wenigſtens erwähnt er es gar nicht, und es ſcheint, daß es ſich nur ganz vorne an in den Gegenden aufhält, welches man aus dem Briefe des Herrn Gouverneurs, den ich zu eben der Zeit empfieng, ſchließen kann, und wo es heißt: „Ich habe noch dem obgenannten Kapitain zwei kleine lebendige Thiere ein Männchen und ein Weibchen geſchickt, denen wir indeſſen keinen Namen geben, noch ſie zu einer Art bringen können, indem man ſie mir zum erſtenmal geſchickt hat, und weit her aus Wüſten und ſteinigten Gebirgen dieſer weiten Gegend. Sie ſind ſehr ſanft und artig, und eſſen friſches, gekochtes, oder rohes Fleiſch, rohe Eier, und Ameiſen wenn ſie ſie erhalten können. Ich wünſche daß dieſe Thiere lebendig ankämen, weil ich nicht glaube daß man ſchon ähnliche in Europa geſehen hat."

Dies Zeugniß des Herrn Tulbogh iſt zuverläſſig, und was Herr Vosmaer vorher ſagt, iſt richtig. Ich unterſchreibe es mit Vergnügen, denn ob ich gleich dies Thier lange Zeit lebendig gehabt habe, und es beſchrieben und abzeichnen laſſen, ſo hatte

ich

ich weder von ſeinem Namen, noch von ſeinem urſprünglichen Klima eine andere ſichere Nachricht, als den Bericht eines Thierhändlers, der mir ſagte, daß er es in Holland unter dem Namen des Surikate 4) gekauft hätte, und daß es von Surinam käme. Wir ſagen alſo jetzt, daß es ſich nicht in Surinam noch in andern südamerikaniſchen Provinzen aufhält, ſondern in Afrika in gebirgigten Ländern über dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Was den Namen betrifft, ſo thut der zur Sache nichts, und wir wollen den Namen Surikate gern verändern, wenn wir eines beſſern berichtet ſind. Buff. Suppl. quadr. (Edit. n 12. Paris) Tom. VIII. pag. 283.

Daubenton ſagt in der allgemeinen Naturgeſchichte:

„Der Surikate (Tab. 8.) der bei dieſer Beſchreibung zum Gegenſtande gedienet hat, war ein wenig größer als ein Sürmület, und hatte in der Bildung der Ohren viel ähnliches mit der Manguſte, aber der Schnauze nach war er keinem un-

4) Der holländiſche Name Surikat, Surikatie kommt doch den geſchwänzten Makis, beſonders dem Mokoko zu. Pall.

unter allen Thieren, die in dieſem Werke beſchrieben ſind, ſo ähnlich als dem Coati. Die Spitze der Schnauze erſtreckte ſich auf vier Linien weiter hinaus, als die Unterlefze, ſo daß die Naſe, ſo wie bei den Schweinen, hervorlag; das Thier bewegte dieſelbe und drehete ſie aufwärts, wenn es etwas wittern, oder beißen wollte. Die Naſenlöcher ſind, wie beim Hunde, doch hatte die Naſe keine Furche, die ſich von der Scheidewand der Naſenlöcher bis an die Lefze erſtreckte; dieſer Raum war rund erhaben; die Augen waren groß, und die Ohren ungemein kurz und gerundet. An jedem Fuſſe waren nur vier Zehen befindlich; die Nägel waren ſehr lang, rinnenförmig zuſammengebogen, und von ſchwarzer Farbe. Die Fußſohle war von ungemeiner Länge, beſonders an den Hinterfüſſen.

Die Naſe, der Umkreis der Augen, und die Ohren waren ſchwarz; das Stirnblatt hatte eine braune Farbe; die Seiten des Kopfes und der Schnauze, und der Untertheil des Unterkinnbackens waren weiß oder weißlich. Der ganze übrige Kopf, der Hals, der Rücken, das Kreuz, die Seiten des Leibes, die Schultern, der Arm, die auswendige Seite des Vorderarms, des

Schen-

Schenkels und des Beins, hatten eine gemiſchte Farbe, und waren weiß, braun, gelblich und ſchwarz durch einander: es fanden ſich zweierlei Sorten von Haaren, das längſte und ſteifeſte war an der Wurzel ſchwarz, höher hinauf weiß, ſchwarz und abermals weiß, und gieng endlich in eine ſchwarze Spitze aus: das andere Haar war kürzer, weicher und von gelblichbrauner Farbe. Die Bruſt, der Bauch, die inwendige Fläche des Vorderarms, des Schenkels und des Beins, wie auch die vier Füße hatten eine gelbliche Farbe. Der Schwanz war von gleicher Farbe, ausgenommen ſeine Oberfläche, die ſchwarz untermiſcht, und ſein Ende, welches ſchwarz war. Die längſten Haare hielten gegen anderthalb Zoll."

Die Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Naſe bis an den Aſter betrug einen Fuß, die Länge des Kopfs zwei Zoll, acht Linien; das Gewicht ein Pfund und dreizehen Unzen. Die Beſchreibung der Eingeweide und Knochen findet man ebenfalls bei Daubenton. Die Gallenblaſe hatte eine beſondere Bildung, ſie war länglich und beinahe birnförmig, aber durch Höcker und Verengerungen verun-

ſtaltet. Die Zunge war breit, dünne und am Ende gerundet. Die kurzen, dicken Wärzchen darauf, lagen nach hinten und endigten ſich in eine harte Spitze. An jeder Seite des Afters fand ſich ein Beutel; das Auswurfsröhrchen von jedem dieſer Beutel gieng innerhalb des Afters hinein, und ſie enthielten eine ſchleimige gelbliche Materie.

Die Zähne haben viele Aehnlichkeit mit den Zähnen der fleiſchfreſſenden Thiere, als des Wolfes, des Dachſes, der Hyäne; ihrer ſind an der Zahl vier und dreißig, wie bei der Hyäne, welche aber zehen Backenzähne in dem Oberkinnbacken und acht in dem untern hat; da hingegen bei dem Surikate im untern Kinnbacken zehen und im obern acht Backenzähne ſind. In jedem Kinnbacken ſind zween lange Hundszähne und ſechs kleine Schneidezähne.

Das Thier hat vierzehen Rückenwirbel, an jeder Seite vierzehen Rippen, neun wahre, fünf falſche; ſechs Lendenwirbel, vier falſche Wirbel im Heiligbeine und zwanzig in dem Schwanze. Büffon am ang. O. pag. 42. u. ſ. w.

Büff. N. d. Vierf. T. XIII. T.

CIV.

Der Tharſer. [1])

Büffon Allg. Hiſt. der Nat. VII. Tab. 9.

Wir haben dies Thier durch einen Zufall von Jemand bekommen, der uns weder ſagen konnte, wo es herkäme, noch wie man es nenne. Es iſt aber ſehr merkwürdig wegen ſeiner außerordentlich langen Hinterbeine. Die Knochen der Füße,

1) Le Tarſier. Buff. Hiſt. nat. XIII. pag. 87. tab. 9. Edit. Paris. 12. Tom. VI. pag. 96. pl. 9.
The wooly Jerboa. Penn. Syn. quad. pap. 298. n. 225.
Tarſiere. Aleſſ. quadr. III. tab. 145. (Abbildung Büſſon.)
Lemur (Tarſier) cauda gracili nuda apice ſubfloccoſa, tibiis poſticis nudis. Erxleben Mammal. pag. 71. n. 6.
Lemur Spectrum. Pallas Nov. Spec. Glir. pag. 275. not. a.

Füſſe, und vorzüglich diejenigen, die den obern Theil der Ferſe ausmachen, ſind übermäßig groß, und von dieſem, ſehr in die Augen fallenden Kennzeichen haben wir ſeinen Namen hergenommen. Es iſt doch der Tarſer nicht das einzige Thier deſſen Hinterfüſſe ſo gebildet ſind. Der Jerboi hat noch längere Oberfüſſe; es muß dieſer Name Tarſer daher nur als ein Behelfsnamen angeſehen werden, den man verändern muß, ſo bald man den wahren Namen dieſes Thieres, den es in ſeinem Vaterlande hat, erfährt. Der Jerboi findet ſich in Aegypten, in der Barbarei und Oſtindien. Ich habe mir ſogleich vorgeſtellet, der Tarſer könne wohl aus eben denſelben Erdtheil und Himmelsſtriche ſeyn, weil er demſelben bei dem erſten Anblicke ſehr ähnlich zu ſeyn ſcheint. *)

Dieſe beiden Thiere ſind gleich groß, beide ſind nicht größer als eine Ratze von mit-

Der Tarſer. Didelphis? macrotarſus. Schreb. Säugthiere. pag. 554. n. 4. tab. 155. Der Tarſer, der Podje. Zimmermann Zool. II. pag. 217. D.

*) Um dieſe Thiere deſto beſſer vergleichen zu können, bitten wir den Leſer, die Abbildung des Gerboi, die Edwards in ſeinen Glanures pag. 18. geliefert hat, mit der unſrigen von dem Tarſer anzuſehen und ſie zu vergleichen. B.

mittelmäßiger Größe, beide haben über die Maßen lange Hinterbeine, und außerordentlich kurze Vorderbeine; beide haben einen entſetzlich langen Schwanz, an deſſen Ende lange Haare ſind; beide haben gar große Augen, gerade breite und offene Ohren; beide haben gleichermaßen an dem untern Theil ihrer langen Beine keine Haare, wiewohl die übrigen Theile ihres Leibes damit bedeckt ſind. Da nun dieſe Thiere dergleichen ſehr ſonderbare Kennzeichen, die blos ihnen eigen ſind, mit einander gemein haben; ſo ſollte man dem Anſchein nach vermuthen, daß ſie verwandte Arten oder zum wenigſten ſolche Arten ſeyn, welche unter einerlei Himmelsſtrich und in eben demſelben Lande geboren werden. Wenn man ſie aber in Abſicht anderer Theile mit einander vergleicht; ſo muß man nicht nur zweifeln, ſondern ſogar das Gegentheil behaupten. Der Tarſar hat fünf Zehen an jedem Fuß; er hat, ſo zu ſagen, vier Hände, indem ſeine fünf Zehen ſehr lang und wohl von einander abgeſondert ſind. Der Daum an den Hinterfüſſen endiget ſich mit einem platten Nagel, und wenn gleich die Nägel an den andern Zehen ſpitzig ſind, ſo ſind ſie doch dabei ſo groß, kurz und klein, daß das Thier dem-

un-

ungeachtet ſeine vier Füſſe als Hände gebrauchen kann. Dahingegen hat die Jerboiſe nur vier Zehen, und vier lange und krumme Nägel an den Vorderfüſſen, und anſtatt des Daums iſt blos eine Erhöhung ohne Nagel. Allein ſie unterſcheidet ſich von unſerm Tarſer noch mehr dadurch, daß ſie nur drei Zehen oder drei große Nägel an den Hinterfüſſen hat. Dieſer Unterſchied iſt zu groß, als daß man dieſe Thiere als verwandte Arten anſehen könnte, und es möchte nicht unmöglich ſeyn, daß ſie auch in Anſehung des Himmelſtriches ſehr weit von einander entfernet wären. Denn wenn man den kleinen Wuchs, die vier Hände, die langen Zehen, die kleinen Nägel, den großen Schwanz und die langen Füſſe des Tarſer betrachtet; ſo ſcheint er mit der Marmoſe, dem Cayopollin und einem andern kleinen Thier in Südamerika, von welchem wir in folgenden Abſchnitt reden wollen, große Aehnlichkeiten zu haben. Man ſieht hieraus, daß wir hier blos unſere Zweifel angeben, und man muß daraus abnehmen, daß wir denenjenigen, die dieſe Zweifel durch die Anzeige des Himmelſtrichs und Namens dieſes kleinen Thiers heben wollten, Dank wiſſen würden.

Anhang.

Daubenton ſagt: „Der Tarſer (Pl. 9.) iſt ein kleines Thier, von einer ſehr außerordentlichen Bildung. Seine Hinterbeine ſind gegen die vordern übermäßig groß, und beſonders wegen desjenigen Theils, der mit dem Auftritte des Fuſſes und mit der Ferſe des Menſchen überein kömmt. Dieſer Theil, den die Zergliederer die Fußwurzel nennen, iſt an dem Thiere das hier beſchrieben wird, eben ſo lang als der übrige Fuß, wiewohl ſeine Zehen von ungemeiner Länge ſind.

Der Leib des Tarſers iſt nicht größer, als der Leib eines Mülots, allein die Hinterbeine ſind länger, als der Leib, der Hals und Kopf zuſammengenommen. Der Kopf kam mir rund vor, ſo viel ich von den Verhältniſſen dieſes Thiers nach einem Individuo habe urtheilen können, das aufgetrocknet und durch die lange Zeit eingeſchrumpft war. Es hatte eine kurze dünne Schnau-

Schnauze, unmäßig große und bei einander ſitzende Augen, lange, gerade, nackte und durchſichtige Ohren, wie die Ratzen. Sein Schwanz war überaus lang; es war derſelbe blos am Anfange und am Ende behaart, und ſchien ſeit dem Tode dieſes Thiers, ſein Haar nicht verloren zu haben. An jedem Fuſſe fanden ſich fünf dünne und ſehr lange Zehen; die Zehen an den Hinterfüſſen waren eben ſo lang, als die an den vordern; die Nägel waren ſehr klein, ans Ende der Zehen angeſchmiegt, weißlich von Farbe und ſpitzig, den Nagel am Daume des Hinterfuſſes ausgenommen, welcher breit war, dieſer Daum war dick und weit abgeſondert, wie der Daum einer Hand, aber doch eben ſo lang, als die andern Zehen.

Das Haar des Tarſers war eine Art von Wolle, die ſechs bis ſieben Linien lang; ungemein weich, dem größten Theile ihrer Länge nach, von der Wurzel an von ſchwärzlichgrauer Farbe und hingegen an ihrer Spitze auf dem Rücken, dem Kreuze und dem Bauche von dunkelfalber Farbe war, die am übrigen Leibe heller wurde. Auf dem Kopfe war faſt gar nichts Falbes zu ſehen. Dieſer war aſchgrau,

vor=

vornämlich in der Gegend der Backen, wo das Haar lang war. Die Aſchfarbe erſchien auch nebſt der falben faſt auf dem ganzen Leibe. Die Füſſe waren fahl.

Der Tarſer hat zwei und dreyſig Zähne, nämlich zween Schneide= und zween Hundszähne, und ſechs Backenzähne an jeder Seite. Die Schneidezahne ſind geſpitzt; die untern ſitzen näher zuſammen, als die obern; die Hundszähne des Unterkinnbackens ſind lang und ein wenig hinterwärts gekrümmet; die in dem obern Kinnbacken ſind gerade und ſehr kurz; die drei erſten Backenzähne an jeder Seite der Kinnbacken haben nur eine Spitze." Büff. a. a. O. p. 50.

Wegen der Vergleichung, die der Herr Graf von Büffon zwiſchen den Tarſer und den Jerboa oder die ſpringende Maus macht, iſt Herr Pennant bewogen, den Tarſer zu dieſen Jerboas zu ordnen. Herr Schreber ſtellt ihn hinter den Beutelthieren auf, mit welchen er auch in Anſehung der vier Hände, des Schwanzes und desgleichen Aehnlichkeit hat. Erxleben nennt ihn, wie Herr Pallas, einen Lemur, und letzterer giebt folgende eigene kurze Beſchreibung

von

von ihm, nach mehreren Thieren dieſer Art, die er in der ſchloſſerſchen Sammlung ſahe. „Der Tarſer des Büffon, eine von Linne unberührte Thierart wäre am ſchicklichſten der Geſpenſtlemur (Lemur Spectrum) zu nennen. Das Vaterland deſſelben, welcher dem Herrn Graf Büffon unbekannt war, iſt in den äußerſten Inſeln des indianiſchen Meeres, beſonders Amboina, von da es nur ſelten in die holländiſchen Naturalienſammlungen kömmt, und woſelbſt es unter dem madagaskariſchen Namen Podje bekannt iſt. Die Zähne waren etwas anders, als Herr Daubenton ſie beſchreibt, beſchaffen. Es ſtehen nämlich oben und unten nur zween etwas große, ſtumpfe Vorderzähne; darauf oben zween vordere Hundszähne, welche von den Vorderzähnen entfernet, und kaum länger als dieſe waren; unten waren ſie groß und ſtanden nahe an den Vorderzähnen; die Nebeneckzähne waren klein, aller Orten der Zahl nach zween, von welchen oben die vorderen kleiner waren. Dem ganzen Anſehen nach, kömmt es, den Schwanz abgenommen, dem trägen Maki (Lemur tardigradus,) welches ebenfalls in ſeiner Gattung eine Abweichung macht, aber doch nicht leicht von demſelben zu trennen

iſt

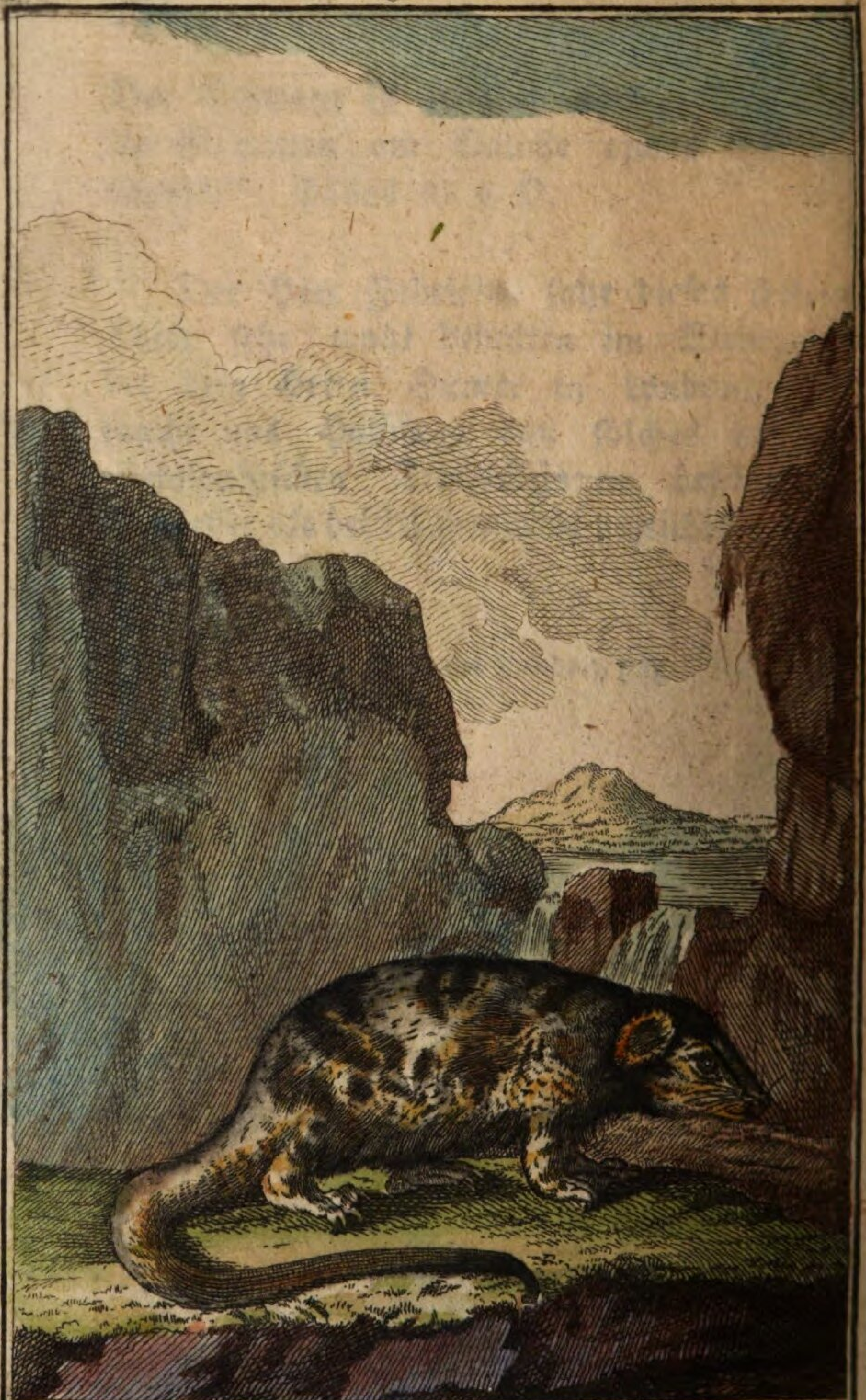
iſt, am nächſten. Die Schnauze iſt nicht ſo lang als am trägen Maki, und die Naſe breiter; die untere Lefze iſt inwendig gekerbet; die Haare in den Knebelbärten und Augenbraunen ſind ziemlich lang. Die Augen ſehr hervorſtehend und vielleicht zur nächtlichen Lebensart beſtimmt; die Ohren groß, länglich, nackt, braun, am äußern Rande nach der Wurzel zu gleichſam doppelt, inwendig mit dreien Runzeln in der Quere, von welchen die unterſte in einen Lappen verlängert war. Die Zehen an den Vorderpfoten waren dem Verhältniſſe nach wie an der Menſchenhand beſchaffen; der Daumen nicht abſtehend. An den Hinterpfoten aber war der Daum ſehr abſtehend, lang, ſtark, mit einem großen Ballen und kleinem Nagel; die beiden Zehen zunächſt am Daumen waren faſt kürzer als dieſer und durch längere ſichelförmige Nägel unterſchieden; die längſte dritte Zehe war, mit dem kürzeren vierten, wie an den Vorderpfoten mit einem ſehr kleinen, flachen, etwas ſpitzen Nagel verſehen. — Der ganze Bau, auch in Anſehung der Zähne, verbindet die Lemur- und Beutelthiersgattung in eine ſehr nahe natürliche Ordnung mit einander.

Der Schwanz iſt ziemlich nackt. Die Ruthe iſt mitten am Bauche etwas hervorragend.“ Pallas a. a O.

Der Herr Fabricius ſahe dieſes ſeltene Thier ſehr wohl behalten im Weingeiſte bei dem Herrn Hunter in London, und macht uns Hoffnung daß ſolches in den philoſophiſchen Transakzionen beſchrieben und beſſer als bei Büffon werde gezeichnet werden. *)

*) Fabricius Briefe aus London, pag. 94.

das Phalanger Mänchen. T. CCLXIV.



Büff. N. d. Vierf. T. XIII. T.

das Phalanger Weibchen. T. CCLXV.

Büff. N. d. Vierf. T. VIII. T.

CV.

Der Phalanger. 1) a) b)

Büff. Allg. Hiſt. der Nat. VI. 1 Tab. 10. u. 11.

Dieſe Thiere, wovon uns ein Männchen und Weibchen unter dem Namen ſurinamiſcher Ratzen geſchickt worden, haben weit mehr Aehnlichkeit mit den Ratzen, als mit den Thieren eben deſſelben Landes, deren Geſchichte wir unter den Namen

 Mar=

1) a) Didelphis (orientalis) digitis duobus intermediis plantarum coadunatis. Erxleb. Mam p. 79. n. 3.

De Coescoes; Val. Amboin. III. p. 272. (Die Abbildung der Füſſe fehlerhaft.)

Mus ſeu ſorex americanus major, agreſtis, capite grandi pullus. Seb. theſ. I. pag. 50. tab. 31. fig. 8.

Mus americanus maj. agreſtis, capite grandi. Klein. quadr. pag. 58.

Le Philandre a groſſe tête: Philander (capite craſſo) ex rufo luteus in dorſo, in ventre ex albo flavicans, capite craſſo. Briſſ. regn. an pag. 293. n. 8.

Marmoſe und Cayopollin ſchon angeführt haben. Man kann aus der ſehr genauen Beſchreibung, welche Herr Daubenton von ihnen gemacht hat, ſehen, 2) wie ſehr ſie, und vorzüglich im Inneren, von den Ratzen verſchieden ſind. Daher haben wir dafür gehalten, daß wir die zuſammengeſetzte und überdies unſchickliche Benennung ſurinamiſche Ratzen verwerfen müßten. Und da kein einziger Naturkündiger, noch Reiſender dieſes Thier genennet oder angezeiget hat; ſo haben wir einen Namen er-

Die groſse amerikaniſche dickköpfige Waldmaus. Halle. vierfüß. pag. 434.
Phalanger. Bom. Dict III pag. 442.
Le Phalanger. Buff. Hist. nat. XIII. pag. 92. femelle tab. 10. male tab. pl. 11. Edit. Pariſ. 12. pag. 100. pl. 10. fig. 11. fig.
Didelphis orientalis. Pallas miſcell. pag. 59.
The Surinam Opoſſum. Penn. Syn. quadr. pag. 209.
Falanger. Aleſſ. quadr. III. tab. 146. (aus Buff.)
Der Amboineſer Didelphis indica. Müller Naturſ. Supplem. pag. 35.

b) Der Kuskus. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 228. n. 132. Büff. vierf. Thiere. Th. VIII. pag. 109. n. 9. Schrebers Säugthiere. pag. 550 tab. 152
Beutelthier Kuskus, Phalanger. Allg. Geſch. der Nat. in alphab. Ordn. VII. 1. pag. 231.*)
*) Argenſola Beſchreib. der Moluken. pag. 167. Barchewitz oſtind. Reiſeb. 513. Voy. de Mandeslo. II. pag. 384. D.

2) Man ſehe folgenden Anhang.

erfunden, und ſelbigen von einem Kennzeichen genommen, der ſich bei keinem andern Thiere findet. Phalanger nennen wir es, weil es ſonderbar gbildete Knöchel an den Zehen hat, und von den vier Zehen, die zu den fünf Nägeln gehören, womit ſeine Hinterfüſſe bewaffnet ſind, der erſte mit ſeinem Nachbar zuſammengewachſen iſt; ſo, daß dieſe doppelte Zehe eine Gabel ausmacht, und ſich erſt bei dem letzten Knöchel trennt, um zu den beiden Nägeln zu kommen. Der Daum iſt von den übrigen Zehen abgeſondert, und hat am Ende keinen Nagel. So merkwürdig dieſes letzte Kennzeichen iſt; ſo wird es doch nicht blos bei ihm angetroffen. Der Sarige und die Marmoſe haben eben ſolchen Daum, kein Thier aber hat, gleich dieſem, zuſammengewachſene Zehen.

Dieſe Thiere ſind dem Anſchein nach in Abſicht der Farben des Haars unter ſich von einander verſchieden, wie man an den Figuren des Männchens und Weibchens ſehen kann. Sie ſind von der Größe eines kleinen Kaninchens oder einer ſehr großen Ratze, und ihres äußerſt langen Schwanzes, ihrer langen Schnauze und der Ge-

 ſtalt

ſtalt ihrer Zähne halber merkwürdig. Durch die letztere allein könnte der Phakanger den von der Marmoſe, dem Sarige, Ratzen und allen andern Gattungen von Thieren, mit welchen man ihn möchte vergleichen wollen, unterſchieden werden.

An-

Anhang
zum Phalanger und Kuskus.

Daubenton ſagt in der allgemeinen Naturgeſchichte: Der Phalanger (Taf. X.) iſt beinahe ſo groß, als ein Sürmülot; er iſt von Surinam gekommen. Ich weiß nicht, daß irgend ein Schriftſteller dieſes Thier genannt habe, und ich gebe ihm den Namen Phalanger, weil er an einigen Gliedern der Zehen ein ſehr ſeltſames und ihm allein eigenes Abzeichen hat. Die erſte und letzte Zehe, an den Hinterfüſſen nämlich, ſind unter der Haut faſt gänzlich mit einander verbunden; blos mit ihren letzten Gliedern ſind ſie von einander getrennt. Dieſes Thier unterſcheidet ſich wenig von dem Sarige, der Marmoſe und dem Cayopollin, in Anſehung der Bildung ſeines Schwanzes und des Daums an den Hinterfüſſen, und es hat eine groſſe Aehnlichkeit mit der Marmoſe, vermittelſt einer

Queerfalte, die die Haut unter dem Bauche macht; allein es hat eine längere Schnauze, als der Sarige, eine nicht ſo platte Scheitel und weit kürzere Ohren, welche faſt gänzlich unter dem Haare verſteckt ſind, daß ſie von außen und innen bekleidet; die vier Füſſe ſind nach Proporzion dicker als bei dem Sarige; die Klauen ſind größer und gehen weit über die Knollen hinaus, womit ſich die Zehen endigen; der Daum an den Hinterfüſſen hat keinen Nagel, er ſteht nicht allein weit von den Zehen ab, ſondern ſcheint nach hinten übergebogen zu ſeyn, und neben der Ferſe zu ſitzen, welches die Sohle des Fuſſes überaus breit macht. Die beiden erſten Zehen ſind klein in Vergleichung mit dem Daume und den beiden letzten Zehen ſie ſind auch kürzer und ſcheinen nur aus einem Gliede zu beſtehen, denn ſie ſind, wie ich ſchon angeführt habe, beim Anfange des Gliedes worauf der Nagel ſitzt, und welches das dritte iſt, mit einander verbunden; aber unter der Haut fühlet man jede dieſer beiden Zehen, die von außen, ſo weit ihre beiden erſten Glieder gehen, nur eine einzige Zehe ausmachen. Dieſe Bildung kam mir ſo außerordentlich vor, daß ich ſie für etwas Monſtröſes gehalten haben würde,

de, wenn ich ſie nicht nur an den beiden Hinterfüſſen des Phalangers, der bei dieſer Beſchreibung zum Gegenſtand gedient hat; und ein Weibchen war, ſondern auch an den Hinterfüſſen eines Männchens geſehen hätte. Der Schwanz iſt ungefähr auf ein Viertel ſeiner Länge vom Anfange an behaart; das folgende Viertel hat nur Haar auf der Oberſeite, die untere iſt kahl, wie der ganze übrige Schwanz; die Unterſeite des letzten Viertels iſt beinahe glatt, ſie enthält blos kleine Falten und gleicht der Haut in der flachen Hand; auch iſt der Schwanz niederwärts gekrümmet, welches glaublich macht, daß das Thier ſich deſſelben, wie einer Hand bediene, um ſich aufzuhängen und allerhand Körper damit zu faſſen: alles übrige von dem kahlen Theile des Schwanzes iſt höckericht und hat große queerlaufende Runzeln.

Der Obertheil der Schnauze, die Stirne, die Scheitel des Kopfes, die Ohren, der Obertheil des Halses, die Schultern, der Rücken, die Seiten des Leibes, das Kreuz, die Oberſeite von demjenigen Theile des Schwanzes, der behaart iſt; die äußere Fläche des Arms, des Vorarms, des Schenkels und des Beins, imgleichen der Ober-

theil der vier Füſſe hatten eine Mengfarbe, und waren röthlich, blaß, aſchgrau und gelblich. Es fand ſich ein ſchwärzlicher Streif, der ſich von dem Hinterkopfe, längs dem Halſe, dem Rücken, bis ans Ende der Lenden erſtreckte; dieſer Streif war ungefähr drei Linien breit; die Seiten der Schnauze, des Kopfes und des Halſes, der Unterkinnbacken, die Kehle, der Unterhals, die Bruſt, der Bauch, die untere Seite von demjenigen Theile des Schwanzes der mit Haaren beſetzt iſt, und endlich die inwendige Fläche der vier Beine waren von untermiſchter Farbe, ſchmuzigweiß und gelblich; das Stück des Schwanzes, worauf keine Haare ſind, war zum Theil braun und zum Theil gelblich.

Die Länge des ganzen Körpers vom Ende der Schnauze bis an den After beträgt in grader Linie acht Zoll und neun Linien und die Länge der Schwanzrippe zehn Zoll.

Der Darmgang war acht Schuh lang; die Gallenblaſe groß. Die Haut bildete in der Gegend des Nabels und des Unterleibes eine große Queerfalte, die in der Mitte vier Linien hoch war; ſie war nach hinten zu kon-

konvexer und nach vorn konkav, in Geſtalt eines halben Mondes, deſſen beide Hörner neun Linien weit von einander ſtanden. — Die Zähne unterſchieden ſich ſehr von den Zähnen der Sarige und aller andern Thiere, in dem obern Kinnbacken finden ſich acht Schneidezähne von ſehr verſchiedener Größe und Bildung; der erſte und vierte an jeder Seite ſind ſpitzig und länger als die beiden andern; die zweiten ſind dicke, kurz und breit; die dritten ſind ungemein klein. Der unteren Schneidezähne ſind an der Zahl nicht mehr als zween; ſie haben faſt eben dieſelbe Dicke als die zweiten der oberen, aber ſie ſind weit dünner und endigen ſich in einen Löffelſchnabel. Wenn der Mund geſchloſſen iſt, ſo ſtoßen ſie an die obern zweiten Schneidezähne und liegen zum Theil hinter denen die in der Mitte ſind. Es iſt ein leerer Raum zwiſchen dem oberen erſten Schneidezahne und dem erſten Backenzahne; welche beiden Zähne übrigens von gleicher Bildung ſind; der zweite Backenzahn iſt ungemein klein und kurz und raget kaum aus dem Fache hervor; die drei letzten Zähne ſind dicke Backenzähne, ſie haben verſchiedene Spitzen; der letzte von dieſen iſt der dickſte, der zweite, der dritte und vierte im Unterkinnbacken ſind überaus

klein

klein und ſtehen eben ſo wenig als der obere ſechſte aus dem Fache hervor. Die drei letzten unteren Zähne ſind dicke Backenzähne, der vorletzte iſt der größte.

Das Thier hat dreizehn Rückenwirbel, an jeder Seite dreizehn Rippen; ſieben wahre und ſechs falſche; ſechs Lendenwirbel und wie bei der Sarige und Marmoſe zwei falſche im Heiligbein und neun und zwanzig im Schwanze, auch wie dieſe Thiere im Becken überzählige Knochen. Der auf der eilften Kupferplatte abgebildete Phalanger war dem vorigen gleich, außer daß er größer war und eine ſchmuzigweiße und gelblich untermiſchte Farbe mit ſchwärzlichen Flecken hatte. Dieſe Flecken waren auf dem Kopfe klein und nicht ſehr merklich; hingegen fanden ſie ſich häufiger und merklicher oben auf dem Halſe, auf dem Widerriſſe, auf den Schultern und auf der äußern Fläche des Arms und des Beins, ſo, daß des Schwarzen mehr war als des Weißlichen. Die Flecken waren noch größer und dunkler, aber auch ſeltner auf dem Rücken, an den Seiten des Leibes und an der Außenfläche des Schenkels. Das Haar war dicht und weich, gewiſſermaßen wollenähnlich und ungefähr

neun

neun Linien lang. Der kahle Theil des Schwanzes hatte eine gelbliche Farbe. Es war ein Männchen und von der Schnauze bis zum After zehn Zoll fünf Linien lang, und die Schwanzrippe betrug neun Zoll, acht Linien.“ Die Beſchreibung der inneren Theile findet man auch von Daubenton beſchrieben, Büffon a. a. O. p. 52. u. ſ. w.

Es iſt der Phalanger wahrſcheinlich einerlei Thier mit dem im achten Theile, Seite 91 beſchriebenem Kuskus, Coescoes, Cuscus, Cuſos oder Cuſſu oder dem orientaliſchen Beutelthiere. Welches Thier gewiß in der alten Welt gefunden wird. Dieſes Thier iſt nach dem Herrn Pallas weiß mit gelblichen Anſtriche und das Weibchen hat einen wahren Sack am Unterleibe. Man findet den Kuskus auf Amboina und den übrigen moluckiſchen Inſeln, er nimmt ſeine Nahrung mit den Vorderfüſſen auf den hintern ſitzend, und grunzt wie ein Eichhorn; iſt ſehr furchtſam und läßt aus Furcht oft einen ſtinkenden Harn. Vom Schrecken erſtarret es und wird bei dieſer Gelegenheit leicht gefangen. Das Weibchen hat drei bis vier Junge und eben ſo viel Säugwarzen nach dem Valentin. Die Cuzos ſind nach Argenſola

ſola den Kaninchen ähnlich, haben dicke, krauſe Haare, runde, helle Augen, kleine Füſſe, einen ſchönen langen Schwanz, womit ſie ſich an die Aeſte hängen, und ſie riechen übel. Die übrigen Nachrichten von dieſem Thiere ſind ſchon im achten Theile angeführt. Auf Neuſüdwallis oder der Oſtküſte von Neuholland fand ſich ein Beutelthier, welches wahrſcheinlich einerlei Thier mit dem Phalanger war, und nach dem Herrn Banks den ſonderbaren Bau der Zehe wie der Büffonſche Phalanger hatte.

CVI.

der Coquallin. T. CCLXVI.

Büff. N. d. Vierſ. T. XIII. T.

CVI.

Der Coquallin. 1)

Büffon. Allg. Hiſt. der Nat. VII. 1. Tab. 13.

Ich habe bemerket, daß das uns aus Amerika unter dem Namen eines pomeranzenfärbigen Eichhörnchens geſchickte Thier, eben

1) Sciurus (variegatus) corpore ſupra nigro, albo & fuſco variegato. Erxl. Mamm. pag. 421. n. 6.

Quauhtecallotlquapachtli aut Coztiocotequallin. Fernand. anim. nov. Hiſp. pag. 8.

Coquallin. Bom. Dict. I. pag. 653.

Le Coquallin. Buff. Hiſt. nat. XIII. pag. 109. tab. 13.

The varied. Sequirrel. Penn. Syn. quadr. pag. 285. n. 211.

eben daſſelbe war, das Fernandez a) unter dem Namen Quauhicallorquapachi oder Coztiocotequallin angezeiget hat. Da dieſe mexikaniſchen Wörter uns gar zu ſchwer auszuſchrepen ſind; ſo habe ich das letztere abgekürzet, und daraus Coquallin gemacht, welches von nun an der Name dieſes Thiers ſeyn wird. Es iſt kein Eichhörnchen, ob es ihm gleich in der Geſtalt und dem federbuſchähnlichen Schwanze ſehr gleich kömmt; denn nicht nur durch verſchiedene äußerliche Zeichen, ſondern auch durch ſeine Natur und ſeine Sitten unterſcheidet er ſich von demſelben.

Der Coquallin iſt viel größer als das Eichhörnchen, in duplam fere creſcit magnitudinem, ſagt Fernandez. Es iſt ein ar-

Coquallin. Aleſſ. quadr. III. tab. 147.

Das Coquallin. Schrebers Säugth. pag. 789. tab. 218.

Das Coquallin. Zimmerm. geogr. Zool. II. pag. 326. n. 252.

a) Fr. Fernandés Hiſtor. anim. Nov. Hiſpan. Cap. XXVI. pag. 8.

D. B.

artiges Thier, und ſeiner Farben wegen ſehr merkwürdig. Er hat einen ſchönen gelben Bauch, und einen Kopf, der eben ſowohl als ſein Leib weiß, ſchwarz, braun und pomeranzenfarbig iſt, mit verſchiedenen Veränderungen. Es bedeckt ſich mit ſeinem Schwanze wie das Eichhörnchen, hat aber nicht wie dieſes, Haarpinſel an den Zipfeln der Ohren. Er ſteigt nicht auf die Bäume, ſondern hält ſich wie das Erdeichhörnchen b) das wir Schweitzer genennet haben, in Löchern und unter den Wurzeln der Bäume auf, da macht es ſein Lager, und zieht ſeine Jungen auf; es füllet auch ſeine Wohnung mit Korn und Obſt an, um den Winter über davon zu freſſen; es iſt mißtrauiſch und liſtig, und ſogar ſo wild, daß es ſich nicht zahm machen läßt.

Der Coquallin ſcheint blos in den ſüdlichen Theilen von Amerika angetroffen zu werden. Die blonden oder pomeranzenfärbigen Eichhörnchen in Oſtindien ſind viel kleiner, und

b) Man ſehe den zweiten Band dieſer Naturgeſchichte S. 269. u. f. f. Büffon vierf. in 8. Th. VII. pag. 223. 233. u. 242 — 254.

und ihre Farben ſind einförmig. Dies ſind wahre Eichhörnchen, welche auf Bäume klettern und darauf ihre Jungen werfen, da hingegen der Coquallin und der amerikaniſche Schweitzer, gleich den Kaninchen, ſich unter der Erde aufhalten, und dem Eichhörnchen nicht weiter als in der Geſtalt ähnlich ſind.

Anhang.

zum Coquallin.

„Der Coquallin (Tab. 13.) ſagt Daubenton, kömmt ſeiner körperlichen Bildung nach mit dem Eichhörnchen überein, nur iſt er ein wenig größer und hat ganz andre Farben des Haars. Das Haar am Schwanze iſt eben ſo lang, als beim Eichhörnchen, allein die langen pinſelförmigen Haarſpitzen oben auf den Ohren fehlen dem Coquallin.

Das Ende der Schnauze und die Ohren ſind weiß; der Untertheil und die Seiten des Kopfes haben eine ſchöne ſchwarze Farbe, mit einigen röthlichen pomeranzenen Schattirungen, welche letzteren beſonders an den Seiten des Kopfes ſehr hervorſtehen; der Hinterkopf, der Obertheil und die Seiten des Halſes, der Rücken und die Sei-

ten des Leibes, der Schwanz, die Schulter und die Außenfläche des Arms und des Schenkels haben eine untermengte ſchwarze, pomeranzenrothe und röthliche Farbe. Der Untertheil des Kopfes und des Halſes, die Bruſt der Bauch, die innere Fläche des Arms und des Schenkels, das übrige von den vier Beinen und die Füſſe ſind völlig pomeranzenroth, den Untertheil des Mittelfuſſes ausgenommen, der noch dabei eine ſchwarze Schattirung hat. Die längſten Haare am Leibe halten, ſo wie beim Eichhörnchen, gegen einen Zoll, und die Schwanzhaare ſind bis auf viertehalb Zoll lang. Die Barthaare ſind ſchwarz und zwei Zoll neun Linien lang; die Nägel haben eine ſchwarze Farbe.

Die Länge des ganzen Körpers vom Ende der Schnauze bis an den After betrug in gerader Linie zehn Zoll und neun Linien. Die Eingeweide ſchienen mit denen vom Eichhörnchen überein zu kommen." Büffon Allg. Hiſt. der Nat. a. a. O. pag. 62.

Es iſt dieſer Coquallin doch nicht allemal doppelt ſo groß als das gemeine Eichhörnchen, denn Herr Pennant ſahe einen

Co-

Coquallin von der Größe des gemeinen Eichhörnchens, welches oben braun, pomeranzenfarbig und grau gefleckt, unten aber pomeranzenfarbig war. Ich würde hier die übrigen von dem Grafen Büffon nicht beſchriebenen Eichhörner aufgeführt haben, wenn derſelbe den Coquallin nicht ſo weit davon getrennet und gänzlich von denſelben hätte abgeſondert wiſſen wollen. Sie werden alſo in den Nachträgen vorkommen.

Inhalt
des dreizehnten Bandes
der
Naturgeſchichte
vierfüßiger Thiere.

LXXXXIII. Das Biſamthier. S. 5.
Anhang. S. 33.
LXXXXIV. Der Babiruſſa. S. 89.
Anhang. S. 100.
LXXXXV. Der Cabiai. S. 105.
LXXXXVI. Das Stachelſchwein. S. 116.
LXXXXVII. Der Cuandu. S. 136
Anhang. S. 149.
Anhang. S. 111.
LXXXXVIII. Der Urſon. S. 151.
Zuſatz. Das langſchwänzige Stachelthier. S. 158.
LXXXXIX. Der Tanrec und der Tendrac. S. 161.
Anhang. S. 166.
Zuſatz. Der langöhrigte Igel. S. 176.

C. Die

C. Die Giraffe. S. 187.
Anhang. S. 212.
CI. Das Lama und Paco. S. 236.
Anhang. Vom Vigogne. S. 268.
— — Vom Lama. S. 291.
CII. Der Unau und der Ai. S. 312.
Anhang. S. 341.
Der Kuri, oder der kleine Unau. S. 362.
CIII. Der Surikate. S. 366.
Anhang. S. 370.
CIV. Der Tarſer. S. 377.
Anhang. S. 381.
CV. Der Phalanger. S. 387.
Anhang zum Phalanger und Kuskus. S. 391.
CVI. Der Coquallin. S. 399.
Anhang. S. 403.

Anzeige
der im dreizehnten Bande der
Naturgeſchichte vierfüßiger Thiere
enthaltenen Kupfertafeln.

1. Das Biſamthier. Pallas Spicil. Zool. XIII. Tab. 4. Seite 5.
2. Das Biſam- oder Muskusthier. Buffon Suppl. quadr. X. Pl. 29. S. 33.
3. Der Babiruſſa. Buffon Suppl. quadr. VIII. Pl. 12. S. 89.
4. Der Cabiai. Büffon allgem. Hiſt. der Nat. XII. Tab. 49. S. 105.
5. Das Stachelſchwein. Büffon XII. Tab. 51. S. 116.
6. Ein anderes Stachelſchwein. Büffon XII. Tab. 52. ebend.

7. Der Cuandu. Büffon XII. Tab. 54. S. 136.
8. Der Urſon. Büffon VI. 2. Tab. 55. S. 151.
9. Das langſchwänzige Stachelthier. Schrebers Säugthiere. Tab. 170. S. 158.
10. Der Tanrec. Büffon XII. Tab. 56. S. 161.
11. Der Tendrac. Büffon XII. Tab. 57. ebend.
12. Der ungeöhrte Igel. Seba Tab. 49. Fig. 3. S. 170.
13. Der malackiſche Igel. Seba Tab. 81. S. 173.
14. Der langöhrigte Igel. Schreber Tab. 176. S. 176.
15. Die Giraffe. Schreber Tab. 255. S. 187.
16. Der Vigogne. Buffon Suppl. quadr. X. Pl. 28. S. 268.
17. Der Lama. Buffon Suppl. quadr. X. Pl. 27. S. 291.
18. Der Unau. Büffon VII. Tab. 1. S. 312.
19. Ein erwachſener Ai. Büffon VII. Tab. 6. ebend.
20. Junge Ais oder Faulthiere. Büffon VII. Tab. 5. ebend.
21. Der Kuri. Buffon Suppl. quadr. XI. Pl. 35. S. 362.

22. Der Surikate. Büſſon VII. 2. Tab. 8. S. 366.
23. Der Tarſer. Büſſon VII. Tab. 9. S. 377.
24. Der Phalanger, Männchen. Büſſon VII. Tab. 11. S. 387.
25. — — — — Weibchen. Büſſon VII. 10. S. 387.
26. Der Coquallin. Büſſon VII. Tab. 13. S. 399.

26
~~23.~~ 2

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buffon, Georges Louis Le Clerc de, 1707-1788 / Martini, Friedrich Heinrich Wilhelm, 1729-1778 / Otto, Bernhard Christian, 1745-1835

Herrn von Buffons Naturgeschichte der vierfüßigen Thiere

Bd.: 13

Brünn 1789

H.nat. 94-3,13
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10075187-3
VD18 80114253